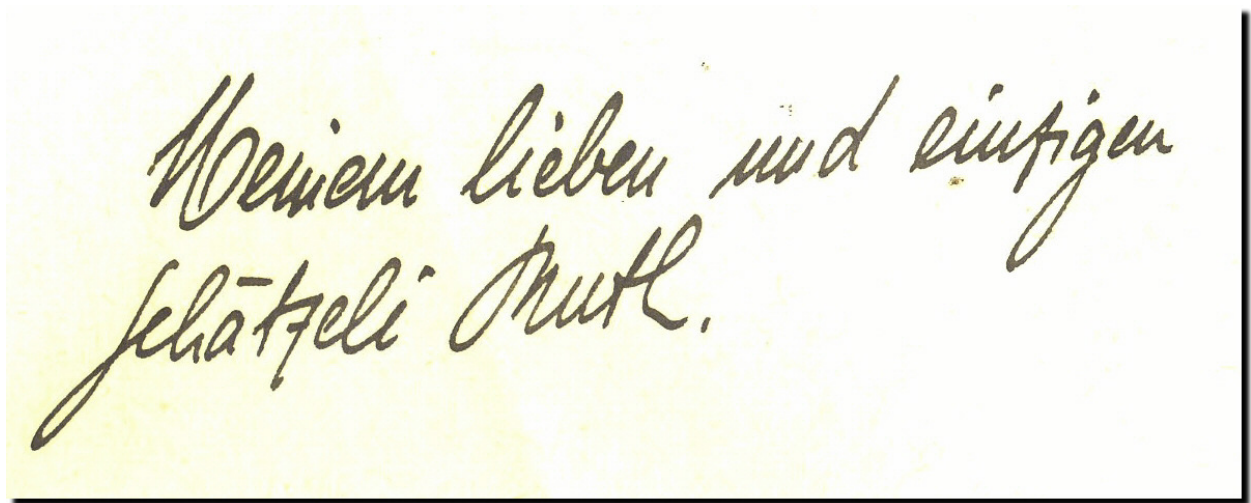


HANS SCHWARZ

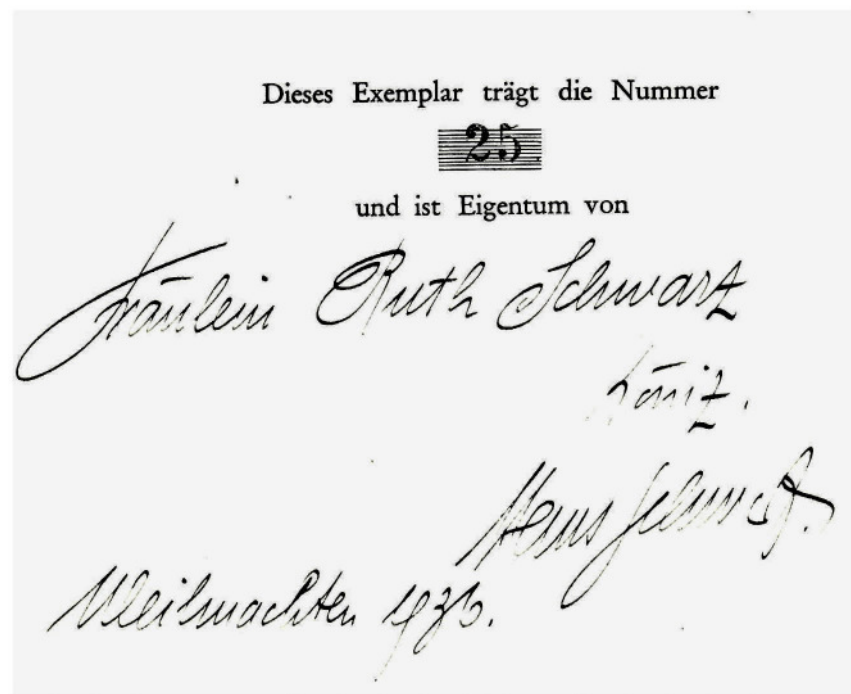
Vier Pferde ein Hund
und drei Soldaten

Hans Schwarz widmete das Buch, das dieser Neuauflage zu Grunde liegt, seiner Tochter Ruth



Meinem lieben und einzigen
schätzeli Ruth.

Von diesem Buch wurden
450 Exemplare nummeriert,
vom Verfasser signiert
und in Ganzleder gebunden.



HANS SCHWARZ

Vier Pferde, ein Hund und drei Soldaten

Ein Ritt nach Stambul und Athen

Mit 32 Bildtafeln

Original
MCMXXXVII
RASCHER VERLAG ZÜRICH UND LEIPZIG

Nichtkommerzielle Neuauflage 2011
im Eigenverlag Ignaz Schmucki, CH-3600 Thun

Im Internet zur Verfügung gestellt mit der freundlichen Genehmigung
von Frau Ruth Müller-Schwarz, Köniz, Tochter von Hans Schwarz

Alle Rechte bleiben bei den Erben.

Gestattet ist alleine der Ausdruck zum privaten Lesegebrauch.

Ausdrücklich ausgeschlossen von der Nutzung ist jede Verbreitung und/oder Aufarbeitung
kommerzieller Natur (i. B. Print-, Ton- und Filmmedien).

Dies gilt für das Gesamtwerk, wie auch für Ausschnitte davon.



*Einer unbekannten Lastträgerin
in den Steinbrüchen von Delphi*

Die Pferde

Mit ihren Nüstern blasen sie im Schreiten
Vom Gras hinweg den Staub der Zeiten.
Ueber den Hügel hin zur blauen Bucht
Geht flatternd ihrer schwarzen Mähne Flucht.
Ihr Antlitz schwankt im stillen Wasserspiegel
Vom Mond gehascht mit silberblankem Zügel.
Der eigne Schatten macht sie schreckhaft schnaufen;
die Nacht durchdämmern sie, um froh im Tag zu laufen.

Ssergej Jessenin

Wir sind unser acht: vier Pferde, ein Hund und drei Soldaten.

Ich stelle vor:

„Arbalète“, unser Rappe. Man kennt ihn in Frankreich und Italien. Er trabte vom Jura an den Atlantischen Ozean und überstieg die Alpen, um ans Adriatische Meer hinunterzuziehen. Die ligurische Brandung umspülte seine Hufe, und der harsche Bergwind der Apenninen und der Abruzzen zog um seine Nüstern. Ist er nicht ein berühmtes Pferd?

„Franc-Montagnard“ neben ihm, der Goldfuchs, Eidgenosse nach Brief und Siegel, stammt er doch aus der Zucht von Avenches, und in seinen Adern rollt stolzes Blut. Der Anglonormänner Hengst „Remouleur“ war sein Vater.

„Tell“, das ist der feurige Braune, ein Freiburger Halbblut und Artilleriebundespferd, abstammend von „Chasseur“ aus dem Blut des englischen Vollbluts „Uxbridge“ und des Normannen „Tacticien“.

Winkelried“, sein Kamerad, auch ein Brauner, auch einer von der Artillerie, doch schwerer, kaltblütiger, bedachter, abstammend von den Freiburger Hengsten „Dublin“ und „Vaillant“.

Dies sind die vier Pferde einer kleinen schweizerischen Saumkolonne, die sich die Aufgabe stellte, von den Alpen an den fernen Bosphorus zu marschieren, um vor aller Welt die Leistungsfähigkeit der schweizerischen Pferdezucht unter Beweis zu stellen.

Stammen die vier Rosse auch aus erlauchtem Geschlecht, so reicht ihr Stammbaum doch nicht so weit zurück wie die Linie unseres „Chüeri“.

„Chüeri“ ist unser Entlebucher Sennenhund, und seine Ahnen trugen stolze Namen von uraltem Adel. Seine Eltern waren der Bläss vom Kappelhof und das Lorli von Rotmonten, die ihrerseits der ehelichen Gemeinschaft des Poss von der Walke und des Gritli von der Rothöhe, des Spiro von Bruggen und des Lorli von der Walke entsprossen.

Bleiben wir Soldaten. Und es soll keine Herabsetzung sein, wenn wir am Schluss marschieren, so wenig als jener Vorkriegs-Bahnhofvorstand von Mühlethurnen unsere Milizen beleidigen wollte, wenn er kommandierte: „Militär u Tschingge hinger iistiige!“

Korporal Pfeuti ist mit von der Partie, und da er durch die Schule des Herrn Oberst Ziegler ging, braucht uns um die Pflege unserer vier Rosse nicht bange zu sein.

Der jüngste Soldat der Kolonne ist gar kein Soldat. Aber er wird auf dieser Reise einer werden. Sein Alter schwankt zwischen Konfirmation und Rekrutenschule. Es ist Max, unser Filmreporter. Aber neben diesem Hauptamt hat er unzählige Nebenämter. „Chüeri“ ist seiner Obhut anvertraut, von seinen Kochkünsten wird die Magenbeschaffenheit der Mannschaft abhängen, er hat dem Stallmeister zu helfen, Botengänge mit seinem Militärrad auszuführen, Zaumzeug, Sättel und Beschirrung in Ordnung zu halten und alle jene kleinen Handreichungen und Dienste zu leisten, die ein geordneter Haushalt dem Mädchen für alles überträgt.

Schweiz

*Welch sonderbaren Entschluss eine kleine schweizerische Saumkolonne fasst
und wie die Welt dazu Stellung nimmt.*

Sonnig sind die Weiden von Noirmont und Saignelégier, und endlos dehnen sich zwischen dunklen Bergtannen die blumenbesäten Koppeln unter dem Azurblau unendlicher Himmel. Mutige Rosse traben schnaubend dahin, und krausfellige Füllen tollten um die Wette, scharren mit blossen Hufen die würzigen Berggräser. Hier züchten wir unsere Pferde, einen mittelschweren Schlag, zu jedem Dienst tauglich und berühmt für die gleichmässige Bespannung unserer eidgenössischen Batterien und Train- und Saumkolonnen. Oft bildet die Zucht dieser gutmütigen, willigen und doch feurigen Rosse der einzige Bargelderwerb unserer Jurabauern.

Wenn man mit diesen Bergbauern spricht, hört man wohl manche Klage. Man könnte mehr Pferde nachziehen, wenn der Absatz und vor allem der Export möglich wäre. Und auf meine Anregung, man sollte einmal etwas Besonderes unternehmen, um aller Welt zu zeigen, was die Freiburger Pferdezuucht zu leisten vermöge, leuchtende Begeisterung: Ja, man habe ja Verbände und Pferdezuuchtgenossenschaften, und der letzte Züchter werde mit Freuden mitwirken. Ach, ihr guten Bergbäuerlein, ihr scheint wenig zu wissen von dieser verschachtelten Zeit. Denn es ist so üblich, dass Verbände und Genossenschaften ihre Spitzenverbände und Dachgesellschaften haben, und es kommt ganz allein auf die Tätschmeister dieser Ueberorganisationen an, ob eine Sache gedreht wird oder nicht. Und die Wendrohrführer lieben es bekanntlich nicht, wenn ihnen ein anderer an die Spritze will, wenn immer auch diese Spritze in ihren klammen Fäusten längst zum lahmen Brunnlein wurde.

Doch wo ein Wille ist, ist ein Weg, aller Knorzigkeit und Engstirnigkeit zum Trotz. So überwindet auch die kleine schweizerische Saumkolonne alle Hinterhältigkeit und kann ihre weite Reise antreten, sehr zur Genugtuung ihrer zahlreichen Freunde und Gönner.

Wie die Saumkolonne durchs Schweizerland zieht und allerorts helle Begeisterung auslöst.

Der Wettergott macht zum Abschied kein freundliches Gesicht. Doch wir kennen das und sind voller Zuversicht. Es regnet in Bindfaden, wie wir von zahlreichen Freunden und Bekannten Abschied nehmen und dann, von freudigen Zurufen und Glückwünschen begleitet, durch die alte Stadt Bern hinunterziehen. „Arbalète“ geht ihren ruhigen, überlegten Schritt, während „Franc-Montagnard“ aufgereggt nebenher tänzelt. Allmählich versinken die Lichter der Stadt, wie wir oben am Muristalden um die Kehre reiten.

Wenn wir durch die Dörfer des Emmentals ziehen, treten die Leute auf die Strasse und wünschen uns gute Reise. Und mitleidige Seelen haben immer wieder besonderes Bedauern mit unserm „Chüeri“. „Jesses, dä chli Hung muess o mit! Oeppis Verrückts es so, nei emu o!“ Dies veranlasst mich, für „Chüeri“ einen Sperrsitz unter der Wagendecke herzurichten; aber unser Entlebucher ist damit durchaus nicht einverstanden. Den ganzen Sommer durch hat er bei Wind und Wetter die Rinder und Schafe auf den Alpen von Riffenmatt zusammengetrieben und dreifache Tagesdistanzen einer Saumkolonne zurückgelegt. So bellt er so lange, bis wir ihm die Freiheit wiedergeben. Nun umkreist er die Kolonne,

bald ist er vorn, bald ist er hinten, und einige Male versucht er, „Arbalète" oder „Franc-Montagnard" in die Fesseln zu kneifen, was diese mit entrüstetem Ausschlagen abwehren.

In Langnau sind wir Gast der Gemeinde und haben viele Mühe, uns durch alle Einladungen durchzufüttern und aus der Weinschwemme herauszukommen. Durchs hügelreiche Entlebuch. Immer wieder werden wir gefragt, ob wir nach Abessinien wollten, meist ganz ernsthaft und mit Besorgnis. Hatte doch das Stöckli-Züsi zu Köniz auch gewarnt: „Machit nume, bis ech die Abissinier grad bhaute."

Die Gastfreundlichkeit und Begeisterung der Luzerner kennt keine Grenzen; sogar Bulletins werden ausgegeben, und der Stall ist stetsfort von Neugierigen belagert.

Da kein anderer Weg nach Küssnacht führt, zieht auch die schweizerische Saumkolonne durch die Hohle Gasse, wenn auch in umgekehrter Richtung wie der Landvogt. Und wir freuen uns, dass die Schweizer Jugend opferfreudig diesen uns heiligen Hain für die Nachwelt rettete. dem Zuger See entlang und über den Sattel und bei Regen und Schnee über die Schindellegi. Die Saumlasten haben wir sämtlich auf unsern Mitrailleurkarren übergeladen: so können wir Tandem fahren und durch die Täler ausgiebig traben.

Liechtenstein

*Wie die Saumkolonne ein Fürstentum durchtrabt und Bekanntschaft
mit freundlichen Vorarlbergern und misstrauischen Tirolern schliesst.*

Eine rotgoldene Oktobersonne strahlt über dem Fürstentum Liechtenstein, das wir in knapp zwei Stunden durchtraben, sehr zur Verwunderung der guten Liechtensteiner, die uns allerlei Fragen nachrufen: „Giabt's a Krieg? Wo wollt's denn hin?“ Und Pfeuti ruft zurück, derweil wir um die nächste Ecke traben: „Zum Kemal Pascha!“

Stolz grüsst die Burg von Liechtenstein von ihrem bewaldeten Felssporn zu Vaduz herüber, und auf allen Matten weiden die Rinder. Ein glückliches Volk, diese Liechtensteiner, wie uns ein alter Bauer bei kurzem Marschhalt berichtet, denn „gottlob hamm'r a reicher Firscht, dear guat zu seim Ländle schaut“. Mit dem sinkenden Abend erreichen wir den schweizerischen Zollposten an der liechtensteinisch-österreichischen Grenze; denn bekanntlich gehört das Fürstentum zum schweizerischen Zollgebiet, hat Schweizer Geld und trotz eigener Postwertzeichen schweizerische Post. Rasch sind die Abfertigungspapiere durch schneidige, feldgraue Zöllner ausgefertigt. Ich gehe hinüber zum österreichischen Kommandanten der Zollwache. Erst kennt er mich nicht: Was wollen S'?", und dann, ehe ich antworten kann: „Jessas, der Herr Oberlaitnant aus Bern is do! Griess Gott, Herr Oberlaitnant! Schon seit dem Juli warten mer auf Sie. Herzlich willkommen in Estreich, Herr Oberlaitnant! Nehmen S' Platz, bitt scheen.“ Und wie ich ihm eben beichten will, dass die schweizerische Saumkolonne statt zwei vier Pferde mitführe und noch einen Mann mehr als ursprünglich vorgesehen und noch einen Hund, der gar nicht vorgesehen, winkt er ab: „Joa, oalso viar Pferdl, Herr Oberlaitnant — macht nix —, und a Mann meahr — is schoa guat —, und a Hunterl haben S' a mit, Herr Oberlaitnant — warum denn net, so a Hunterl is imma a faine Sach. Is oalles in Ordnung. Nuar dia Reisepäss müass'n wa oabstempeln. Sia hoab'n Ihren Pass im Kofferl drinn mitten im Wagerl? No, doa lassen S' nua bleib'n mit dera Stemplerei, Herr Oberlaitnant — is schoa guatl!“ Und dann unterhalten wir uns kameradschaftlich, während draussen ungeduldig die Pferde scharren, bis ich mich endlich von dieser spontanen und herzlichen Unterhaltung loslösen kann und wir nach Feldkirch ziehen.

Eine jener Asphaltstrassen, deren Erbauer wir wieder einmal von unserm reiterlichen Standpunkt aus zu allen Teufeln wünschen. Spiegelglatt, fast glasig ist der Oberbelag: unmöglich ohne Hals- und Beinbruchgefahr im Sattel zu bleiben. So sitzen wir ab und führen die Pferde am Zügel.

Im Weissen Rössl“ zu Feldkirch werden wir mit Hallo empfangen. Der Wirt jagt den Portier umher: „Hoalst a Heu hear fiar dia Pferdl und a Stroh und a Woasser und bringst die Koffern auffi von dia Herren und machst all's fei sauba — gell.“ Wie wir absatteln, abbasten und ausschirren, umlagert eine grosse Volksmenge den Stall, und allerlei Meinungen werden ausgetauscht, die wir durchs offene Stallfenster schmunzelnd mit anhören.

Ein misstrauischer, kleiner Tiroler mit mächtigem Gamsbart auf dem Hut äussert schwerste Bedenken: „Doa is a Kuah in der Luft. Meinst, dia kimma nuar zom Vergniege so wait hear, ha? Dia Schwaizer, das san goanz Schlaue! Dia wullen's auskundschafta kemma.“

Alles hört mit Gruseln zu; nur ein mächtiger Vorarlberger mit Kniehosen lacht: „Dua hoast ja a Wasserl im Kopf, Sepp! Loass di net auslache. Moanst, dia kimmet mit Pferda, um auszukundschafta? Dös kennen S' schoa biquema hab'n mit'n Automobuil!“

„Du Depp, du saudumm'r. Dia miassen S' doch ausprobiern, wia schnell so a Militärkolonn vorwärts kimmt. Des kenna ma fei schoa. Vor am Kriag san auch allweil dia Katzlmach'r herkemma.“

Immer mehr mischen sich ein, und der Streit der Meinungen geht hin und her, bis wir aus dem Stall treten, um ins Gasthaus zu gehen. Und wie die fesche Resl uns aufträgt, hören wir von der Strasse wieder den Gamsbart:

„Siagst jetz, du Ochs, du dalketer. In dia Zeitung hamm S' geb'n, dös sei a Offizier und zwoa Mann. Und jeatz sitzen S' oall am selben Tisch. Dös san oalles Offizier; dear, woa oben oan sitzt, siagt d'r akkurat aus wia oaner vom Generalstab, und der ander is sicha voa dera Oartillrie und der junge vo dia Inschienier.“

„Du bist a Bazi, a bledler! In dera Schweiz drinn haben S' doch a Demokratie, doa sitzt oalles beieinand; des muasst doch wiss'n, woannst in dera Schual net allweil gschlaf'n hoast!“

Wir drin kommen uns mächtig interessant vor, und es nützt nichts, dass ich der Frau Wirtin und der Resl stets wieder versichere, ich sei gar nicht Oberst, bei uns sei das ein rarer Posten: bald tönt's von links, bald von rechts: Wollen's der Herr Oberst noch a Kälterer? Winschen der Herr Oberst a Kaffee?" So hilft denn alles nichts: im Weissen Rössl" zu Feldkirch bin ich einen guten Tag lang Oberst; denn wir halten hier den ersten Rasttag. Den Seinen gib'ts der Herr im Schlaf.

Wie heimelig ist dieses Feldkirch und wie trutzig die alte Ritterburg! Ein malerisches Bild: unsere Pferde im Burghof am Brunnen; allein die Besichtigung dieser guterhaltenen mittelalterlichen Ritterburg, aus der Zeit möbliert, mit ihren weiten, niedern Sälen, ihrer Ritterstube mit den mächtigen Eichenbohlen als Decke, lohnt einen Besuch von Feldkirch. Fünfhundertneunundzwanzig Jahre sind verrauscht, seit die Appenzeller Hirten dieses Schloss bezwangen und zum Teil niederbrannten. Wie wir im düstern Burgverlies tief im Fels bei spärlichem Kerzenlicht die feuchten Wände betrachten, begreifen wir die Wut der freiheitsliebenden Aelpler, die dieses Felsennest zerstörten, und wie wir nachher bei perlendem Glase in der Ritterstube sitzen, freuen wir uns doch wieder darüber, dass nicht alles dieser Wut zum Opfer fiel.

Der frühe Morgen sieht uns auf Seitenwegen über die Dörfer in Schritt und Trab über Bludenz hinaufziehen an den Arlberg. Freundlich werden wir überall begrüsst, und eine Bäuerin bringt uns zur Wegrast herrlichen Apfelwein.

Oesterreich

Wie die Saumkolonne ins heil'ge Land Tirol zieht und sagenhafte Gerüchte ihr nachfolgen.

Du einsames Bauernhaus am Arlberg, du uralter Gasthof zu Haiming, ihr stolzen Burgen von Tirol, Gott zum Gruss! Seltsame Romantik nistet in deinen engen Gassen, du verträumtes Rattenberg, und zeitlose Stille in deinen tiefen Wäldern, du goldenes Brixner Tal. Du aber, steiler Pass von Lueg, steigst durch geheimnisvolle Schluchten aus tiefer Nacht empor zum Licht.

Eine frühe Nacht bettet sich ins Tal. Rechts am Hang ein einsames Bauernhaus am Fusse des Arlberg. Wir bitten um Quartier. Ein kleiner Bauer mit schwarzem Bart führt uns zum Stall: ein vorzüglicher Stall, noch aus der Zeit der Kreuzzüge, mit mächtigen Mauern, die vor Wind und Kälte zu wehrhaftem Schutz sich türmen. Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Kaninchen und zwei Katzen bevölkern ihn. Derweil die Reiterei die Pferde versorgt, kocht Max in der niedrigen Küche eine vorzügliche Knorr-Suppe. Wir laden den Bauer ein, mitzuhalten. Und während das Licht der Petrollampe leise flackert, erzählt er uns vom Krieg. Als Kaiserjäger erst in Serbien, dann in Galizien, am Isonzo und wieder in Serbien. Nichts Besonderes, nichts, was wir nicht in Frankreich und Italien hundertmal ähnlich hörten, und doch voll lastender Schwere eines Einzelschicksals. An der Wand des braunen Täfers das Bild des alten Kaisers. Und wie wir dieses Bild betrachten, hält der Bauer die Lampe etwas schräg: „Joa, joa, dös war'n noch Zeit'n — guate Zeit'n! Ab'r dear Franzl ist tot, und dia guat'n Zeit'n san a tot; kommen nimma wieda, dear guate Franzl net und dia alt'n Zeit'n net.“

Wir gehen hinüber zum Stall und betten uns ins Stroh. „Chüeri“ kuschelt sich ganz nahe zu mir. Es ist unendlich still; nur bisweilen das Mahlen einer Kuh, das Schnauben der Rosse oder das leise Blöken der Schafe. Heute wie damals und wie vor vielen hundert Jahren, dieser Stall und diese Stille und dieses leise Schnauben der Tiere, die seltsam träumen mögen. Nur draussen in der Welt ist es anders geworden. Kommen nimmer wieder, die guten Zeiten. Ob der Bauer recht behält?

Vier Uhr Tagwache, sechs Uhr Abmarsch. Dazwischen zwei Stunden Arbeit und ein eiliges Frühstück. Die Rosse sind immer schon wach; wir haben mehr Mühe und müssen uns einen ordentlichen Ruck geben. Mit Max hat Pfeuti seine besondere Plage. Wenn er ihn zehnmal ruft, dreht er sich zehnmal herum und schläft weiter. Schliesslich zieht der Stallmeister den Küchenchef an den Beinen aus den warmen eidgenössischen Wolldecken und dem österreichischen Stroh, derweil „Chüeri“ sich streckt und gähnt und dann die Hühner aus dem Stalle jagt, als ob er hier zu Hause wäre.

Wir ziehen mit einem goldigen Morgen von merkbar herbstlicher Kühle über den Arlberg ins heil'ge Land Tirol und hinunter ins Stanzer Tal. Ueber die Passhöhe fegt ein eisiger Wind. Glutrot leuchten die Firne der Lechtaler Alpen in der Morgensonne. Ganz nahe ziehen wir am letzten Zipfel der Heimat vorüber. Hinter jenen Flügen rechter Hand bettet sich das Unterengadin mit den Dörfern Samnaun und Compatsch.

Die Tiroler werden aus unserm Zug nicht klug. Sie halten uns für Italiener. Erst in Innsbruck erzählen uns die Offiziere lachend, von überall her seien telefonische Anrufe gekommen, eine italienische Kavalleriepatrouille mit Maschinengewehrpfad und Spürhund ziehe das Oberinntal hinab, um Deserteure einzufangen. Diese Gerüchte folgen uns nicht nur, sie eilen uns voraus. Drei Gendarmen sperren die Brücke von Landeck, sich diese sagenhafte Kavalleriepatrouille anzuschauen. Der Unteroffizier traut unsern Erklärungen nur halb. Er geht zum Fernsprecher und lässt sich mit dem Landesbefehlshaber von

Tirol verbinden — worauf sich alles in Minne und gegenseitige Komplimente und echt österreichische Freundlichkeit auflöst.

Wie „Chüeri“ allerlei Bekanntschaften macht und „Arbalète“ ihm aus der Klemme hilft.

Wenn eine Vieh- oder Hammelherde auftaucht, dann ist „Chüeri“ im Element. Er glaubt, er sei wieder Adjutant des Sennens von Riffenmatt. Sofort beginnt er trotz unserer Abmahnung die Herde zu umkreisen, jagt sie zum Erstaunen des Hirten in die Wiesen und kläfft ausbrechende Einzelreisende in die Fesseln, dass sie erschrocken mit hochgestelltem Schweif dem grossen Haufen zugaloppieren.



„Chüeri“ marschiert über die Kitzbühler Alpen

Hat der Hirt einen Hund, so greift dieser nach Amt und Pflichtenheft ein, und wir haben die schönste Keilerei. Doch dies ist nicht „Chüeris“ einziger Sport. Wo eine Türe oder ein Tor offen steht, muss er unfehlbar seine neugierige Nase spazieren führen. Aus einem Hausgang flüchtet er mit kläglichem Geheul, und hinter ihm erscheint mit gesträubtem Buckelhaar ein sieggewohnter Kater. Noch ärger gerät „Chüeri“ in die Klemme, wenn ein kampflustiger Haushund sein Gebiet verteidigt. Die Schäferhunde besonders sind arge Draufgänger. Dann muss ihm „Arbalète“ zu Hilfe eilen, soll die Rauferei nicht ausarten. Selbst die grössten Doggen nehmen Reissaus, wenn „Arbalète“ sie attackiert. Und selbstbewusst, als wäre er als Sieger aus der Schlacht hervorgegangen, verlässt „Chüeri“ die Walstatt.

Siebenhundert Jahre schon steht das alte Gasthaus zu Haiming einsam am Ufer des Inn. Es gleicht einer Uhr, die ihre Zeiger verloren hat, und spiegelt seine hohe Giebelfront in den trägen, grünen Fluten. Dicke Mauern, durchbrochen von gotischen Türöffnungen, hohe und weite Säle als Zimmer, die selten ein Gast betreten mag. Der Wirt ein Original, als wäre er einer uralten Nummer der „Meggendorfer Blätter“ entstiegen. Alles so, wie wir es dem Stifte des Malers nicht glauben. Hagere Gestalt,

Samtmützchen mit Blümchenzier, Pfeife, mehr zum Stopfen als zum Rauchen, Vaternörder, Doppelreihe Silberknöpfe an der roten Weste, mächtige Uhrkette mit Hänger und farbige Pantoffeln. Zuvorkommend und teilnehmend ohne Grenzen. Ueber unser Reiseziel kann er sich nicht genug wundern. In grossen Schritten durchmisst er die Gaststube, dieweil wir uns das Abendbrot munden lassen:

„In Tirkei wollen S'? Na! Net zum glaub'n! Jessas, in Tirkei wollen S' mit dia Pferdl! Is dös a Krampf! Jessas, na! Geah, Sia machen a Spasser! Sia woll'n mi aufsitz'n lass'n. Jessas, in Tirkei! So a weit'r Weg! Dös muass i glei dem Mariandl sag'n. Mariandl, kimm eina!"

Das Mariandl ist seine Haushälterin, jung, hübsch, rotwangig, kaum zwanzig; sein Grossvater könnte der Wirt sein.

Woas giabt's denn, Herr Leitner?"

„Hoast schoa sowas gher, Mariandl: dö Herr'n wullen's mit dia Pferdl in Tirkei! Jessas, denk diar mal, so a weit'r Weg!"

„Joa, was is denn da dabei, Herr Leitner! Is denn dia Tirkei goar so arg wait?"

„Froag net so saudumm daher, gell! Blamierst ja mein' ganz'n Gasthof mit dei bleden Froag'n. Geh in Küch'n und mach dei Sach! Was stehst denn da allweil herum?"

„Oaber Sie hab'n mi doch gruaf'n, Herr Leitner!"

„Gruaf'n, gruaf'n! Ja, hoab diar nua sag'n woll'n, dass dia Herr'n in Tirkei reis'n. Und woannst net amal woasst, dass dia Tirkei zuunterst in Ungarn ist, dann koann ia diar net helf'n, du Hascherl."

*Wie „Tell" und Winkelried" eine Schlacht gewinnen,
die der grosse Napoleon vor hundertsechszwanzig Jahren verlor.*

Da wir auf den Talstrecken ein überzähliges Pferd haben, darf auch Max lange Strecken reiten; sein Militärrad verstauen wir derweil auf unsern Mitrailleurkarren. Vorläufig sitzt er noch oben, wie eine Wäscheklammer. In der Pussta wird das schon besser werden.

Wie wir am Stadteingang von Innsbruck halten, meldet sich ein schneidiger Unteroffizier der Artillerie. Wir werden zu Gast geladen beim sechsten leichten österreichischen Artillerieregiment. Und wie wir dies nicht anders erwarten von unsern gemütlichsten Nachbarn, den Oesterreichern, ist die Begrüssung eine besonders herzliche. Hauptmann Ott, der Reitlehrer der Garnison, begrüsst mich, wie wir eben unsere vier Rosse in den geräumigen Stallungen versorgen. Er klopft mir vertraulich auf die Schulter und duzt mich, als wären wir alte Bekannte: „Griass dich Gott, mai liaba Kamerad! Jessas, is des a Freid, dass du mal zu uns herkommst! Du wiarst schon gstatt'n, dass ia diar gleich dua soag. Des mit dem Wain, des wer'n wia dann heut Oabend noachhol'n."

Korporal Pfeuti und Max beziehen Quartier Bett an Bett mit österreichischen Kanonieren. Mich begleiten die Offiziere der dritten Batterie in den „Grauen Bären". Der Gasthofbesitzer hat fünf hübsche Töchter und drei rassige Rennpferde. Umgekehrt ist's auch richtig. Und in einem Zuge müssen wir Töchter und Pferde nennen, weil alle Damen vom „Grauen Bären" forsche Amazonen sind, Fräulein Marthel die bekannteste und erfolgreichste Turnierreiterin des Tirol. Merkwürdig rasch fliegen die Stunden. Besichtigung der architektonisch selten schönen Stadt mit ihren Lauben und Erkern; Besuch des Berges Isl in Begleitung Hauptmann Otts. Hier war es, wo vor hundertdreissig Jahren Andreas Hofer mit seinen

treuen Tirolern „den Tod geschickt zu Tal“ aus nie fehlenden Büchsen in die anstürmenden Reihen der Franzosen. Besuch des Hofer-Denkmal und des Museums, zwei Abende Kameradschaft mit den Offizieren, Schrammelmusik im „Goethestüberl“.

Wie wir Montag früh weiterziehen, hat das Wetter umgeschlagen. Die Nordtiroler Kalkalpen hüllen sich in Nebelschwaden; ein feiner Regen rieselt nieder. Fräulein Marthel hat ihren Falben satteln lassen; ich lasse „Arbalète“ leer mit der Kolonne gehen und reite den „Tell“. Fünfundzwanzig Kilometer geht's auf Nebenwegen durch Wald und Heide, fast immer im Jagdgalopp. „Chüeri“ muss mächtig ausgreifen, um mitzukommen. „Tell“ aber, unser Freiburger, vermag dem Falben der schlanken Reiterin mühelos zu folgen. Bei der Brücke von Terfens nehmen wir Abschied; die Amazone wendet ihren Falben. Noch mehrmals winkt sie zurück; dann ist sie im grünen Busch verschwunden. Ich trabe mit „Tell“ und „Chüeri“ innabwärts. Immerzu Regen. Vor dem malerischen Städtchen Rattenberg das seine schmalen, altersgrauen Hausfronten hart an das Innufer vorschiebt, holen wir drei unsere Saumkolonne ein. Eng ist die Gasse, durch die wir traben, und von oben herab schaut mürrisch eine alte Burgruine. Ihre Mauern sind verwittert, verwaschen vom Regen vieler Jahrhunderte, mit Moos bedeckt die Trümmer. Auch dieses Rattenberg hatte seine Glanzzeit, als vor dreihundert Jahren in der Gegend Silber abgegraben wurde, und auch diese Burgruine hat ihre Geschichte: in ihren Mauern wurde am 17. Juli 1651 der stolze Kanzler von Tirol, Wilhelm Biener, hingerichtet, derweil ein erzherzoglicher Meldereiter vergebens sein Ross zuschanden ritt, rechtzeitig die Begnadigungsurkunde zu überbringen, nachdem erwiesen war, dass nur Verleumdung und Neid die Anklage erhoben.

Im späten Nachmittag erreichen wir Wörgl, jene niedliche Kleinstadt, deren Namen um die Welt ging, wurde doch hier erstmals praktisch das Freigeldsystem gehandhabt. Die Meinungen über das damalige Experiment sind, wie wir auf Befragen hören, geteilt. Der damalige Bürgermeister jedenfalls war ein senkrechter Mann und versuchte auf besondere Art, eine schlimme Zeit zu überstehen. Er steht auch heute noch hoch in der Achtung der Wörgler. Nach dem Februarputsch musste er auf Weisungen aus Wien als Linkspolitiker sein Amt zur Verfügung stellen und lebt heute im Städtchen von seiner kleinen Pension.

Leider haben wir vom Dritten Reich keine Bewilligung, durch den Zipfel von Reichenhall auf direkter Strasse nach Salzburg zu traben. So nehmen wir den Umweg über die Kitzbühler Alpen, hundertfünf Kilometer Zugabe und zwei Bergpässe, einen Umweg, den wir aber wegen der landschaftlichen Schönheiten dieses Hochgebirges nicht zu bereuen haben. Die erste Etappe hinauf ins Brixer Tal ist allerdings wenig einladend. Regen und Schnee — bald sind Felder und Strasse weiss bedeckt. Das fängt ja gut an! Und wir wollen noch bis Neujahr über die Karpathen und den Balkan. Doch am nächsten Morgen strahlt eine herrliche Spätherbstsonne nieder und macht alles wieder gut, bringt sogar den Schnee zum Schmelzen.

Zwischen Brixen und Kitzbühel steht eine einsame Kapelle, zu welcher alljährlich gewallfahrtet wird. Lakonisch die Inschrift: „Bis hierher und nicht weiter kamen die schwedischen Reiter.“ 1643 wurde hier durch die Frauen des Brixer Tales die schwedische Vorhut zurückgeschlagen.

Zweistündige Rast im malerischen Kitzbühel, einem Fremdenkurort und von vielen Filmen her bekannt. Ein Gendarm erscheint und überbringt die Mitteilung, dass die Stadtverwaltung alles Wünschbare zur

Verfügung stelle. Wir danken höflich, aber wir wollen noch weiter. „Franc-Montagnard“ erhält neues Beschläge.

Der Pass Thurn, der ins Salzburgische hinüberführt, hat dreissig Zentimeter Neuschnee. „Tell“ und Winkelried“ ziehen tapfer unsern schweren Mitrailleurkarren, der allerlei unter dem feldgrauen Segeltuch birgt: nebst unsern Koffern und Tornistern, Zelt und Decken, sechzehn Reservehufeisen, Film- und Photographieapparaten viel Proviant. Die schweizerische Saumkolonne wird durch fünf erste Schweizer Firmen verproviantiert. Da haben wir Lenzburger Konserven aller Spielarten, dreihundert Portionen Knorr-Suppen, Gerber-Schachtelkäse, Nobs-Kraftnahrung und Astra-Kochfett — insgesamt dreihundert Kilogramm Proviant, womit das Gesamtnettogewicht unserer Lasten sechshundert Kilogramm übersteigt.

Durchs Pinzgau, dieses herrliche Gebirgstal. Linker Hand die schneegekrönten Kitzbühler Alpen, rechts die Hohen Tauern. Die Pinzgauer wollen diesmal nicht wallfahrten gehn: sie weiden ihre rotscheckigen Kühe, die weitherum in Oesterreich ausschliesslich von den Bauern gehalten werden. Daneben haben sie eine bekannte Pferdezucht: schwere, massige Rosse — im Gegensatz zu den Haflingern, die viel kleiner sind als unsere Freiburger und zur Bespannung der leichten Artillerie dienen.

In Oesterreich gibt's noch drollige Sachen. Weicht man im Pinzgau — wie sonst in aller Welt — rechts aus und überholt links, so haben's die Pongauer lieber anders herum: da wird links ausgewichen und rechts überholt. Wir haben ordentlich Mühe, uns dies einzuprägen, besonders „Chüeri“, dem wir endlich mit vieler Mühe die Regeln der Landstrasse beibrachten: hatte er doch vor dem Start in seinem jungen, vierzehn Monate dauernden Hundeleben auf den einsamen Schafweiden und Alpen der Riffenmatt noch nie ein Automobil gesehen.

Der Salzach entlang in Schritt und Trab zu einer engen, düstern Schlucht. Eng und düster mag diese Waldschlucht auch den zwanzigtausend Franzosen erschienen sein, die 1809 dem grossen Korsen nach Bayern folgen sollten. Unheimlich gurgeln und brausen die tiefen Wasser der Salzach in der finstern Schlucht, verlieren sich durch unterirdische Höhlen unter den massigen, tiefschwarzen Felsen. Die napoleonischen Soldaten marschieren mit schwerem Tritt bergan auf schmalem Felsenpfad, über hölzerne Stege, die unter der Last der Kolonnen schwanken. Sie ahnen nicht, was ihrer wartet. Schon hat die Spitze den Pass fast erreicht — da bricht das Ungewitter los. Donnernd lösen sich hundert und hundert Steinlawinen oben am Fels, von den Pongauern hinter Stämmen aufgetürmt und nun durch Zerschneiden der Stricke losgelassen. Eine Hölle stürzt herab, erschlägt das französische Heer, Ross und Mann unter sich begrabend oder in die düstern Schluchten der Salzach stürzend. Zehntausend Mann liegen erschlagen oder werden durch die Wucht in die gurgelnden Wirbel geworfen, die sich in höllische Tobel pechfinsterer Nacht verlieren. Das stolze Heer Napoleons muss den Rückzug antreten: kein Mann erreicht die steile Höhe.

Die schweizerische Saumkolonne aber zieht ungefährdet, wenn auch mit einiger Mühe, aus tiefer Schlucht empor. „Tell“ und Winkelried“ erkämpfen tapfer mit ihrem schweren Karren den Pass, vor dem der grosse Napoleon Kehrt machen musste.

Wie freundlich die Salzburger die Saumkolonne aufnehmen und ihre Freiburger bewundern.

Zweiundachtzig Kilometer Tagesleistung mit zwei Bergpässen sind allerhand Arbeit. Aber wir schaffen es. Zwanzig Kilometer vor Salzburg empfängt uns unter Führung des Obersten Freiherrn von Henikstein eine Delegation der Salzburger Reitervereinigung. Wir werden in die Stadt gelotst und beziehen Quartier bei der sechsten österreichischen Dragonerschwadron. Vier riesige Boxen stehen bereit. Viele Offiziere der Kavallerie und der Artillerie sind da und bewundern unsere Freiburger, vor allem den „Tell“. Major Gaisberger möchte ihn gleich kaufen. Dass die Schweizer eine eigene Pferdezucht haben, wusste keiner. Und in Bern erklärte mir einer jener prominenten Tätschmeister: „So-n-e Propaganda hei mir nit nötig. Uesi Freibärger kennt me öppe, u we de öppis muess gmacht sii, so bsorge mir das sauber.“

Salzburg, das „deutsche Rom“ mit seiner erzbischöflichen Residenz, der Hohensalzburg auf steilem, waldbestandenem Fels, liegt in einer der schönsten Gegenden der Welt. Schon Alexander von Humboldt bezeichnete Salzburg, Thun, Neapel und Konstantinopel als die schönsten Städte der Erde. Salzburg ist ein Traum des Südens, den man im Norden träumt. Es gibt prächtige Paläste und prunkvolle Plätze, enge, verträumte Gassen und stilvolle Winkel, edel geschwungene Bogengänge und zierliche Arkaden, sprühende Fontänen und blumengeschmückte, alte Brunnen; Bürgerhäuser, die nicht zu nüchtern sind, wenigstens ein kunstvoll geschnitztes Haustor und verzierte Fenstergesimse zu zeigen, bilden schmale Häuserzeilen. Durch handgeschmiedete, uralte Gitter und gewölbte Tore schweift der Blick in geheimnisvolle Höfe und sonnige Gärten und zu den Kreuzgängen alter Klöster. Siebenundzwanzig Dome und Kirchen zählt die erzbischöfliche Residenz, und ihre Glocken tragen seit alters jubelnde Freude und wimmernde Klage in die Lande.

Zwei Tage müssen wir bleiben und haben viel zu bewundern. Da eben der christliche Königskongress stattfindet, hören wir im gewaltigen Dom, einer Nachbildung der Peterskirche zu Rom, um Mitternacht eine Messe. Der Dom ist überfüllt; aus allen Teilen der Welt sind Delegierte da. Eine Prozession von Zehntausenden von Menschen mit Kerzen durchzieht die alten Strassen der Stadt.

Energische und stolze Herren führten während vieler Jahrhunderte das weltliche und geistliche Zepter, und ihre Macht reichte bis ans ferne Meer. Das Domkapitel, vierundzwanzig hohe Geistliche aus den ersten Familien, wählte die geistlichen Fürsten, und wir finden in ihren Reihen Finanzgenies, kluge Volkswirtschaftler, Mäzene der Baukunst und der schönen Künste, und nicht immer waren die Erkorenen von hoher Geburt. Da war einer unter ihnen, Leonhardt Keutschach, aus einem Bauerngeschlecht. Selbstbewusst wählte er die Rübe als Symbol seines Wappens. Man sieht diese Rübe allerorten in der erzbischöflichen Burg angebracht. Etwas düster heute, die ehemaligen Prunkzimmer und weiten Säle, vor allem das gotische Fürstenzimmer der Burg, die selbst ein Gewirr alter Baulichkeiten verschiedener Epochen mit Höfen und Durchgängen und gewölbten Toren darstellt. Denn die erzbischöfliche Residenz war vor allem Festung, und mancher kam unfreiwillig in ihre Mauern: so auch im Jahre 1511 der Bürgermeister samt zwanzig Stadträten, die auf die alten Rechte der Stadt pochten. Der Erzbischof lud sie zum Mahle; doch statt des Mundschenks und des Tafelmeisters walteten die Schergen ihres Amtes und warfen kurzerhand die Stadtvertreter in die düstern Verliese, wo sie sich nach wenigen Stunden eines andern besannen und zitternd ihre Vorrechte abschwuren. Stürmischer ging's zu zur Zeit der

Bauernkriege, als wilde Horden in der Stadt hausten und mit Steinmörsern in die erzbischöflichen Fenster schossen. Noch sieht man die einzelnen Treffer an den gewaltigen Säulen, und drei Monate lang wurde der stolze Landesherr bedrängt, bis ihn der Herzog von Bayern befreite. Wolf Dietrich von Raitenau, der stolze Sohn einer Medicaerin, entriss das stille Salzburg mittelalterlicher Verträumtheit, um eine prunkvolle Residenz zu schaffen. Alte Gassen wurden niedergelegt, das altersgraue Münster abgetragen und an seine Stelle ein Dom gesetzt, der nach den ursprünglichen Plänen den Petersdom an Grosse und Pracht übertreffen sollte. So wollte es dieser Dynast, den seine Schmeichler den „Rivalen Roms“ nannten. Verfassung und Stände vernichtete er, Aufstände bändigte er mit starker Hand und strafte unnachsichtlich mit Tod, schwerem Kerker und ewigem Bann. Mit der Inbrunst südlicher Sinnlichkeit liebte er die schöne Salome, der er das Lustschloss Mirabell baute. Doch Domkapitel, Bürgerschaft und Bauern wurden ihm zum Feinde, und als er nach dem Stifte Berchtesgaden im Bayerischen griff, versank sein Stern. Der Herzog von Bayern hielt ihn noch fünf Jahre auf Hohensalzburg in schimpflicher Gefangenschaft bis zu seinem Tode im Jahre 1617.

Sonntags eine Jagd mit den Reitern von Salzburg der Salzach entlang durch herrliche, herbstliche Auen. Ich reite ein berühmtes Springpferd, den Irländer „Bromhill“, einen notorischen Durchgänger mit einem Maul wie Eisen. So bin ich immer an der Spitze über Hecke und Graben mit der Schnelligkeit eines Bahnzuges. Aber ich vermag ihn zu meistern. Und wie die Salzburger beim erzbischöflichen Lustschloss Hellbrunn aufschliessen, höre ich allerlei Komplimente, dass „Bromhill“ seinen Meister gefunden. Ein kleines Versailles, dieses Hellbrunn: ein Spiel mit Wasserfällen und Fontänen und stillen Teichen, auf deren grünlicher Wasserfläche die seltenen Sumpfpflanzen wuchern. Kaiserin Elisabeth weilte oft hier, und ihre Büste ist im Parke zu finden.

Eine flache Hausfront an der Getreidegasse. Hier wurde im dritten Stockwerk am 27. Januar 1755 Mozart geboren. Drei Jahre zählte er, als sein Schwesterchen Nannerl die ersten Klavierstunden bekam, und er horchte aufmerksam zu. Mit fünf Jahren schrieb er das erste Klavierkonzert, mit sechs komponierte er Menuette und fuhr hierauf mit seinem stolzen Vater in rumpelnder Postkutsche an den Münchner Hof, wo er Bewunderung erregte. Noch im selben Jahre geht's donauabwärts an den Hof der Kaiserin Maria Theresia in Wien. Die Herrscherin des Donaureiches nimmt ihn auf ihren Schoss und herzt ihn; der Hof überschüttet ihn mit Beifall. Reisen nach Frankreich, Italien, England weiten seinen Horizont. Er wird erzbischöflicher Hoforganist; aber bald zieht's ihn wieder nach dem fröhlichen Wien. Trotz steter Sorgen bleibt er der göttlich Heitere, liebt fröhliche Gesellschaft, hat für die Schönheiten der Natur ein offenes Auge. Hier komponiert er die Oper „Figaros Hochzeit“, die ihm Weltruhm verschafft, und „Don Juan“, welche ihm die Unsterblichkeit sichert. Arm und verlassen, aufgegeben durch die Not und verzehrt vom Feuer des Genies, sinkt er, von der Mitwelt vergessen, in ein Massengrab. Die Nachwelt aber errichtete ihm Statuen und Denkmäler und Gedenkhäuser, und die internationale Stiftung „Mozarteum“ umspannt die Welt. Fünfunddreissig kurze Jahre währte sein irdisches Leben; unvergänglich gehen seine Werke über auf die spätesten Zeiten.

Auch ein Berner hat in der alten Stadt Salzburg seinen Namen verewigt in vielen stolzen Bauten, die er schuf: der erzbischöfliche Baumeister Fischer von Erlach, der Kirchen und Schlösser und Stadtpaläste von seltener Pracht aufführte.

Rasch sind für uns die zwei Salzburger Rasttage vorbei. Nun geht's hinein ins Salzkammergut.

*Wie „Chüeri“ auf Brautschau geht und die Gänse vom Mondsee ihn ins Gedränge bringen
und „Franc-Montagnard“ über die Wellen springt.*

Niedliche Dörfer am See zwischen Hügel und Bergwald und ein lockiges Mädel und ein schmelzendes Lied und viel Sehnsucht und Lust — das ist das Salzkammergut. Wo die Donau aus weichem Hügelland zwischen schroffe Felsen tritt, von denen trutzige Burgen und hohe Kirchen und stolze Dörfer niederblicken — da ist die Wachau. In jenem fernen Dunst aber, wo Erde und Himmel sich küssen und zusammenfliessen, liegt Wien, die Stadt der Träume, inmitten einer harten Wirklichkeit, wie jene Herbstzeitlose, die leise im rauen Morgen schwankt.

Zwei Salzburger Offiziere geben uns das Geleite bis ins Thalgau, wo das Salzkammergut seine waldreichen Berge auftürmt. Solange wir noch zurückblicken können, sehen wir, immer kleiner werdend, die Silhouetten der Reiter vor dem grauen, regenschweren Horizont halten und mit der Mütze zum Abschied winken.

Hügelauf, hügelab, auf guten, kleinen Strassen. Rechts liegt der Wolfgangsee, und dort muss auch das Weisse Rössl" stehen, in dem man die Sorgen vergisst. Aber unser Weg führt hinüber an den Mondsee. Ein scharfer Wind zerrt rücksichtslos am letzten, goldenen Laub, und Regenschauer fegen stossweise über die Hügel.

Mittagsrast im Schloss Mondsee des Grafen von Almada. Riesige Marställe, in denen heute noch einige Ackergäule und das einzige Reitpferd des Grafen stehen. Weite Oekonomiegebäude in der Runde. Riesig auch das Schloss, ein viereckiger Bau in der Grösse unseres Burgerspitals und ebenso um einen Hofgarten mit Springbrunnen gruppiert. In den Bosquets wuchert die Distel und zwischen der Pflasterung der Wege Unkraut und Moos. Alles etwas vernachlässigt, alles etwas vergessen, aus hundert hohen Bogenfenstern blickt stumm und doch mit seltener Eindringlichkeit die Not der Zeit. Nur zwei hohe Glockentürme des Grandseigneurs schauen stolz und unnahbar wie immer über Städtchen und See hinweg, hinein in die ewig gleichen Berge.

Max bereitet in der weiten Schlossküche einen vorzüglichen „Surchabis“ mit Schinken. Er brüstet sich nicht schlecht, obwohl er alles wohlvorgekocht aus den Lenzburger Büchsen nur aufzuwärmen braucht. Neben der Küche ein weites, gewölbtes Backhaus. Die Frau des Verwalters schaufelt eben ein Dutzend grosser, brauner, wohlriechender Brote aus dem Ofen. Plötzlich hören wir draussen „Chüeris“ ängstliches Gekläff. Er muss unbemerkt hinausgewischt sein; denn hinten im Hundezwinger hatte er bereits bei unserm Kommen mit der Jagdhündin des Grafen anbandeln wollen. Wir eilen in den Hof. Richtig, da steht unser „Chüeri“ in einem engen Durchpass und weiss sich nicht zu helfen. Zwei riesige Gänseriche verstellen ihm den Ausweg und schlagen schreiend mit ihren Flügeln, und hinter ihnen hält, auf die Tapferkeit ihrer Männerwelt vertrauend, die schnatternde Damenschar der weissgefederten Sippschaft. Bei unserm Kommen stiebt die holde weisse Weiblichkeit in alle Winde; nicht so die Gänseriche,

eingedenk dessen, dass ihre Ahnen vor alten Zeiten das Kapitol und das ewige Rom retteten. Aber schliesslich gewinnen wir dank unserer Uebermacht die Schlacht und können „Chüeri“ aus schimpflicher Gefangenschaft im Triumph in die Schlossküche zurückführen. Nun leckt er sich am Ofen die Tatzen, als ob nichts geschehen wäre.

Der Sturm braust um das Schloss und peitscht den Regen gegen die Bogenfenster der Küche. Der Verwalter rät uns, über Nacht zu bleiben. Aber wir sind doch keine Schönwettersoldaten, und nach Istanbul hinunter ist noch ein gar weiter Weg. So brechen wir auf. Die Frau packt uns eines ihrer duftenden Brote ein, und wir revanchieren uns durch Uebergabe von zwei Schachteln Gerber-Käse.

Kaum sind wir zum Städtchen hinaus, setzt der Sturm mit ungeheurer Gewalt ein. Wir lesen erst am nächsten Tag, wie das Salzkammergut verheert, Dächer abgedeckt, Bäume entwurzelt und Masten gestürzt wurden. Wir traben mit Ausdauer und zusammengekniffenen Lippen. Schon nach wenigen Augenblicken sind wir nass bis auf den letzten Faden, und der umgehängte Karabiner wird zur verhängnisvollen Dachrinne, die uns das Wasser hübsch in das Kreuz leitet. Das schmale Strässchen führt dem Ufer entlang, über welches sturmgepeitscht die hohen Sturzwellen schlagen. „Chüeri“ rettet sich oft hinauf ans hohe Bord; Pfeuti hat alle Mühe, „Tell“ und Winkelried“ zu verhalten. „Franc-Montagnard“ setzt schnaubend und sich bäumend über den Gisch; nur „Arbalète“ trabt ruhig und selbstsicher als alter Globetrotter gleichmässig durch die Tümpel fletschend dahin.

Ueber einen Hügelrücken durch Wald hinunter an den Attersee und Einkehr im kleinen Gasthof zu Unteraach. Warme Stallung, warmer Ofen für „Chüeri“ und unsere Kleider, eine hübsche Wittfrau als Wirtin, die sich auf Wiener Schnitzel versteht, ein Handorgelspieler — was bliebe da noch zu wünschen? Die Gaststube füllt sich mit Bürgern und Bauern der Gegend. Zu ihnen gesellt sich ein sogenannt besserer Herr, der sofort das grosse Wort führt. Er schimpft über alles und jedes, über die Regierung und über die Steuern, die Pfarrer und die Sozialdemokraten, die Heimatwehr und die reichen Metzger. Die Bauern horchen still; aus ihren unbeweglichen Mienen ist weder Zustimmung noch Ablehnung zu lesen. Nur „Chüeri“ zuckt zusammen, wenn der bessere Herr auf den Tisch schlägt: „A Prinzip muass der Mensch hab'n, a Prinzip! Un wann er kan Prinzip net hat, so is er a Viach!“ Unmöglich für mich, Berichte zu schreiben. Da steht ein steinalter Bauer auf, saugt zweimal bedächtig an der Pfeife, lehnt sich über den Tisch gegen den Herrn mit dem Prinzip: „Jeatz is ab'r gnuag, du Stadtfrack, du saudumm'r! Wannst jetzt net gleich stad bist, so kannst was derleb'n, du Depp, du gscherter! Wia kimm'n wiar Unteraacher darzua, dei Schmarr'n anzhör'n, he? Wiar san net so saubled, wia wiar ausschau'n tuan, mai Liaba, gell! Wannst dei Goschen aufmachst, dei ungewaschne, so kimmt a Luag und a Schimpf heraus! Und jeatz gib a Ruah, wannst net dei Knoch'n im Schnupftiacherl hoam-trag'n willst!“

Das wirkt. Der bessere Herr — bei uns laufen diese Spezies auch rudelweise herum — lenkt ein, und gleich darauf singt die ganze Tischgesellschaft möglichst falsch: „Aan Prooosit, aan Prooosit der Gemüaatlichkaat!“ Am eifrigsten und falschesten singt der Stadtfrack mit. Und wie wir schon lange oben liegen, hören wir ihn wieder mit viel Ueberredungseifer poltern: „A Prinzip muass der Mensch hab'n sonst is er a Viach!“ Wir wünschen ihn samt seinem Prinzip zum dreimal gehörnten Teufel und drehen uns auf die andere Seite.

Wie „Chüeri“ ohne Patent auf die Hasenjagd geht und eine Schrammelmusik aus dem Konzept bringt.

Derweil wir auf Seitenwegen über stille, verträumte Dörfer traben, spielt der militärische Rundfunk. Erst nachträglich erfahren wir, dass das Divisionskommando in Linz uns erwartete — dabei marschierten wir ahnungslos rechter Hand vorbei. Aber das sechste niederösterreichische Infanterieregiment erwischt uns, und wir werden in die Kasernen von St. Pölten geleitet. Um es gleich vorwegzunehmen: überall werden wir in den Garnisonen der Kavallerie, der Artillerie, der Infanterie und sogar der Tank- und Motorartillerie kameradschaftlich und ritterlich aufgenommen. Ein Meldereiter, ein Radfahrer, Offiziere zu Pferd fangen uns ab, und wenn ich im Kasernenhof aus dem Sattel steige, melden sich schon die kommandierten dienstbeflissenen Geister. Gewöhnlich sind es drei Mann, Dragoner oder Kanoniere oder Infanteristen: „Herr Oberleutnant, melde mich gehorsamst als Stallcharge!“ „Herr Oberleutnant, melde mich gehorsamst als Zimmercharge!“ Und der dritte: „Herr Oberleutnant, melde mich gehorsamst als Verbindungscharge!“ Pfeuti und Max haben den Nutzen: der Stallmeister braucht nicht ohne Hilfe die Pferde zu warten und der Küchenchef nicht allein die Koffer in das Offizierskasino zu buckeln. So war es in Innsbruck, Salzburg und St. Pölten, und so ist es beim zweiten österreichischen Dragonerregiment in Enns, beim zweiten österreichischen Haubitziartillerieregiment in Wien und beim dritten österreichischen Tankbataillon zu Brück an der Leitha.

Doch wir eilen voraus. Wir haben erst noch über die einsamen Höhen von Puking zu traben. Rehe wechseln in kleinen Rudeln ganz nahe über die Strasse, flüchten einige Sprünge nur seitlich ins Feld und blicken verwundert mit ihren grossen, klugen Augen nach dieser Saumkolonne aus fremden Ländern. Wenn sie „Chüeri“ erblicken, stampfen sie unwillig mit den Hinterläufen. Viele hundert Hasen scheucht der Hufschlag aus den Feldern; ganz nahe vorbei flüchten Rebhuhn und Fasan. Die Eichhörnchen retten sich nur auf die untersten Äste; so nahe äugen sie herab, dass ich sie, wenn ich in den Bügeln mich recke, haschen könnte. „Chüeri“ sind alle diese flüchtenden Hasen im Kopf; er zittert förmlich, und es zuckt ihm in allen Läufen. Und plötzlich nützt alles Abmahnen nichts mehr; in gewaltigen Sätzen pfeilt unser Entlebucher hinter einem Hasen her. Doch Meister Lampe treibt nur sein Spiel mit ihm, schlägt Haken links herum, schlägt Haken rechts herum, und jedes Mal rennt „Chüeri“ mit Schwung geradeaus ins Nichts. Bald sind Hase und Hund verschwunden. Wir warten lange — kein „Chüeri“ erscheint. Es beginnt zu dunkeln; ich galoppiere mit „Arbalète“ weit hinaus ins Feld. „Chüeri! Chüeri!“ ruft die ganze schweizerische Saumkolonne. Schon wollen wir im nächsten Dorfe Quartier nehmen, um auf die Hundesuche zu gehen, da erscheint der Sünder mit tief heraushängender Zunge und wedelt sehr freundlich zu unserm Schimpfen. Gewissensbisse scheint er nicht zu empfinden.

Wir sehen viele Festlichkeiten: Regimentsfeiern, Fahnenübergaben. Wir sehen die Heimatwehr und die ostmärkischen Sturmscharen und die Jugendwehren. Oesterreich hat seit den letzten Putschen allerlei gelernt, vor allem, wie man die Massen gewinnt, die noch wie zu Ciceros Zeiten nicht nur Brot, sondern auch Spiele wollen. Mir scheint, die Sozialdemokratie der Nachkriegszeit sei nicht zuletzt an ihrer farblosen Nüchternheit zugrunde gegangen. Alle diese Formationen sehen sehr martialisch aus, mit Federhuterl oder Stahlhelm, mit riesigem Pallasch die Scharführer. „Oaber“, wie mir der Rittmeister an meiner Seite versichert, „Herr Kamerad müassen's net glaub'n, des sei a Militär. Dia moanen bloss, sia

saig'n a Militär. Des san uniformierte Zivilisten. Aber jetzt werden s' bald eingreift wer'n als Armeereserv', und dann wer'n wiar sie schleif'n."

Herrlich ist die Wachau, diese sanfte Donau und die trotzigten Felssperren, riesig das Kloster zu Melk. Wie gemütlich überall in diesem Oesterreich! Wir haben gar nicht das Gefühl, im Auslande zu weilen. Und diese Garnisonsstädtchen, in welchen das Militär den Ton angibt. Die Offiziere wissen die lauschigsten Plätzchen, die kleinen Heurigenstuberl mit freundlicher Bedienung fescher Wiener Mädels, und immer weiss eine mit glockenheller Stimme all die fröhlichen und auch schwermütigen Liedchen zu begleiten, die ein junger Leutnant am Klavier anstimmt. Auch „Chüeri" scheint dies alles sehr zu gefallen; nur einmal bei einer Schrammelmusik fährt er dazwischen, dass die ganze Zuhörerschaft in frenetischen Jubel ausbricht. Er hat sich unter den Tisch gelegt und schläft; wir sitzen ganz vorn bei der Pauke, die eigentlich gar nicht zu einer Schrammelmusik gehört. Und wie der Paukist einmal plötzlich zu derb hinhaut, schreckt „Chüeri" aus tiefem Schlaf empor und springt mit Gebell dem dicken Paukisten in den Hosenboden. Der haut vor Schreck noch stärker aufs Fell und macht einen riesigen Sprung: „Kruzitirk'n, dua Miastviach, du gschertes, hast dua mich derschreckt!" Für den Rest des Abends muss „Chüeri" an die Leine.

*Wie die schweizerische Saumkolonne in die alte Kaiserstadt zieht
und wie herzlich die Wiener die Berner aufnehmen.*

In der riesigen Kavalleriekaserne zu Enns, beim zweiten österreichischen Dragonerregiment, bewohne ich ein illustres Gemach: das Fremdenzimmer. Hier logierte oft bei einem Besuch als Kommandeur des Regiments der in Serajewo ermordete Thronfolger Erzherzog Ferdinand. Ein einfaches, sehr hohes Zimmer mit einem guten, harten Soldatenbett, aber mit prächtiger Aussicht über das Tal der Enns in herbstliche Auen. Oberstleutnant Ritter von Estlinger, der Kommandeur von Enns, geht Arm in Arm mit mir durch die weiten Stallungen: „Mein Lieber, was Sie hier noch sehen, sind nur die Schatten einstiger Grösse. Hundertfünf Kavallerieregimenter zu sechs Eskadronen — das war die kaiserlich-königliche Vorkriegskavallerie, ein Regiment schöner wie das andere: Honvedhusaren, Ulanen, Kürassiere, Dragoner, berittene Landesschützen vom Tirol, Jäger zu Pferd — na, das war ein Leben! Und dann diese verlorenen Garnisonen in Bosnien, in Galizien! Da hätten Sie unser Gast sein sollen. Da waren wir noch reich. Alles konnte man haben um wenig Geld, vom Rennpferd bis zum Mädel mit den Mandelaugen und Lockenhaar nach Wunsch! Ach, Herr Kamerad, reden wir nicht mehr davon! Jetzt sind wir klein und arm und bürgerlich und brav — und es geht ja auch so."

Bei der Infanterie in St. Polten. Eine Marmortafel vor meinem Zimmer erinnert, dass hier eine Nacht der alte Kaiser Franz Joseph verbrachte, wie er im Jahre 1895 die Garnison inspizierte. Ein freundlicher, alter Stabsoffizier der Verwaltung spaziert mit mir durch das Städtchen; wie ein guter Papa kommt er mir vor. Auf der Stadtpromenade rascheln die letzten goldenen Blätter zur Erde; es ist ein prächtiger Herbstsonntag, und uns ist fast wehmütig zumute. Wann wird der Winter einbrechen, uns auf unserer Reise durch den Balkan Hindernisse zu türmen? Alle Offiziere, die während des Krieges dort unten

waren, prophezeien nichts Gutes, wünschen uns ein erträgliches Winterlager irgendwo in den Steppen Rumäniens oder den Gebirgen Bulgariens, Frühjahr und Schneeschmelze abzuwarten. Qui vivra, verra! Immer wird uns der Abschied von so viel herzlicher und spontaner Gastfreundschaft und Kameradschaft schwer. Wenn wir zum Kasernentor hinausreiten, sind alle Fenster dicht besetzt, wie die Spaliere guter Trauben, mit Dragonern oder Kanonieren oder Infanteristen oder Tankchaffeurs. Und sie winken und rufen zum Abschied: „Servus, Maxi! Schreib mal a Kart'n und vergiss net auf uns gell! Servus, Pfeuti! Hab die Ehre, Herr Oberleitnant, kommen S' wieda auf der Rückreis'n!“

Wir traben durch den Wiener Wald. Noch eine kurze Mittagsrast bei Arbeitersleuten, die uns freundlich die Küche zur Verfügung stellen. Sie wollen, obschon bitter arm, nichts annehmen. Aber ich kann doch den drei kleinen Kindern je einen Schilling in die Hand drücken, und wir lassen der Mutter ein Paket Astrafett zurück.

Der Bundeskanzler hat drei Artillerieoffiziere beordert, uns im Wiener Wald zu empfangen. Unter stolzem Geleite geht's durch die ersten Vorstadtstrassen Wiens in die Breitenseer Kaserne zum zweiten österreichischen Haubitzenartillerieregiment. Empfang durch die Offiziere der Garnison Wien, Empfang durch die Spitzen der Renn- und Kampagnereitergesellschaft von Oesterreich. Und nun drei Tage Wien mit überfülltem Programm. Fürst Kinsky stellt mir seinen Achtzylinder mit Livreechauffeur zur Verfügung, und diese Livree führt mich haarscharf in knapp berechneter Zeit durch die Klippen der Veranstaltungen und Anlässe im Eilzugstempo kreuz und quer durch die alte Kaiserstadt und rings herum. Ich kann das Erlebte nur schlaglichtartig beleuchten. Spanische Hofreitschule — das Schönste, was es auf dieser Welt für einen Reiter geben kann: diese schneeweissen Lippizaner Hengste, die durch die prächtigste Reitbahn der Erde hinschweben. Grinzing beim Heurigen — viel Wiener Musik und viele schöne Wiener Mädels. Berg Cobenzl mit prachtvollem Ausblick auf die Stadt und bis hinein nach Ungarn. Abends mit den Offizieren der vierten Batterie im Burgtheater. Bundeskanzler Dr. von Schuschnigg hat mir die Bundeskanzlerloge, die ehemalige kaiserliche Hofloge, zur Verfügung gestellt. Gegeben wird „Hanneles Himmelfahrt“, die erschütternde Traumdichtung Gerhart Hauptmanns. Das Theater ist überfüllt, und wie wir, die Offiziere in der alten Vorkriegsuniform, die kaiserliche Loge betreten, richten sich alle Operngläser nach uns. Konzerte, Mittagessen im Coburgpalais beim schweizerischen Gesandten Dr. Jäger, ein Abend mit den Damen und Herren der Schweizerkolonie, ein Empfang beim Grafen Palffy. Die sehr schöne, junge Gräfin mit ihren tief schwarzen Augen hat besondere Freude an „Chüeri“. Ich komme allmählich zu einem verhudelten Demokratengewissen. Denn „Küss' die Hand, gnäd'ge Frau“ und „Hab' die Ehre, Exzellenz“, das geht schon ganz von selbst. Müsste einer auch ein arger Trottel sein, wenn er vor lauter republikanischem Fanatismus solch zarte Damenhand nicht küssen möchte. Ich finde, dies sei ein sehr angenehmer Brauch. Der Graf gibt mir viele Empfehlungen nach Ungarn. Ein Mittagessen mit den Offizieren des Regiments, zu dem auch der Generalintendant der Wiener Garnison erscheint, ein kleiner Ball, ein wenig Nachtleben so bis sieben Uhr früh, und um acht Uhr habe ich mich schon mit dem bekannten zweiundsiebzigjährigen General von Pongracz verabredet, der mir sein Dressurpferd vorführt.

Mit einem gehörigen Manko an Schlaf verlassen wir, begleitet von Hauptmann Mendel und zwei Offizieren nebst Chargen, als kleine Kavalkade die grosse Stadt. Noch im ersten Dorf ein Abschieds-

trunk, dann zieht die Saumkolonne allein weiter durch spätherbstliche Felder hinunter nach Brück an der Leitha zum Tankbataillon.

Wie „Arbalète“ unter der Rabendecke galoppiert und „Chüeri“ die Hexe von Nickelsdorf anbellt.

Bruck an der Leitha. In unserer Erinnerung wird es haften bleiben als ein weiter, herbstlicher Park. Gold in den Aesten uralter Akazien, Gold verschwenderisch gestreut auf Wiese und Weg — das sterbende Laub in der letzten Pracht. Hineingestreut in diesen lichten Wald, einzelne Baracken, ein Offizierskasino, alles sehr weitläufig und entlegen. Sogar eine Stallung aus alten Zeiten ist noch vorhanden im untersten Parkwinkel, während die Panzerautomobile und Tanks meist nur in riesigen Zelten untergebracht werden. Früher zählte Brück an der Leitha ein Militärlager von 50'000—60'000 Mann und diente vor allem auch der Wiener Garnison als Sommerübungsplatz. Heute verliert sich fast das dritte Tankbataillon mit seinen tausend Mann in den endlosen Weiten des Parks.

Zu einer kleinen Offiziersbaracke schleppt Max mit einem Tanksoldaten meine Koffer, und ich will mich eben niederlegen, das Wiener Schlafdefizit auszugleichen — da meldet sich bei mir ein Motorfahrer mit Seitenwagen, mich zum Bataillonskommandanten zu führen. Kameradschaftlich werde ich begrüßt; dann bittet mich der Herr Major, wieder im Seitenwagen Platz zu nehmen, es gelte nur einer kleinen Ausfahrt, wobei er vielversprechend lächelt. Der Kommandant setzt sich in ein gleiches Fahrzeug, es geht zum Lager hinaus, durchs kleine Garnisonsstädtchen und dann in rasender Fahrt über die grosse Landstrasse. Der scharfe Luftzug tut gut. Bald merke ich, dass es zurück geht nach Wien. So komme ich statt zu längst benötigtem Schlaf nochmals zu einer fröhlichen Nacht im fröhlichen Wien, und erst früh sechs Uhr landen wir wieder in Brück. Schon hat Pfeuti die Pferde bereitgestellt: vom Seitenwagen geht's gleich in den Sattel und hinunter durchs Burgenland.

Der letzte österreichische Kamerad, ein Tankleutnant, lotst uns auf seinem Motorrad durch das herrliche Gold kleiner Wäldchen und über einsame Schafkoppeln in die weiten burgenländischen Ebenen. Ein herrlicher, strahlender Sonntag, der jedes Schlafbedürfnis zerstreut. Für Max beginnen schwere Zeiten. Er schlittert mit seinem gewichtigen Militärrad durch die tiefen, ausgefahrenen Furchen schmaler Wald- und Wiesenwege, und wenn es ihn hinlegt, hat Pfeuti seine kameradschaftliche Freude. Oft lasse ich sie meilenweit allein ziehen und galoppiere mit „Arbalète“ und „Chüeri“ querfeldein. Weit und endlos dehnen sich die Felder, und die letzten Hügelzüge rücken immer ferner in den Dunst zurück, um allmählich als blaue Kuppen hinter den Horizont zu sinken. Wir sind bereits auf altungarischem Boden; denn vor dem Krieg gehörte das Burgenland zum Königreich Ungarn, und die alte Staatsgrenze ging durch das Militärlager von Brück an der Leitha. Rechts ein weiter Acker, links ein weiter Acker, alles schwarz. Ist das Torf? Nein, es sind Raben: nicht Zehntausende, Hunderttausende. Nie in meinem Leben sah ich ein so gewaltiges Rabenheer. Ich erliege einer Versuchung: vom Pferd herab löse ich den Karabiner — nicht in die Rabenschar, sondern vor mir in den Acker. So weit das Auge schweift, erhebt sich eine schwarze, krächzende Decke, die das strahlende Licht der Sonne verdunkelt. Nun galoppieren wir unter dieser wiegenden Decke dahin, und „Chüeri“ bellt vor Lust und Freude.

Ein kleiner, struppiger Wald bei Nickelsdorf. Ein Lager Zigeuner. Sofort sind wir zum Erstaunen „Chüeris“ von zerlumpten Gestalten umringt. Ich werfe meine kleine Münze in hingehaltene zerknüllte Hüte und schmutzigbraune Hände. Nicht ohne Mühe arbeiten wir uns aus dem Knäuel und glauben uns schon frei — da humpelt am Stock eine steinalte Zigeunerin daher, gerade so, wie wir sie aus den Kindermärchen als Hexen kennen: strähniges, weisses Haar unter schmutzigem, rotem Kopftuch, runzliges, ledriges Gesicht, ein einziger, scharfer Zahn als letzte Zierde aus dem letzten Jahrhundert. Und wie „Chüeri“ sie drohend anbellt, scheucht sie ihn mit dem Stock. Ich muss mir aus dem Sattel die Hand lesen lassen. Neunundachtzig Jahre prophezeit sie mir und sonst viel Verlockendes — das ist schon einen Schilling wert.

Endlos weitet sich der Blick; rechts sinkt golden die Abendsonne, links steigt bleich und würdig ein voller Mond aus dem Dunst. Ausserhalb Nickelsdorf der österreichische Zollposten. Wir verabschieden uns vom gastfreundlichen Nachbarland Oesterreich. Vor den Hufen unserer vier Rosse liegt endlos und weit ein Königreich — Ungarn.

Ungarn



Am ungarischen Dorfteich

Wie herzlich die Ungarn die schweizerische Saumkolonne in ihr Königreich führen.

Ungarn — das ist eine endlose Weite, das ist der flüchtige Hufschlag feuriger Rosse: die Pussta.

Ungarn — das ist eine schlanke, schwarzlockige Frau, die sich im wilden Tschardas wiegt: das lichterstrahlende Budapest.

Ungarn — das ist ein feuriger, goldener Wein, der das Herz schneller schlagen lässt: die sonnigen Hügel von Nagykovasci.

Rasse, Rasse, Rasse — das ist Ungarn.

Zwischen dem österreichischen und dem ungarischen Zoll dehnt sich vier Kilometer breit das Niemandsland. Gleich wie wir antraben, gerät Winkelried" mit seinem schweren Mitrailleurkarren in eine tiefe Furche — ein Knacks: das rechte Rad ist entzwei. Pfeuti bleibt mit der Kolonne zurück, ich galoppiere bei herrlich klarer Mondnacht über die Ebene und erreiche bald den ungarischen Zoll. Ich werde mit Enthusiasmus begrüsst. Offiziere sind da, Zollbeamte, Gendarmen in ihrer malerischen Khakiuniform mit der stolzen Hahnenfeder auf dem Tschako. Ein Bauerngespann wird mit Soldaten abgeschickt, Pfeuti mit dem Train aus dem Niemandsland anzuschleppen.

Herrlich ist dieses Hegyeshalom mit seinem fustiefen Kot in den Strassen, mit seinen weiten Ententeichen, mit seinen Lauben voll reifer Trauben, mit seinen weiten Plätzen und weissgetünchten Häusern, bedeckt mit Stroh. Der Stabsrittmeister der Gendarmerie in schmucker, schwarzer Uniform und weissen Handschuhen meldet sich und weist uns die vorbereiteten Quartiere, fragt nach unsern Wünschen und überreicht einen Brief des Honvedobersten Ritter Beldy: vierseitige, herzliche Begrüssung durch das Honvedministerium und als Beilage ein Programm von Hegyeshalom bis Dombegyhaz an der rumänischen Grenze.

In einem Gasthof finden wir gute Unterkunft. Der Wirt, ein kleiner, buckliger Mann, ist Koch, Kellner, Portier und Stallbursche in einer Person. Mich eingefleischten Demokraten spricht er nur mit „Eu'r Gnad'n" an, und wenn er, die Serviette unterm Arm, vom Speisezimmer in den Stall, vom Stall in die Küche und von der Küche in den Gemüsegarten hinüberflitzt, haben wir unsere helle Freude.

Bezaubernd für den Reiter, dieses Pferdeland Ungarn mit seinen weichen Strassen, die noch kein Strassenbaustrategie asphaltierter Zeiten verdarb. Tagelang kein Automobil, aber Pferdefuhrwerke, Hunderte, Tausende. Zwei Kilometer Trab, ein Kilometer Schritt, oft ein längerer Galopp über weiche Heide, die den Hufschlag der vier Pferde verschluckt. Wenn die ungarische Gastfreundschaft nicht wäre, kämen wir so in knappen zwei Wochen hinunter nach Rumänien.

Ueber Magyarovar nach Otteveny: ein kleines, abgelegenes Nest und ein winziges, altväterisches Postamt. Dort habe ich an die Maschinengewehrkompanie zu Györ zu telefonieren, unsere Ankunft zu melden. Und in diesem altväterischen Postamt eine desto jüngere, hübsche, schwarzlockige Maid als Telephonistin. Das flackernde, gelbliche Licht der Petrollampe streut Gold in ihre Locken, und das Stahlband des Kopfhörers dieses Fernsprechers aus der Zeit kurz nach der Sintflut wirkt wie ein altgriechischer Haarschmuck. Sie kämpft mit Ausdauer um eine Verbindung mit der Garnison zu Györ. Wenn sie ihr Magyarisch in die Sprechmuschel flötet, blitzen ihre perlweissen Zähne. Endlich meldet sich eine Garnison, irgendeine Ordonnanz mit besonders langer Leitung, die von allem nichts versteht. So

entschliessen wir uns zu einem Telegramm, und ich geniesse angenehmen ungarischen Sprachunterricht durch den hölzernen Schalter. Aber schliesslich geht leider mit Hilfe meines Taschenwörterbuches nach vielen Schwierigkeiten und schalkhaftem Gelächter auch dieses Telegramm in Ordnung und in den Draht. So ist denn diese Audienz beendet.

Ein fröhlicher Abend mit den Offizieren der Raaber Garnison. Der Tokaier steht auf den Tischen der Offiziersmesse herum wie bei uns im Heuet bei Schläfli-Ruedi der Most. Besichtigung der alten Stadt Raab — Raab ist der deutsche Name von Győr — mit ihren vielen Erinnerungen aus der Türkenzeit, wobei mich der Kutscher des Kommandeurs mit flinken Arabern vor kleinem Fiaker herumführt. Malerisch sind diese ungarischen Kutscher in ihren betressten Pelzröcken und die stolz aufgezümmten Schimmelhengste. Am Nachmittag reiten wir weg; der Regimentskommandeur und einige Offiziere geben uns ein gut Stück das Geleite.

Beim Mondenschein erreichen wir das Dörfchen Bana. Hier wird die Saumkolonne einquartiert. Mich führt ein Kutscher des königlichen Gestüts mit milchweissen Araberhengsten teuflermässig schnell nach Schloss Babolna. Früher Sitz eines ungarischen Magnaten, wurde Babolna im Jahre 1789 Staatsdomäne und gleichzeitig auf Erlass Kaiser Josephs II. Staatsgestüt. Ausgedehnte Stallungen schliessen sich an einen prächtigen Mittelbau, besonders vornehm diejenigen der Zuchthengste, die einzelnen Boxen und Stände mit Marmor verkleidet, dann die riesigen Laufställe, in denen die Mutterstuten mit ihren Füllen sich frei bewegen. Babolna züchtet ausschliesslich Araber und Lippizaner und bietet dem Pferdekennner eine Augenweide, wenn die Mutterstuten mit ihren Füllen herdenweise ins Freie gelassen oder prächtige Hengste in verzierter arabischer Zäumung an der Hand vorgeführt werden. Die Füllen dieser meist schneeweissen Stuten kommen dunkelhaarig zur Welt, fast schwarz, tiefbraun oder dunkelgrau, werden dann mit jedem Haarwechsel heller und nach drei bis vier Jahren Schimmel, wie ihre Eltern. Im Jahre 1899 weilte Kaiser Franz Joseph zu Gast, als eben ein Transport Hengste aus Arabien eintraf, der Babolna neues Blut zuführen sollte. Der Kaiser bemerkte einen kleinen Araberjungen, der sich von einem prächtigen Hengst „Osajan“ nicht hatte trennen können und mit den Ungarn, die in Arabien den Transport abholten, ins ferne Land über dem Meer gezogen war. Er liess den Jungen vor sich führen, und da er einen schweren Türkensäbel umgehängt hatte, den er kaum zu schleppen vermochte, neckte ihn seine Majestät und griff nach der Kuppel. Aber der kleine, braune Araberjunge schlug energisch nach der kaiserlichen Hand und liess seinen Säbel nicht betasten. Franz Joseph war über diese ungewohnte und unerwartete Misshandlung so erstaunt, über die energische Abwehr des Jungen aber zugleich so erfreut, dass er den kleinen Araber Fadhalla el Hedad nicht mehr aus den Augen liess: als Manegejunge, dann als Bereiter und durch kaiserliches Handschreiben in die Kadettenschule, wo der kleine Fadhalla den ungarischen Namen Mihaly Ezredes annahm, eine glänzende Offizierslaufbahn, die ihn bis zum ungarischen Reiterobersten avancieren und Kommandant von Babolna werden liess. Sein Name ist auf der Marmortafel des Schlosses verewigt; sein Bild schaut von der Wand des Offizierskasinos. Dem Hengst „Osajan“ aber setzten die Ungarn im Park ein Denkmal. Zweiergespanne, Troikagespanne, Vierer- und Fünferzüge: immer milchweisse Traber vor den Wagen. Wir fahren über die Pussta zu den entlegenen Fohlenstationen, und so flink die Araber traben, wir sehen doch in einem Nachmittag nur einen kleinen Teil.

*Wie „Chüeri“ den Tod verbellt
und die Zsambéker Schwaben die Saumkolonne in ihre Weinhöhlen führen.*

Beim dritten Honvedinfanteriebataillon in Tata-Tovaros. Wieder viel herzliche Kameradschaft und guter Wein. Einladung des Fürsten Esterhazy zur Besichtigung seiner Lippizaner und Araber in der stolzen Burg zu Tovaros. Der Hochadel Ungarns, Oesterreichs, Polens, der Tschechei und vornehme Gäste aus aller Welt sind da zur Jagd. Malerisch, wie Wagen um Wagen mit Schimmeln bespannt hinausfährt. Ich sollte mit; aber ich gönne den Hasen ihr kurzes Leben, und auf ein Reh zu knallen, wäre ohnehin für mich ein Ding der Unmöglichkeit. Um eine gute Ausrede bin ich ja nicht verlegen: unsere Pflicht ist das Wandern.

Wir haben wieder getrennte Strasse, die Saumkolonne trabt über Tarjan, ich querfeldein. Immer strahlende Sonne und dann eine kurze Dämmerung und eine sternklare Nacht. Der Mond ist noch nicht herauf; nur viele tausend Sterne blinken. Hügelig wird das Land, und dann geht's zwischen bewaldete Bergzüge. Zeitlose Stille brütet in dunkeln Wäldern. Stundenweit kein Mensch. Schon lange möchte ich mich nach dem Weg erkundigen. Wie ein Schatten ist der flinke „Chüeri“, bald vor „Arbalètes“ Füßen, bald hinter uns. Ein Hohlweg und ein alter Baum. Was hat „Chüeri“ wie wild zu bellen? Eben steigt der Mond empor. Am Baum lehnt eine schwarze Gestalt. Ich reite hin und rufe „Chüeri“ weg: „Hova Falu Zsambék?“ Und wie die schwarze Gestalt den Kopf hebt, greife ich unwillkürlich in die Zügel. So malte Böcklin seine Totenköpfe. Ein schmaler Streifen Licht aus der Taschenlampe: nein, es ist ein steinalter, hagerer Mann mit buschigen Augenbrauen, tiefliegenden Augen und so mager, dass die Backenknochen durch die lederne Haut zu stechen scheinen. Wie ich das Taschenlicht wegnehme, ist es wieder der Tod. Er weist wortlos hügelan. Ich nestle einen Pengö aus der Tasche und werfe ihn hinab.

Vor der Saumkolonne erreiche ich Zsambék. Die Prominenten sind alle zur Begrüssung erschienen: der Richter, der Obernotar und der Unternotar, der Tierarzt und der Kassaverwalter. Wir sind Gäste der Gemeinde. Ein wahres Hochzeitsmahl wird aufgetragen. Zsambék ist ein deutsches Dorf, und die umliegenden Dörfer sind ebenfalls von ungarischen Schwaben bewohnt. Ein sehr gemütlicher, lieber Volksschlag. Ungarn ist mit seinen Minderheiten tolerant; alles andere sei verleumderische Sage, versichern uns die Zsambéker Schwaben. Nach dem Essen geht's beim Mondenschein Arm in Arm singend aus dem Dorf in die Katakomben. Rechts hakt sich mir der Obernotar ein, links der Richter; hinter uns der Unternotar und der Hilfsnotar, der Tierarzt und der Kassaverwalter, die Saumkolonne und ein endloser Zug von Weinbauern, Wirten, Selchermeistern. Die Katakomben liegen in einem Hohlweg und enthalten statt Totenköpfe riesige Fässer mit Wein. Tiefe Keller, dreissig links, vierzig rechts, in den Fels gehauen. Fass an Fass bei flackerndem Kerzenlicht. Wir trinken weissen Wein und roten und hellroten, süssen und herben und vom gleichen Fasse nur ein Glas. Ein Weinbauer mit dem „Heber“ klettert von Fass zu Fass, und ein dicker Selchermeister kramt aus einem Henkelkorb Bauernbratwürstchen mit viel Paprika. Mit viel Fleiss und Ausdauer lernen die Zsambéker Schwaben das Lied vom „herzlieben Aenneli, Rosmarienstängeli“ und „Ramseiers wei ga graase“.

Auf steilem Hügel über dem Dorf ragen die Ruinen einer alten gotischen Kirche in das Azurblau des Himmels. Die Türken haben sie auf ihrem Zuge vor die Tore Wiens in Trümmer gelegt. Der Glockenturm rechts vom Portal ist noch leidlich erhalten. Ueber endlos viele Stufen gelangt man hinauf und geniesst eine herrliche Weitsicht. Fern im Nebel hinter einem bewaldeten Hügelzug liegt Budapest. Wir steigen in der Morgensonne nieder zum grossen Nonnenkloster, dessen Aebtissin uns zu einer Besichtigung einlädt. Dieses Kloster, dessen Mutterhaus zu Ingenbohl in der Schweiz steht, birgt in seinen weiten Gebäuden ein nach modernsten Grundsätzen eingerichtetes Töchterinstitut.



Die Kirchenruine von Zsambék

Wie die Königshusaren die Saumkolonne durch die stolze Stadt Budapest führen.

Bei der „Schönen Helena“ — das ist ein Gasthaus ausserhalb der Hauptstadt — erwartet uns unter Führung eines Oberleutnants ein Détachement der ungarischen Königshusaren. Vorher schon begrüsst uns der schweizerische Generalkonsul, Kienast, mit Kanzler Baldamus und einem ungarischen Generalstabsmajor aufs freundschaftlichste. Husaren vorn, Husaren hinten: so durchzieht die schweizerische Saumkolonne unter riesigem Aufsehen die grosse Stadt und nimmt Quartier in der Franz-Josephs-Kaserne beim ersten ungarischen Honvedhusarenregiment. Und nun das Programm des Generalstabsmajors von Sibrik de Szarvaskend: Besichtigung des riesigen Parlamentsgebäudes, der königlichen Burg, der Museen, der Rennplätze, der Exerzierfelder, Besuch bei Oberst Beldy, in der königlichen Oper, Konzerte; ein Abend mit der Schweizerkolonie, wobei die Damen wünschen, dass auch der ihnen aus den Zeitungsberichten bekannte „Chüeri“ teilnehme; anschliessend Ball bis gegen vier Uhr mit hübschen Genferinnen und Waadtländerinnen, die hier als junge Erzieherinnen bei Magnaten wirken.

Zwei Stunden Schlaf, dann eine Jagd mit den Königshusaren. Und dazwischen gar viel, zu dem oft nur diese schneidigen Husaren das Stichwort kennen.

Budapest — das grosse, erhabene, königliche! Herrliche Promenaden, weite Plätze, stolze Monumente und prunkvolle Paläste. Wer das Parlamentsgebäude besucht, dem wird die verschwenderische Pracht dieses Monumentalgebäudes eindringlich die einstige Grösse und Macht Ungarns vor Augen führen. Kaiser Franz Joseph hat diesen Palast nie betreten; er soll dessen Erstellung als Verschwendung bezeichnet haben. Ein alter Ratsdiener nimmt den Besucher in Empfang, ihn über teppichbelegte Marmortreppen und durch die Wandelhallen und Säle zu geleiten. Wenn heute das Parlament tagt, sind zwei Fünftel der Plätze leer: es sind die Sitze der Abgeordneten der verlorenen Gebiete. Ein riesiger Vorhang aus purpurrotem Samt im Königssaal; der Thron wird erst wieder aufgestellt, wenn ein neuer König von Ungarn die Stephanskronen trägt. Der alte Ratsdiener weiss viel zu berichten von alten, glanzvollen Zeiten und dann von einer schmachvollen Epoche, als durch diese erhabenen Säle die Haufen der Kommunisten strömten, Bela Kun hier mit seinen Genossen Sitzungen und Gelage abhielt.

Die Husarenoffiziere sind alle von altem Adel. Früher war das Verordnung, heute stillschweigende Uebereinkunft. Mir zugeteilt als ständiger Begleiter ist Oberleutnant Baron von Feuchtersieben. Seine Ahnen waren Hofjunker des Königs von Sachsen. Vor dem Kriege war sein Vater Grossgrundbesitzer im heutigen Rumänien. Heute hat er noch vier Rennpferde, die durch Preise an Rennen seine knappe Gage aufbessern. Ein flotter und lieber Kamerad. Nach dem zweiten Glas stehen wir per du. Wenn wir bei lockender Zigeunermusik sitzen und schöne Frauen ihre schlanken Körper im wilden Tschardas wiegen: „Liebes Kamerad, in Ungarn alles Vollblut: die Ferde Vollblut, die Weiberr Vollblut, der Wein Vollblut, die Musik Vollblut!“ Auch er ist Vollblut und ein richtiger Husar. Bewundere ich nur flüchtigen Blickes eine besonders schöne Frau, gleich seine Frage: „Gefallen dir dieses Frau? Igen? Ich ihn gleich werde holen.“ Und bevor ich abwehren kann, flitzt er schon hinüber. Hat die Dame einen Kavalier, was kümmert das einen Königshusaren! Er macht ihr eine knappe Verbeugung und führt sie her, und das Zivil hat das Nachsehen.

Nach einer Nacht mit viel Tokaier und Muskat und Musik und Tanz gleich auf ein Husarenpferd ist allerhand. Doch darf die schweizerische Säumerei nicht vor diesen wilden Husaren zurückstehen, obschon mir das Bett für zwei, drei Stunden lieber wäre. Wir sitzen auf. Die Pferde sind ausgeruht: sie tänzeln und scharren und schnauben in den frischen, nebligen Morgen. Das kann gut werden. Bald sind wir aus der Stadt auf weitem Feld mit sandigem, gutem Boden. Feuchtersieben flitzt schon los; mein Husarenhengst macht eine Lançade, und wie ich ihn verhalten will, steigt er. Meine dezimierten Kraftreserven muss ich für den Stop aufsparen. Also lange Zügel und vorgebeugt bis auf den Hals. Dahin geht's, dass der scharfe Luftzug das Wasser aus den Augen treibt. Eine Hecke — bevor ich versammeln kann, bin ich schon hinüber. Ein Wassergraben — hopp! schon hinter uns. Wir galoppieren Bügel an Bügel pfeilschnell dahin, dieweil Feuchtersieben mir stossweise erklärt: „Hier hinten, Kamerad, aufpass! Auf diese Pussta eine viel böse männlike Kuh, was die Ferde mit die langen Hörner stoost.“ Trotz den vergnüglichen Aussichten auf diesen wilden Stier muss ich über seine „männliche Kuh“ lachen, was er als Zweifelsäusserung auffasst: „Igen, igen, liebes Janosch (das bin ich) serr gefährlich.“ Wieder ein Graben

— hopp! Und noch einer — hopp! Und dann eine breite Lache — hinein. Hochauf spritzt's; begossen kommen wir in langen Sätzen jenseits heraus.

Als Zimmercharge habe ich den Stephan, einen schwäbischen Husaren. Er verrichtet die Reinigungsarbeiten an Stiefeln und Kleidern und besorgt viele Botengänge. Sein Deutsch ist köstlich, und zum Beschluss jedes Satzes sagt er bekräftigend ein gedehntes „Joaa“. Einmal erwirke ich ihm von seinem Rittmeister verlängerten Ausgang. Strahlenden Gesichts meldet er mir: „Härr Oberlaidnand, hat Härr Rittmeister gegeben Stephan Urlaub bis viar Uhr, joaa!“ Ich gebe ihm zwei Pengö, er solle sich einen lustigen Abend machen. Aber Stephan schüttelt den Kopf: „Su vial, Härr Oberlaidnand, su vial! Wenn Stephan haben vial Pengö, dann vial sauf, joaa. Dann viar Uhr kain Stephan in Kaserne, joaa. Harr Rittmeister werd Stephan einsperr'n, joaa!“ Wir einigen uns, dass er mir einen Pengö gibt zum Aufheben für den andern Abend.

*Wie „Chüeri“ die Husarenmenage in Verwirrung bringt
und der Stephan die Geschichte vom Wilhelm Tell erzählt.*

Feuchtersieben kommt lachend herein und setzt sich auf den Bettrand: „Liebes Kamerad, heut werd'n die Offissiere fressen ungarisch Gulasch — brr!“ Und auf mein verwundertes Gesicht: „Komm sehn, was deine Hund haben gemacht!“ Ich blicke auf „Chüeri“, der, die personifizierte Unschuld, sich auf dem Sofa rekelt. Also gehen wir sehen. Im Korridor der Offiziersmesse hören wir den Koch schrecklich auf magyarisch schimpfen; wie wir erscheinen, reisst er die Hacken zusammen. In allen Etagen, auf den Treppen, liegen Leckerbissen bis hinauf in den dritten Stock: Poulets, Rehrücken, Hasenschenkel, Karpfen, Schnitzel. Der Menagejunge liess den Fleischorb kurze Zeit im Korridor stehen, und „Chüeri“ hat ihn so gründlich visitiert, dass nur eine einsame Leber übrig blieb. Fatale Sache, denn kurz vor Mittag lassen sich all die Spezialplättli nicht ersetzen. Feuchtersieben hat seine riesige Freude: Werd'n sie fressen ungarisch Gulasch und auch nicht verhungern, Kamerad!“

Stephan packt eben die Stiefel zusammen: „Ich serr guat kennen die Schwaiz, Herr Oberlaidnand, joaa!“ Und wie ich verwundert hinüberblicke: „Joaa, die Schwaiz, des is oain Loand miat nix wia Schneebersch uand Kiah und ain Hirten, woa's tuat auf einer loangen Trompeten bloasen.“ Ich freue mich, dass er unser Alphorn so nett beschreibt; wahrscheinlich hat er irgendwo, irgendwann ein Bildchen einer Schokoladetafel gesehen. Aber der Stephan weiss noch mehr: „Eier Kenich, des is dear Vilmos Tell, joaa.“ Und wie ich lachend erwidere, so ungefähr könnte das stimmen, aber der Wilhelm Tell sei schon sehr lange tot, schüttelt der Stephan missbilligend über meine Unwissenheit den Kopf: „Na, na, Harr Oberlaidnand irren siach, joaa! Net dear Vilmos Tell is tot, dear Gessla is tot, dear Fallot, joaa! Oaba is goanz guat, doass ihn hoat derschlag'n der Tell, wail dear Gessla woar ain Slovak, joaa!“ Da Stephan dies alles so bestimmt vorbringt, habe ich keine Lust, mich mit ihm um unsern alten Tell zu raufen; so lasse ich ihm denn seinen Glauben. Bis in ein paar Jahren wird er bestimmt behaupten, Vilmos Tell sei ein schwäbischer Ungar gewesen.

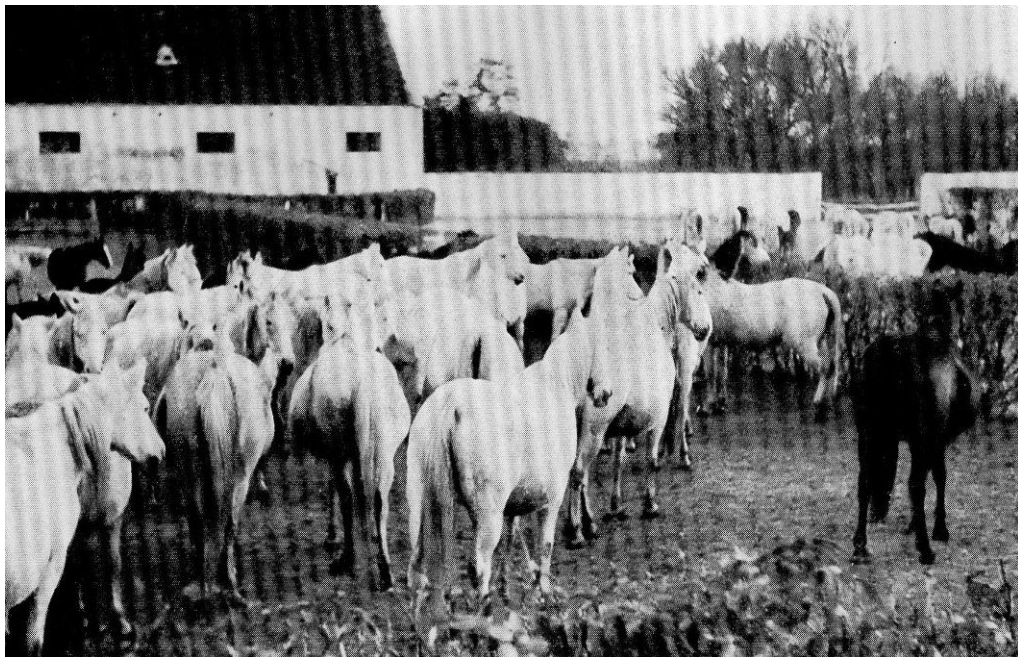
Wir Schweizer sind von Haus aus neutral und mischen uns nicht in fremde Händel. Auch wenn wir sehr bibelfest sind, lehnen wir doch den Christusspruch: Wer nicht für uns ist, der ist wider uns“ ab. Nach

unserer Meinung kann jeder auf seine Fassung selig werden. Wir geben ganz gerne zu, dass man damit keine Weltgeschichte macht. Aber wir wollen auch gar keine Weltgeschichte mehr machen. Seit der Schlacht von Marignano leben wir nach dem Grundsatz, dass „glücklich das Volk, dessen Geschichte langweilig ist“. Unsere Neutralität soll auch dazu führen, dass wir auf Auslandsreisen nicht politisieren. Aber unwillkürlich wird man doch oft ins Gespräch gezogen, und da uns alle Nachbarn gleich lieb sein müssen, geraten wir dann in eine Zwickmühle und haben einige Mühe, den Leuten mit unserm Urteil nicht an den Zaun zu reiten. Ungarn, das im grossen Kriege tapfer und ritterlich an der Seite seiner Verbündeten ausharrte bis zum bitteren Ende, wurde anlässlich der Friedensdiktate besonders arg zerzaust. Mehr als zwei Drittel seines Territoriums, sechsendneunzig Prozent seiner Wälder, alle seine Bergwerke, der Zugang zum Meer wurden ihm genommen, und was übrig blieb, waren eigentlich nur die Pussta und eine stolze Königsstadt an der blauen Donau. Dass Ungarn immer wieder seine Stimme erhebt, leidenschaftlich, eigensinnig, unbeugsam, um nach einer Revision der Friedensverträge zu rufen, darf niemand verwundern. Ueberall, in den Kasernen, Gemeindehäusern, Schulen, auf den Bahnhöfen und Promenaden und öffentlichen Plätzen, wird in Plakaten, Plastiken, Blumenarrangements die riesige Ausdehnung Vorkriegsungarns mit dem heutigen, kleinen Königreich verglichen, und „Nie, nie, niemals!“ leuchtet es in grossen Lettern von den Wänden. Die rotweissgrünen Fahnen flattern stets auf Halbmast und sollen erst wieder ganz gehisst werden, wenn das letzte verlorene Dorf zurückgekehrt sein wird. Mögen die Wünsche der Ungarn, soweit sie gerechtfertigt erscheinen, ohne Erschütterung der Welt in Erfüllung gehen!

*Wie die Saumkolonne im Kot versinkt
und die Husaren von Oerkény-Tabor sie herausseilen.*

Von Budapest sind es 65 Kilometer nach Oerkény-Tabor, dem königlich ungarischen Reitlehrerinstitut. Vier Tage Ruhe in Budapest — die Pferde sind ausgeruht und frisch; kaum vermag Pfeuti den „Tell“ zu meistern, und „Franc-Montagnard“ an meiner Seite geht scharf in den Handzügel. Feuchtersieben mit Stephan und noch einer Charge gibt uns das Geleite bis vor die Stadt. Der Abschied ist besonders herzlich: Wirst du mich nicht vergessen, Janosch? Wirst du schreiben? Wirst du wiederkommen in Sommer?“ Ich verspreche alles, was er will. Der Abschied zwischen Pfeuti und Stephan ist nicht minder kameradschaftlich: „Särvus! Denk auf den Stephan, joaa! Schreib miar aine Kart'n, joaa!“ Wir winken noch lange gegenseitig zurück.

Fünf Kilometer Trab, zwei Kilometer Schritt — rasch rücken wir vor. Es dunkelt, wie wir das Dorf Oerkény erreichen. Taschenlampen blitzen auf: ein Husarenrittmeister mit einer Charge auf milch-weissem Schimmel. Sie führen uns abseits auf Nebenwegen gegen das Militärlager von Oerkény-Tabor. Diese Wege sind um diese Jahreszeit meist ein einziger Sumpf. Plötzlich bleibt Winkelried mit dem schweren Karren stecken: wieder ein Radbruch. Der Schimmelhusar galoppiert ins Lager; er kommt zurück mit einem Zugführer und dreissig Soldaten. Die Husaren fassen an, vorn zwanzig am Seil, ein Dutzend stemmt den Karren hoch. Der Zugführer kommandiert: „Ho, lökes elöre! Hö, lökes elöre!“ Und ruckweise geht's aus dem Dreck und mit viel Mühe hinüber zum ersten Stall.



Auf Schloss Baborna

Oerkény-Tabor erinnert an Brück an der Leitha. Ein weiter, endloser Park von Akazien, einzeln hineingestreut die Stallungen, die riesigen Reitbahnen, die Soldatenbaracken, ein schmuckes Offizierskasino. Die Akazie ist des Ungarn bester Freund. Ohne die Akazie könnte Ungarn nicht leben, seitdem man ihm seine Wälder nahm. Ein schnell wachsender Baum, dessen Aeste das Brennholz, dessen Stämme das Bau- und Wagenholz liefern. Was den Ungarn gänzlich mangelt, haben wir Schweizer im Ueberfluss, nämlich Steine. Ungarn hat auch keine namhaften Gebirge mehr, einige Hügelzüge um Budapest nicht gerechnet. Deshalb hat es Mühe, seine Strassen instand zu halten; nur einige grosse Durchgangsstrassen eignen sich für den internationalen Automobilverkehr. Die Provinzstrassen jedoch wandeln sich mit den eintretenden Herbstregen in einen einzigen Sumpf.

Meine Zimmercharge hat bereits das Bad gerichtet. Mit besonderer Liebe betrachtet dieser Husar meine Portable — ist er doch Schreibmaschinenmechaniker von Beruf. Diese Husaren können nicht nur reiten, sie haben sich den Forderungen der Zeit angepasst. Ein Regiment besteht aus vier Reitereskadronen mit Karabinern, zwei Maschinengewehreskadronen, einer Pionier-, einer Telegraphen- und einer Brückenbau- und vor allem Brückenzerstöreskadron; dazu ein Zug Kanonen. So rekrutieren sich die Husaren aus allen Berufen. Deshalb in ganz Ungarn in allen Kreisen der Bevölkerung die Liebe zum Pferd. Chauffeure, Zugführer, Tramschaffner, Bureaudiener, Bahnhofvorstände, Briefträger: sie waren oftmals einst Husaren und haben in ihren nüchternen Beruf eine heimliche Sehnsucht nach dem Fluidum der Pferde und dem Girren der Sättel mitgenommen. Ein kameradschaftlicher Abend im Lagerkasino mit den Offizieren, ein Vormittag Besichtigung der Ställe — hier fünfzig Schimmel, dort fünfzig Rappen, fünfzig Fuchse, fünfzig Braune, eine Augenweide! Und dann auf flinkem Fiaker hinaus auf die Pussta, zum Jagdhundezwinger mit dem englischen Huntingmaster: ein freundlicher, alter Gentleman, dem die sechzig Jagdhunde aufs Wort gehorchen. Die Parforcejagden, die heute in Ungarn noch geritten werden, sind gar keine Jagden. Dazu sind die Hirsche, die das Jahr über gehegt werden, zu

kosbar. Irgendwo weit draussen wird der Hirsch losgelassen, und nachdem er ordentlich Vorsprung hat, geht's mit kläffender Meute auf schnaubenden Rossen über die Pussta. Wird der Hirsch durch die Hunde gestellt, so sprengt auch schon der Huntingmaster mit langer Peitsche herbei und scheucht die Hunde vom Wild. Waren die Hunde zu eifrig, der Hirsch zu rasch gestellt und deshalb die Jagd zu kurz, so wird das Wild nochmals losgelassen. Beim Halali ist auch schon der Tierarzt mit Jodbüchse und Salben zur Hand, Wunden bei Hirsch und Hund zu doktern. Dann wird der Hirsch sorgsam auf einen Jagdwagen gepackt und in das Gehege zurückgeführt.

*Wie die guten Bürger der Ziegenstadt die Saumkolonne in die Pussta Bugac führen
und „Chüeri“ tausend Schafsköpfe in die Flucht schlägt.*

Die zweiunddreissig Kilometer nach Kecskemet, der Stadt der Ziegen, durchtraben wir in knapp drei Stunden. Kecskemet hat 80'000 Einwohner und besitzt riesige Domänen in der Pussta und Wälder. Wir beziehen Quartier beim ersten Honvedhusarenregiment. Oberleutnant Magyar, Ritter von Dömsödi, führt mich im Fiaker zum Bürgermeister in das Stadthaus. Wir sehen das imposante Rathaus, die Sitzungssäle mit prächtigen Reliefs erster ungarischer Künstler, die Archive mit ihren alten Dokumenten aus der Türkenzeit. Dann sind wir Gast der Stadt, die uns nach der Pussta Bugac einlädt. Nach dieser Stadtdomäne führt eine Sekundärbahn, die mehr eine Tertiärbahn sein mag. Sie hat zwei Lokomotiven und zwei Generaldirektoren und täglich zwei Zügli zu zwei Wagen in zwei Richtungen. Die Lokomotivli sehen aus wie ausgediente Plätteteisen und die beiden Generaldirektoren wie pensionierte Diplomaten. Ausserdem ist der stellvertretende Bürgermeister da, der Domänenverwalter, der Oberförster, zwei Bankdirektoren, der erste Bahnhofvorstand der Kopfstation Kecskemet. Fein haben sie das gedeichselt. Die zwei Lokomotivli haben gerade Dienst: eines fährt mit dem Müllwagen, das andere mit dem Zügli. So erhalten wir ein Schienenauto vorgespannt — vor einen Güterwagen. Nichts zu lachen — so möchte ich bis nach China fahren! Ein Ofen ist drin und zwei lange Tische und Bänke. Der Diener der Bürgermeisterei schleppt zwei riesige Körbe herbei mit Weinflaschen und kaltem Fleisch, Fasan und Fisch, alles wohlgewürzt mit seltenen Kräutern. Das vorsintflutliche Schienenauto rattert los, und der Güterwagen schaukelt mit Gepolter dahin. Der Bahnhofvorstand schenkt ein, und wir singen und trinken. Dreissig Kilometer geht's hinaus in die Pussta, nicht allzu schnell, nicht allzu langsam, gerade so eben recht im Tempo. An der Endstation stehen drei Fiaker, die Kutscher mit ihren altungarischen Ueberwürfen. Nun geht's hinein in die Pussta Bugac. Flüchtende Hasen, wenn wir über einer Terrainwelle auftauchen. Mitten durch Pferdeherden. Riesige Schafherden, tausend Stück auf einen Hirten, der auf dem Dudelsack quiekt.

Plötzlich ist „Chüeri“ an der Arbeit; tausend Schafe schlägt er in wilde Flucht: es geht über die Pussta dahin wie die wilde Jagd.

Der ungarische Wald ist gar kein Wald, mehr ein Gestrüpp, daneben junge Aufforstungen. Inmitten dieser Aufforstungen liegt die Försterei. Die Tafel ist schon gedeckt, wie wir eintreten. Es dunkelt. Pussta Bugac hat keine elektrische Kraft, aber einen Kronleuchter mit Kerzen und heimelige Petrollampen und ein riesiges Kaminfeuer. Romantischer ist es nicht auszudenken. Die Magyaren singen, und wir jodeln

abwechslungsweise. Der Bahnhofsvorstand steigt auf den Tisch und hält eine Rede. Jodeln sei der schönste Gesang, wahre Klassik! Viel zu rasch ist die Zeit der Rückkehr da. Wieder zurück beim Mondenschein durch den jungen Wald hinüber zum kleinen Bahnhof. Im Güterwagen flackert eine Bahnampel. Das Donnern des schlenkernden Wagens sucht unsern Gesang und unsere Jodel zu übertönen. Der Bahnhofsvorstand tanzt mit einer Flasche im Wagen herum, und wenn es über eine Weiche geht, schlägt es ihn bald an die linke und bald an die rechte Wand. „Chüeri“ schaut höchst verwundert zu und weiss sich alles kaum zu deuten.

Die ungarische Gastfreundschaft hat eine gute Tradition; auch die ungarische Fröhlichkeit, obgleich sie seltener geworden sein soll als früher, was aber der ritterliche Ungar seinen Gast nicht merken lässt.

Ein grauer Morgen folgt auf einen strahlenden Tag der Freude. Es regnet. Wir traben fast ohne Unterbruch. In Kiskunfelegyhaza nimmt uns das dritte Bataillon des siebenten Honvedinfanterieregiments gastfreundlich auf.

*Wie „Chüeri“ in gute Gesellschaft
und Max auf die Sau kommt.*

Haben die Husaren ihre subalterne Zeit hinter sich gebracht, kommen sie ins erste Schwabenalter, werden Rittmeister und Major und damit bürgerlich gesetzt, dann heiraten sie eine junge, hübsche Frau. Das Gesellschaftsleben dieser adeligen Offiziersfamilien spielt sich im engen Kreise von einem Dutzend Häusern ab. Da kommt man ohne besondere Empfehlung nicht hinein zu diesen Teeabenden, Hauskonzerten, Bridgepartien. Aber wir kommen hinein, „Chüeri“ und ich, durch den Oberleutnant von Klempa. Die verheirateten, bemoosten Husarenhäupter laden ihre Zugführer zur Unterhaltung der jungen Frauen ein, damit sie in einer Ecke am Kaminfeuer ungestört ihren Skat schlagen können. Bei uns gibt es auch solche Tausendsassa, und wir haben doch keine Husaren. Da verspricht so ein Paprika seiner Braut wunder was, wenn er um sie wirbt, und zwei Monate später skatet er schon wieder, statt in ihre dunkeln Augen zu blicken.

Die ungarischen Schweine sind Sauen besonderer Art, meist schwarz oder dunkelgrau und wollig wie Schafe. Es hat da riesige Exemplare. In Szentcsanak ist gerade Markt. Hier logieren wir mit Ross und Mann beim zweiten Honvedhusarenregiment. Gleich nebenan ist Schweinemarkt — etwas für „Chüeri“. Max reinigt eben die Karabiner, wie „Chüeri“ daherpfeilt und vor ihm in wilder Flucht ein halbes Dutzend dieser schwarzen Sauen. Eine weiss in ihrer Angst und dem Beharrungsgesetz der geraden Linie folgend, keinen andern Durchpass als zwischen Maxens Beinen. Ein gut Stück reitet er mit, bevor es ihn in den Kot schmeisst. Pfeuti muss auf den Bastsattel sitzen vor Lachen, und ringsum lachen die Bauern und die Sautreiber und die Marktweiber. Nichts äussert sich so ehrlich und spontan wie eine kleine Schadenfreude. Ein alter Bauer klaubt den Karabiner aus dem Dreck, ein Herr im Pelzmantel den Max.

Wie bunt und vielfarbig ist das Marktleben der kleinen Provinzstadt, die Bäuerinnen, viele in malerischer Tracht, die ihr Geflügel und Gemüse feilhalten, die Hirten aus der Pussta mit ihren weissen, verzierten Ueberwurfmänteln und Lammfellmützen, die zerlumpten Zigeuner, die Marktkrämer und Händler.

Oberstleutnant Lowes Ferenc vom zehnten Honvedinfanterieregimnet in Oros'haza will mich immer um sich haben. Er erzählt eindrucksvoll vom Krieg, der ihm nebst höchsten Orden den Titel „vitez“ (Held) eintrug, die höchste Ehrung, die das Königreich Ungarn zu vergeben hat. Zweimal von den Russen, einmal von den Italienern gefangen und alle dreimal durchgebrannt, neunmal verwundet — wie er das erzählt, zuckt keine Muskel im bronzenen Gesicht, das noch von Jugend strotzt, trotz der silberweissen Haare. Die Infanteristen haben gerade Soldtag: zwei Pengö für zehn Tage, das macht pro Tag nicht ganz elf schweizerische Rappen. Für einen lustigen Abend reicht es aus, denn der Wein ist hier vielmal billiger als bei uns das Bier. Aus Oros'haza haben wir illustres Geleite: zu meiner Rechten auf arabischem Hengst ein Husarenoberst, zu meiner Linken ein Honvedinfanterieoberst, dann viele Offiziere, die Saumkolonne und ein Schweif von berittenen Chargen. Begegnende Infanterie marschiert im Taktschritt vorüber oder macht Front und präsentiert das Gewehr. Wieder eine einsame Landstrasse und viel Kot.

*Wie spitzfindig ein Notar sein kann
und wie die Saumkolonne mühevoll nach Mezöhegyes marschiert.*

Nach der Turmuhr zu Totkomlos möchte ich meine Armbanduhr richten. Aber ich bringe es nicht fertig. Es muss früh sieben sein, und die Uhr zeigt zehn Minuten über zehn und schlägt etwas. Zu mir gesellt sich der Dorfnotar, mit dem ich am Vorabend beim Weine sass: „Geht dieses Uhr serr swerr su lesen. Uhrmaker, was haben machen letztes Jahr gessund das Uhr, verwechseln die Sseigerr. Grosses Sseigerr isst jetzt kleines Sseigerr, und kleines Sseigerr ist jetzt grosses Sseigerr. Aberr grosses Sseigerr nicht ganz kleines Sseigerr und kleines Sseigerr nicht ganz grosses Sseigerr. Grosses Sseigerr gehen viel zehn Minuten, was sollen gehen kleines Sseigerr, und kleines Sseigerr gehen spät halbe Stunde, was soll gehen grosses Sseigerr! Wenn grosses Sseigerr machen sieben Uhr und kleines Sseigerr machen zehn Uhr, dann sein gerade dreiviertel auf acht Uhr!“ Ich bin ganz sturm. Wenn er noch einen einzigen „Sseigerr“ hervorbringt, werde ich ihm eine herunterhauen. Solch eine Uhr kann wirklich nur ein Notarius publicus entziffern.

Hinüber ins ungarische Staatsgestüt von Mezöhegyes sind es noch achtzehn Kilometer. Nach der Karte gibt es eine Abkürzung, die sieben Kilometer erspart. Pfeuti bliebe lieber auf der vorgezeichneten Route, aber ich will's probieren. Wir marschieren. Immer tiefer hinein in Kot und Dreck. Dieser ungarische Dreck ist kein so gewöhnlicher Dreck — Siegellack ist's. Wir spannen „Tell“ dem Winkelried“ vor. Hinein in die Kartoffeln! Die Karrenräder werden zu Dampfwalzen. Max muss das Militärrad auf den Buckel nehmen samt den fünfhundert Schuss Munition in der Rahmentasche: die Räder gehen nicht mehr um. Wir spannen „Franc-Montagnard“ dem „Tell“ vor. Wir fahren nicht mehr, wir pflügen. Wenn wir die Beine heben, müssen wir Sorge tragen, dass die Stiefel nicht zurückbleiben. Wir arbeiten mit dem Pionierwerkzeug. Ruckweise geht's; aber acht Kilometer werden zu achtmal acht Meilen. Immer fünfzig Schritt, dann stehen die Pferde keuchend und dampfend, und wir ziehen die Röcke aus trotz dem kühlen Wind. Da möchten wir motorisierte Truppen sehen! Die würden schwitzen und fluchen und im Dreck ersaufen. Die Radfahrerkompanie Max bleibt weit zurück. Da kommt nur noch Infanterie durch und Pferdetruppen.

Eine schweizerische Saumkolonne muss überall durch: „Hü, Buebel! Zsäme, Buebel!“ Schweizerische Artilleriepferde geben das Aeusserste her, ohne dass man sie schlägt. Die Saumkolonne führt keine Peitschen mit sich; das sind Requisiten für rohe Stümper. Nach vier Stunden haben wir's geschafft. Der einzige, dem es derweil gut ging, war „Chüeri“: er jagte die Krähen auf und die Hasen. Nur Max ist nirgends mehr. Doch, ganz weit hinten buckelt er und hockt wieder. Er wird schon kommen. Ein kleiner Dorfkrug. Wir hafern und speisen. Nach zwei Stunden rückt Max an. Unser Rekrut hat sich auch durchgehauen.

Wie wir bereitmachen, pflanzt sich ein kleines Männchen mit Knickerbockern und weissen Gamaschen vor mir auf. Erst fragt er etwas auf magyarisch, und wie ich die Achseln zucke: Woherr kommen? Wohin gehen? Warum Gewehrre? Haben Legitimation? Sofort vorzeigen!“ Der kommt mir eben recht — obenauf auf allen den Dreck! Den werde ich mir kaufen: Wer sind Sie? Wo haben Sie Ihre Legitimation? Sofort vorzeigen!“ Er macht ein entrüstetes Gesicht: „Sie nicht gehorchen? Ich sein der Notar! Ich werde holen Gendarm!“ Wir lachen. Wenn die Saumkolonne auftaucht, dann präsentiert die ganze Gendarmerie Ungarns das Gewehr. Er holt zwei Gendarmen. Wie sie uns erblicken, reissen sie die Hacken zusammen und melden, sie stehen zu Diensten. Dann erklären sie dem Knickerbocker, er werde sich in Budapest einen Nasenstüber holen; das sei ja der „svajc Föhadnagy“, der Schweizer Oberleutnant. Der Notar wird ganz bleich. Er entschuldigt sich und knickerbockert davon. Pfeuti und Max grinsen schadenfroh, und „Chüeri“ schaut den weissen Gamaschen mit unbeschreiblicher Verachtung nach. Wir wünschen dem Männchen ein langes Leben und mehr derlei Abfahren — die sind für solche Nervenbündel Medizin.

Wir traben hinüber ins grösste ungarische Staatsgestüt: nach Mezöhegyes. Hier müssen wir einen Tag zu Gast bleiben. Die Eindrücke sind nachhaltig. Mezöhegyes zählt 30'000 Joch, das sind 55'000 Juchart, also zweitausend gute Berner Heimet ohne ein Aecherlein nebenaus — alles topfeben und Humus bis zu zwei Meter Tiefe: fruchtbarstes Land. 1400 Pferde, 2200 Kühe, 400 Zugochsen, 5000 Schweine, 3000 Schafe, Hunderte von Eseln. Eigene Zuckerfabrik, Elektrizitätswerk, Mühlen, Molkereien, eine grosse Brennerei. Dann fünftausend Knechte mit ihren Familien, eigene Schulen, eigene Kirche, riesiger Gutsfriedhof. Aber das Schönste: die Pferdezucht — die berühmten ungarischen Vollblutpferde des Hinterschlages, die Noniuspferde, abstammend von einem Hengst aus der französischen Armee zur Zeit des grossen Napoleon. In den letzten Schlachten um Paris im Jahre 1815 von den ungarischen Reitern erbeutet, wurde jener Rapphengst nach dem fernen Ungarn gebracht und ist der Stammvater dieses berühmten Pferdegeschlechts geworden — prächtige Hengste, Mutterstuten zu Hunderten, Füllen jedes Alters. Dazu eine grosse Viehzucht: langhörniges Steppenvieh, vor allem aber auch Simmentaler Vieh, für dessen Zucht alljährlich Stiere aus der Schweiz importiert werden.

*Wie „Chüeri“ in den Souffleurkasten kriecht
und die Saumkolonne durch Nebel und Nacht und Kot nach Rumänien zieht.*

Wir traben längst durch die fruchtbaren Felder des Banat. Aber unsere Gedanken haben noch einmal dankbar nach dem schönen Ungarn zurückzuschweifen, nach diesem göttlichen Dombegyhaza mit seinen freundlichen, weissen Häuschen und seinem knietiefen Kot in der Dorfstrasse, mit seinen weissen

Gänsescharen und den altertümlichen Ziehbrunnen draussen auf der Pussta. Wenn all die Honvedhusaren Teufel sind im Sattel, dann ist dieser Oberleutnant Buday Tibor ein Satan. Mit affenartiger Behändigkeit turnt er in schärfster Gangart an seinem feurigen, schneeweissen Vollblutaraber herum. Er scheint auf dem Pferd geboren zu sein und wird auf dem Pferd sterben. Für unsere Saumkolonne ist ihm nur das Beste gut genug. Das erste Heu schickt er zurück; dem Gutsverwalter fuchtelt er unter der Nase herum, weil der Hafer staubig ist. Mich logiert er beim Richter ein. Drei hübsche Töchter, alle mit rabenschwarzem Haar. Trauliche Stube, Lampenschein. Dann geht's nach dem Abendessen ins Dorftheater, zu einer wandernden Operettentruppe. Schlimmste Schmiere, aber bezaubernd. Wir sitzen Sperrsitz zu vierzig Schweizer Rappen — die Richterstöchter, Tibor, „Chüeri“ und ich — gleich hinter dem Souffleurkasten, gezimmert aus alten Makkaronikisten. Köstlich die kleine Bühne mit stets den gleichen Möbeln durch alle fünf Akte, mit spärlichsten Requisiten, und dieser rote Vorhang, der immer nur halb zugeht. Und dieses Publikum — vorn die Prominenten: der Dorfnotar mit Frau und Tochter, der Postmeister, der Gutsverwalter; dann die Bauern, Knechte und Mägde auf den hintersten Stehplätzen. Handlung: Eine verwickelte Liebesgeschichte. Alles wird durch die achtzehnjährige, jugendliche Liebhaberin herausgerissen. Die Gutsknechte ganz hinten haben ihre göttliche Freude. Ueber die Bühne stolziert mühsam ein seniler, vertrottelter Graf mit Monokel und Zipperlein. So etwas sehen und ungestraft über einen Talmigrafen lachen zu dürfen, wie sollte dies für fürstliche Gutsknechte nicht ein Vergnügen sein! Mich stört der Souffleur, denn er ist heiser. Den „Chüeri“ nicht: unbemerkt schleicht er in den Souffleurkasten. In der Pause muss der Souffleur Hals über Kopf heraus, als Paukist beim Orchester mitzuwirken. „Chüeri“ gerät ihm natürlich zwischen die Beine; er heult und bellt. Der Souffleur stolpert, und Kasten, „Chüeri“ und der Souffleur liegen an einem Haufen. Ein nicht enden wollendes Gelächter, zu dem die Gutsknechte hinten den Bass brüllen.

In Kevermes gesperrte Strasse: Honvedinfanterie mit aufgepflanztem Bajonett. Was ist los? Nichts Besonderes: die Infanterie will uns zu Gast. Ich mache dem Oberst leise Einwendungen: die Rumänen haben bereits herübergefunkt. „Sollen Sie warten, lieber Kamerad.“

Dann letztes Dorf auf Ungarns gastfreundlichem Boden: Lököshaza. Zollrevision. Plötzlich ein Hallo. Tibor ist uns nachgeeilt mit der Schauspielerin der Schmiere von gestern. Wir sitzen im Büffet aller drei Klassen bei schlechter Beleuchtung und gutem Wein. Der Balkanexpress Bukarest—Paris braust heran, dass das Bahnhöfchen erzittert. Zwei Reisende treten hastig ein. Sie möchten den „Temps“ lesen, wenn die Kronleuchter von Lököshaza etwas kräftiger wären. Sie schimpfen über das trauliche Petrollicht. Was wissen diese Pullmanreisenden von der Romantik verllorener Nester! Sie gehören da gar nicht hinein. Sie sind ein kalter Luftzug in traulicher Stube. Wir wünschen sie mit ihrem Schimpfen ins Pfefferland.

Durch Nacht und Nebel über einsame Feldwege mit fusstiefem Schlamm und Kot. Max hat längst aufgegeben. Das Rad liegt auf dem Karren, und er hilft säumen. Die Saumkolonne vermag nicht zu folgen. Bei Weggabelungen hänge ich Zeitungsblätter an schwankende Zweige als Richtungszeiger, denn ich strebe voraus, dem Grenzposten zu melden. Nach einer Stunde ein Schlagbaum. „Chüeri“ ist vorwitzig schon drüben in Rumänien. Ein rumänischer Anruf. „Ici la colonne suisse!“ Der Schlagbaum geht hoch. Der Posten tritt ins Gewehr. Eine kleine Wachtstube mit Petrollampe. Es riecht nach Leder, Fusschweiss und dürrer Brot. Ich paffe mit langen Zügen einen allerletzten Schweizer Stumpen, die Saumkolonne abzuwarten.

Rumänien



Banatlandschaft

*Wie „Franc-Montagnard“ die Riesen von Curtici anschaut
und die roten Husaren Willkomm blasen.*

Nebel, Nacht, Sumpf und knietiefer Kot: so beginnt für uns Rumänien. Tief in der Nacht erreichen wir Curtici. Quartiere besorgt ein Gendarm, der mir den Spezialpass der rumänischen Regierung einhändigst. Die Pferde kommen in ein riesiges Gehöft. Romantische Gestalten mit Petrollichtern und Fackeln umringen uns. Sie sehen in ihren weissen Schaffellen und hohen Lammfellmützen aus wie Riesen der Vorzeit. Wir fühlen uns seltsam bedroht und betreut. Einer dieser Zyklopen möchte „Franc-Montagnard“ streicheln, doch unser Goldfuchs schnaubt und springt beiseite. Der Bauer führt uns in die Stube, Wohn- und Schlafzimmer zugleich. Die Frau und zwei Töchter liegen schon zu Bett. Er heisst sie aufstehen. Sie sind nicht zimperlich, steigen aus den Betten und suchen ihre Kleider zusammen. Aber wie wir die Absicht des Bauern mühsam entziffern, protestieren wir. Er will uns die Betten abtreten. Wir danken mit Händedruck, weigern uns aber bestimmt, die Damen auszulogieren. Wir betten uns zu unsern Pferden ins Stroh.

Strahlende Sonne und endlose Aecker fruchtbarster Erde. Wir traben durch das Banat. Max sitzt ganz oben auf der Oberlast „Franc-Montagnards“ wie auf einem Dromedar. Schafherden, Schweinerudel, Hirten in weissen Schafpelzen, Zugbrunnen auf weiter Steppe. Die Aecker sind fahrbarer als die Strasse. Radfahrer kommen da keine zwei Schritte vorwärts; wie Automobile aussehen, werden wir bald vergessen haben. Zerlumppte Zigeuner mit kleinen, struppigen Pferden vor niedern Planwagen. Schmutzige, fast immer aber sehr schöne Kinder gucken unter der schadhafte Decke hervor; oft auch ein Mädel, das ich aus der Steppe weg engagieren möchte, wenn ich Theaterdirektor wäre. In diesen lumpigen, lotterigen, strohgefüllten Karren fahren unbekannte Schönheitsköniginnen der Steppe. Und dann diese abgerissenen Gestalten auf so winzigen Eselchen, dass sie mit den Sandalen im Kot streifen. Natürlich sind das gar keine Sandalen: irgendein Stück Leder und Lappen drum mit Schnüren gebunden. Drei Reiter tauchen auf und kommen ventre-à-terre in allerschärfster Gangart durch die Lachen, dass es hoch aufspritzt und Dreckklumpen wie Kindsköpfe gen Himmel fliegen. Sie parieren knapp vor „Arbalète“ ihre Hengste: „Vive la Suisse! Hurra, hurra, hurra!“ Zwei Sous-Leutnants, kleine, rassige Teufel. Leutnant Graf von Matei aber ist von herkulischer Gestalt. Er reitet einen Vollbluthengst von bestechender Eleganz der Gänge. Wir sind bald in lebhaftester Unterhaltung: halb deutsch, halb französisch, ein Brocken italienisch. Zwanzig Kilometer durchtraben wir in zwei Stunden. Wie wir in den Kasernenhof reiten, spielt die Musik des ersten roten Husarenregiments unsere Nationalhymne und dann einen Kavalleriemarsch. Die Wache steht mit gezogenem Säbel. Der kommandierende Divisionsgeneral, der Brigadegeneral, der Regimentskommandeur, etwa siebenzig Offiziere. Wenn ich diese Namen alle behalten sollte: Constantinescu, Zanova, Hinescu, Perescu, Operescu!

Mittagessen in der Husarenoffiziersmesse zu Arad. Oberst Plesiano teilt mir Leutnant Matei zu und den Unterleutnant Graf von Herbail. Matei ist längst überfälliger Hauptmannsaspitant: in achtzehn Husarenregimentern wegen seiner Streiche strafversetzt, als Kampfflieger zur Kavallerie zurückgeschickt, weil er nach einer Nacht mit Weib und Wein aus dreitausend Meter zu Boden vrillte, wobei der Fokker in Fetzen, Matei nur drei Monate ins Spital kam. Am ersten Abend trinken wir Bruderschaft und am folgenden Tage Blutsbruderschaft „jusqu'à la mort“!

Hundertzwanzig Husaren- und Infanterieoffiziere sitzen auf, um uns ein Stück Weges zu begleiten. Matei, Herbail und noch ein Leutnant mit ihren Chargen begleiten uns dreissig Kilometer weit nach Vinga. Dort übernimmt eine Delegation Artillerieoffiziere aus Temesvar die schweizerische Saumkolonne. Matei fällt mir immer wieder um den Hals, und wie wir weiterziehen, winkt er von seinem Hengst, bis die Ferne uns verschluckt. Drei Stunden vor Temesvar halten siebenzig Artillerieoffiziere zu Pferd: „Viva le Suisse! Hurra, hurra, hurra!“ Mit dieser riesigen Kavalkade geht's hinein ins schöne Temesvar. Rumänische Offiziersreitschule. Herrlichste Pferde. Der Oberst lässt alle Klassen Reprisen reiten, und ich stehe hoch oben neben ihm auf dem Pianohindernis wie auf einem Feldherrenhügel. Empfang bei General Oprescu, mit dem ich mich eine halbe Stunde bestens unterhalte. Abends Konzert. Wer erscheint inmitten der Artillerie? Mein Blutsbruder Matei, mit dem Schnellzug herbeigeeilt, noch einen Abend mit mir zu verbringen.



Artillerieschule Temeswar

Heimelig sind diese Städtchen des Banat, so wenig sie dem Historiker und Bewunderer mittelalterlicher Stadtbilder bieten können. Denn keine stolzen Baulichkeiten früherer Epochen zeugen vom Kunstsinn versunkener Geschlechter — wurden doch diese Gebiete immer wieder im Verlauf der Jahrhunderte durch Kriege und Aufstände verheert, und besonders die Türken tilgten die Zeugen mittelalterlichen Wohlstandes und Gewerbefleisses meist restlos weg. Und doch haben besonders diese kleinen Garnisonsstädtchen ihren eigenen Charme. Immer ist der Hauptplatz oder eine besonders gut beleuchtete Strasse der Treffpunkt für Einwohner und Besucher, und ein allabendlicher Korso lässt jung und alt auf und ab promenieren. Hier reihen sich auch die kleinen und grössern Läden, und alle Schaufenster sind mit Weihnachtssachen ausgelegt, und oft sehen wir ein kleines, zerlumptes Zigeunerkind sehnsuchtsvoll sein Stumpfnäschen an die breite Glasfläche pressen und mit begehrenden, schwarzen Aeuglein all die ihm unerreichbaren Herrlichkeiten anstaunen.

Endlos dehnen sich die fruchtbaren Felder des Banat, und alle die kleinen Dörfer tragen ungarisches Gepräge: die kleinen, weissgetünchten Häuschen, etwas zurückstehend von der Landstrasse und meist durch einen tiefen Abzugsgraben von dieser getrennt. Wieder hatten wir aus Temesvar hinaus ein stolzes und zahlreiches Geleite, und nun traben noch drei Artillerieoffiziere mit uns bis Topovolat. Hier halten bereits die schwarzen Husaren. Wir kommen verspätet wegen eines neuerlichen Radbruches unseres Karrens. Ein Zigeuner packt den Karren auf samt dem Max, und Pfeuti folgt mit den Pferden. Der Notar von Topovolat hat ein Nachtessen bereitgestellt. Der orthodoxe Pfarrer ist da und der Schullehrer. Alle haben zufolge des Wartens schon ordentlich hoch und singen. Wir trinken Zuika. In diesem Rumänien kann man sich die Zunge verbrennen: Zuika ist ein heisser Schnaps mit viel Pfeffer. Man kann auch auf allerlei beißen und muss die Augen zudrücken, um nicht über den Tisch zu spucken: gesalzene Oliven in Pfeffer und Paprika. Ich möchte den Teufel zu Tisch laden und ihm meine Portion zuhalten.

Herrlicher Mondschein. Endlose Weiten. Mit Husaren zu reiten, ist schon allerhand. Mit einem berauschten Husaren durch die Nacht zu jagen, ist ungleich mehr. Dreissig Kilometer in knappen zwei Stunden: nur Galopp, unterbrochen durch Schritt. „Arbalète“ stellt sich tapfer; sie drängt dem Hengst des Husaren nach, aber ich verhalte sie zu ruhigem Galopp. Der schwarze Husar hat eine bessarabische Charge. Geht's im Schritt, muss dieser Soldat singen. Schwermütige Lieder und dazu Pferdehufschlag und endlose Felder und ein heller Mond — das ist Romantik. Eine Husarencharge hat dem Offizier zu folgen wie ein Schatten. Wenn Solnizaro — so heisst mein schwarzer Husar — plötzlich die Pistole abfeuert, dann heisst das ventre-à-terre gradaus. Er stiebt davon, dass die Steine Funken geben, und die bessarabische Charge hockt ganz vorn auf dem Hals des Schimmels, um zu folgen.

Beim dreizehnten schwarzen Husarenregiment in Lugoj, dann bei der Infanterie in Caransebes und hinein in die verschneiten Karpathen.

*Wie „Arbalète“ in ein Moorloch stürzt
und die Saumkolonne sich in eine Sanitätskolonne wandelt.*

Willst du unverfälschte Romantik gemessen, willst du scheinbar die Uhr der Zeiten um tausend Jahre zurückstellen, dann wandere durch die einsamen Wälder der Karpathen, dann streife über die endlosen Steppen der Walachei, dann lagere dich zum schwelenden Feuer der Zigeuner an traumhaften Ufern des Ölt.

Vorbei die Feste, das Becherklingen, das lockende Spiel des Geigers — hier gibt es nur harte Wirklichkeit und steinige Pfade, die über morsche Brücken führen, und geheimnisvolle Wälder von riesiger Ausdehnung: wir ziehen durch die Karpathen. Hier haust noch der wilde Bär, und durch das Dunkel des Unterholzes streicht der Wolf. Vor mir auf der Satteltasche liegt schussbereit der Karabiner, und wir marschieren voll gespannter Erwartung. Wenn der Wald lichter wird, fegt ein eisiger Wind durch die Blössen und wirbelt den wenigen Schnee wider die Sträucher. In zwei, drei Wochen, wenn der Schnee hier knietief liegen wird und der Hunger Einzug hält im Wolfsmagen, dürfte es prickelnder sein. So aber spähen wir vergebens nach dem Busch linker Hand, zwischen die dicht stehenden Fichten rechter Hand. Die Saumkolonne verballhornt ein altes Kinderlied:

Wir ziehen durch den grünen Wald
und finden keine Bären;
es schlägt ein Uhr, zwei Uhr —
der Wolf kommt noch nicht!

Wirklich ärgerlich: zwei gute schweizerische Karabiner, Pistole und fünfhundert Schuss Munition — und Meister Isegrim hockt in den Büschen. Seine Spur sehen wir oft — und plötzlich ein freudiges Hallo: eine Bärenspur, eine wirkliche Bärenspur, diese einwärts gekehrten, gewaltigen Prätzen! Aber sie muss schon von gestern sein, wie mich meine Erinnerungen aus zwanzig Jahre zurückliegender Karl-May-Literatur belehren, denn die darauf liegenden Fichtennadeln sind fest angefroren. Doch vielleicht haust Freund Petz nicht allzu weit, und ich kann ihn aus dem Busche klopfen. Voll gespannter Erwartung trabe ich der Spur nach. Erst muss ich mich ganz auf den Sattel niederbeugen, um unter den Aesten durchzukommen, dann geht's über eine Waldblösse und in ein steiniges, kahles Tal, nur an den obersten Rändern bewaldet. Hinter einem Felsblock muss Freund Braun gerastet haben, der Schnee ist beiseitegekratzt und ringsherum verlegen und zusammengepresst. „Arbalète“ schnaubt und möchte gerne zurück. Aber die Bärenspur führt weiter, einen steilen Hang hinauf und dann in ein struppiges, undurchdringliches Gebüsch. Ich versuche, das Gebüsch zu umreiten, aber es dehnt sich immer weiter. „Arbalète“ möchte ich nicht allein zurücklassen, um dem Bären zu folgen. So löse ich meinen Karabiner aufs Geratewohl ins Gestrüpp, gleichsam als Einladung. Viele Vögel flüchten hoch, und von den Tannen und Fichten stossen krächzend die Raben. Wir warten lange — „Arbalète“ scharrt ungeduldig mit den Hufen. Noch ein Schuss, donnernd rollt der Wald das Echo zurück. Wiederum nichts. So müssen wir unsere Hoffnung auf ein Bärenfell auf später vertagen — vielleicht in den zerklüfteten Felsen Bulgariens!

Wir traben zurück auf den Weg. Die Saumkolonne hat schon ordentlich Vorsprung. So benütze ich jeden Streifen Waldwiese zu einem Galopp. Und wie ich mit „Arbalète“ über einen kleinen Bach setze, gerät sie jenseits in ein tückisches Moorloch, geht kopfüber, und ich komme beim Sturz mit dem linken Fuss unter das Pferd zu liegen. So etwas muss ausgerechnet mir passieren! „Arbalète“ springt gleich wieder hoch; ich habe ordentlich Mühe, mich zusammenzurappeln. Unmöglich, auf den Fuss zu stehen; erst glaube ich, er sei gebrochen. Es wird mir alles hübsch rosarot vor den Augen, sogar der dunkle Fichtenwald ringsum. Auch das linke Knie und die linke Hand sind arg verstaucht. Halbseitig gelähmt und auf Stunden ringsum kein Mensch. Wenn ich nur schon wieder im Sattel wäre. Ich hinke zu einem Steinhaufen: so gelingt es mir, an „Arbalète“, die ausnahmsweise ruhig stillhält, hochzuturnen. Dann geht's im Schritt dahin, denn auch „Arbalète“ schont auf dem linken Vorderhuf. Nach zwei Stunden holen wir die Saumkolonne, die eben am Wegrand abkocht, ein. Kaum bringt mir Pfeuti den Stiefel vom Bein. Für die Weiterreise erkletterte ich den Karren; „Arbalète“ hinkt hinten nach.

Wieder die Donau, so breit hier wie der Hallwiler See: das Eiserne Tor, die Felsensperre, die das Bett der Donau einengt und mit Klippen, Felsvorsprüngen und turmtiefen Wirbeln seit Jahrtausenden die Schiffer bedroht. Zur Zeit der oströmischen Kaiser überspannte mit mehr als zwanzig gewaltigen Bogen die von Trajan erbaute Brücke den Fluss; einzelne Stümpfe der Pfeiler ragen noch heute aus den Fluten. Jenseits dehnen sich die dunklen Wälder Jugoslawiens. Mitten in der Donau eine Insel, nicht grösser als unsere Petersinsel im Bieler See — ein Staat für sich. Hier hausen die letzten Türken Rumäniens; sie geniessen den besondern Schutz des Königs Carol. Sie sind aller Abgaben und Steuern und des

Militärdienstes enthoben und geniessen grosse Handelsfreiheit. Zweitausend Seelen zählt dieses Ueberbleibsel eines Erobererreiches, das sich bis vor die Tore Wiens dehnte.

Die Gardeinfanterie in Turnu Severin hat zum restlichen Empfang ein Orchester aus Craiova bestellt. Nun ist alles nichts. Bin ich nicht unter die Bären gefallen, so falle ich jetzt unter die Doctores, und das ist gewissermassen schlimmer, denn auf sie darf man nicht schiessen. Mein Fuss wird geröntget, und der Chefarzt des Militärspitals verknurrt mich unter Assistenz ernsthafter Gesichter zu vierzehn Tagen Bettruhe. Unmögliche Sache. Zwei Tage halte ich's aus, dann lasse ich satteln. Ich muss einen Revers unterschreiben, dass ich die Reise wider die Ratschläge der gesamten Aerzteschaft von Turnu Severin fortsetze. So holpern wir los — gerade ein bequemer Sanitätswagen ist unser zweirädriger Karren nicht. Aber wir kommen vorwärts. A la guerre comme à la guerre!



Durch die Steppen der Walachei

*Wie die Saumkolonne mühsam durch den Siegelack marschiert
und die Fahnen von Filiasi flattern.*

Die rumänische Gastfreundschaft kennt keine Grenzen. Es schneit, und ein kalter Wind wirbelt die Flocken über den fusttiefen Kot des kleinen Zigeunerdorfes. Wir lagern am Wegrand und kochen ab. Flinke Zigeunermädchen tragen das Wasser vom Ziehbrunnen herüber, zwei alte Zigany Heu für unsere Pferde. Wir besichtigen ihre Strohhöhlen. Primitiver lässt sich kaum wohnen — ein einziger Raum, der alles birgt: den Zigeuner mit Kind und Kegel und dem wenigen Vieh, meist nur zwei oder drei jener schwarzborstigen Sauen. Die Leute leben nur von Mais; Kartoffeln gelten schon als Luxus, Milch ist eine Sonntagsfreude. Wie wir zu unserm Lagerplatz zurückkehren, haben die Zigeunerhunde hübsch aufgeräumt: das ganze Brot ist weg, die Suppenteller sind spiegelblank ausgeleckt. Wir haben unsere köstliche Freude und werfen den Hunden hin, was wir irgend entbehren können. „Chüeri“ macht ein verdriessliches Gesicht. Suppe mag er sonst nie; aber nun geht auch er noch hinter das Tellerlecken, obschon es wirklich nichts mehr zu lecken gibt. Er macht zwischenhinein seiner Eifersucht mit Zähnefletschen Luft, und die Zigeunerhunde fletschen zurück. Die meisten scheinen nur aus Haut und Knochen zu bestehen, und alle sind struppig im Haar.

Tief in der Nacht erreichen wir Strehaia, ein kleines walachisches Städtchen. Nach vielem Suchen finden wir einen Stall und daneben gleich ein kleines Zimmer zu ebener Erde. Wir fragen nach Hafer und Heu. Zwei Zigeuner melden sich, und Pfeuti geht mit ihnen ab. Eine Stunde verrinnt, zwei Stunden, bald ist Mitternacht; die Pferde scharren ungeduldig — kein Pfeuti erscheint. Wir haben um ihn grosse Sorge. Ein schwarzer Verdacht steigt in uns auf: sollten diese Zigeuner...? Doch nein — mochten auch die zweihundert Lei, die ich Pfeuti aushändigte, für sie ein ordentlich Stück Geld bedeuten. Ich überlege, ob ich drei Karabiner Schüsse lösen sollte: das vereinbarte Zeichen, sofort herbeizukommen. Aber diese Schüsse mitten in der Nacht würden die ganze Ortschaft alarmieren. Schon wollen wir auf die Suche gehen und die Gendarmerie in Kenntnis setzen, da rücken sie an durch den fusttiefen Kot. Pfeuti buckelt Hafer, die zwei Zigeuner Heu und Stroh. Wir schämen uns unseres schwarzen Verdachtes und suchen durch reichliches Trinkgeld gutzumachen.

Immer noch kann ich nicht in den Sattel. Dafür kann Max nun schon ordentlich reiten. Sechzig Kilometer im Tag sind für unsern Rekruten eine schöne Leistung. Wellenförmiges Hügelland, über das holperige Strassen führen, dann wieder flache Steppe, über allem meist tief hängende Winternebel. Dass ich gerade zum Empfang in Filiasi hinten im Karren sitzen muss, ist peinlich. Schon lange vor dem Dorf ruft Pfeuti zurück, was wohl beim Dorfeingang los sei. Alles schwarz von Menschen. Zwei berittene Gendarmen melden sich. Dann geht's zwischen die ersten Häuser. Musik spielt, die zwei Vereine von Filiasi schwenken ihre Fahnen. Die Schule mit Lehrern und Pfarrer steht Spalier, mehr als tausend Bauern und ihre Frauen und Töchter, viele in prächtigen Trachten, die uns freudig und mit Hoch und Hurra auf Helvetien begrüßen. Eine Lehrerin hält eine französische Ansprache, der Bürgermeister eine rumänische, sein Töchterchen überreicht mir einen Strauss letzter Astern. Dann bringt ein Lehrer eine grosse Landkarte herbei, zwei Pompiers müssen sie halten; und wie ich den Weg der Saumkolonne zeige, schwenkt alles die Hüte und schreit immer wieder Hurra. Dann führt die Feuerwehr unsere vier

Rosse zu reichlichem Hafer; uns begleiten der Bürgermeister, der Pfarrer, der Notar und die Lehrerschaft zu einem guten Mittagsmahl.



Walachische Bäuerin

Kein Gast darf ein rumänisches Haus verlassen, ohne zum Abschied eine Konfitüre ausgelöffelt zu haben. Meist wird dazu nochmals Wein herumgereicht.

Was sagen unsere lieben, schwerblütigen Berner dazu, wenn Infanterieregimenter mit klingendem Spiel vor einer kleinen, kotbespritzten Saumkolonne Parade stehen, wie in diesem schmucken Städtchen Craiova, und wenn das zweite rote rumänische Husarenregiment im Galopp in Front aufrückt, der Oberst seinen Hengst einzügelt, den Pallasch zieht und ruft: „Vive la Suisse!“ und fünfhundert Husaren blank ziehen: „Hurra, hurra, hurra!“? Ist das nicht eine Flutwelle von Sympathie, ehrlicher, guter Freundschaft, die irgendwie sich auswirken muss, nicht nur für einen kurzen Tag und für ein kurzes Jahr!

Nicht zu erleben, diese holperige Fahrt nach Rosiori de Vede. Ein Telegramm des rumänischen Kriegsministers. Er hat von meiner Freundschaft mit Leutnant Matei in Arad erfahren. Telegraphischer Befehl an das erste rote Husarenregiment in Arad, Matei sofort mit Eilzug nach dem sechshundert Kilometer entfernten Rosiori abzukommandieren. Er trifft ein spät in der Nacht mit zwei Pferden und seiner Ordonnanz. Nun wird er mich bis zur bulgarischen Grenze begleiten.

*Wie die Prinzessin von Rosiori de Vede zu Grabe fährt
und die königlichen Garden die Saumkolonne nach Bukarest führen.*

Matei starrt von Waffen: eine englische Repetierpistole zu dreissig Schuss in der Minute, Dienstrevolver, Dolch und Säbel. Wölfe? Ich glaube schon nicht mehr daran. Doch Matei lässt sich nicht beirren: jeden

Tag, jede Stunde könne der russische Winter mit Schneestürmen in die rumänische Tiefebene brechen und mit dem Schnee die Wölfe — mehr Wölfe als Hunde in den Dörfern. Und das will in diesem Rumänien etwas heissen, wo jeder Bauer seine drei, vier Hunde hält.

Wir stapfen durch den fusttiefen Kot der Hauptstrasse dieses köstlichen Rosiori und besehen uns den Markt: viele Bäuerinnen in malerischer Tracht, die Hühner, Gänse und Truthähne feilhalten für kommende Weihnachten. Die armen Schlachtopfer werden mit zusammengebundenen Schenkeln irgendwohin gehängt oder gelegt.

Eigenartige Musik dringt an unser Ohr, mehr lustig als traurig; seltsam jauchzen Geige und Zimbel und verkünden doch das ewige Lied vom Sterben — ein Begräbnis altrumänischer Art. So feierlich und herzergreifend fahren wir unsere Toten nicht zu Grabe. Ein Priester im Ornat, der von Zeit zu Zeit mit kleinem Rutenbündel Weihwasser auf die Umstehenden sprengt. Vier struppige, elende Zigeunerpferdchen vor einem Prunkwagen, dessen vier Wände aus Glas sind. Aufgebahrt und allen sichtbar die Tote in blendend weissen Gewändern, mit goldenem Flitterkranz in den Locken: ein junges, schönes Mädchen von höchstens fünfzehn Jahren — wie eine Prinzessin aus dem Märchen. Und welcher Kontrast dazu die Trauergemeinde: erst die Zigeuner, zerlumppte, struppige Gestalten, die weinende Mutter, von zwei bärtigen Bauern in der Tracht gestützt, dann viele Zigeuner und Bauernvolk. Ehrfurchtsvoll zieht alles die Hüte und Kappen, die Marktweiber unterbrechen ihr Feilschen um eine fette Henne, und dieser und jener schliesst sich dem Trauerzug an, der oft hält, wobei die Zigeunermusik verstummt und der Priester eine Litanei singt. So schreiten auch wir hinaus auf den kleinen Totenhof mit den wenigen Denkmälern und den vielen Holzkreuzen und sind seltsam ergriffen von diesem frühen Tod. Viele betrachten uns verwundert und etwas scheu; denn wie sonderlich nimmt sich ein roter Husarenoffizier in glänzender Uniform inmitten der meist zerlumpten Steppengestalten aus!

Rumänien ist ein reiches Land, Rumänien ist ein armes Land: reich an Bodenprodukten aller Art, an Vieh und Pferden, an Wäldern und Rebbergen, Kohlen, Erzen und vor allem an Petrol; das Volk ist meist arm, aber frohmütig, arbeitsam, demokratisch und liberal. Rumänien hat eine miserable Valuta, aber keine Arbeitslosigkeit. Schlechtes Geld rollt schneller als gutes. Ueberall entstehen Bauten. Bukarest hat im Verlaufe eines Jahrzehnts sein Antlitz gewandelt: aus einer kleinen, schmutzigen orientalischen Stadt wächst es empor zum „Paris des Balkans“. Die Rumänen sind die Franzosen des Balkans: eine ritterliche, vielgeprüfte Nation, die, während tausend Jahren durch Kriegs- und Eroberungszüge fremder Völkerschaften dezimiert, sich an den Hängen der Karpathen verteidigte und als lateinisches Volk inmitten von Slawen und Asiaten in unsere Zeit hinüberrettete. Immer wieder versichern mir die Offiziere: Rumänien will nichts als Ruhe und Frieden. Wir haben sechs Nachbarn: drei erbitterte Feinde, drei unsichere Freunde. Unsere Zukunft ist so ungewiss wie je.

Ein ungelernter Arbeiter kommt auf sechzig Lei Taglohn — das sind fünfundneunzig Rappen nach unserm Gelde —, ein Bauernknecht auf neun Franken monatlich, eine gute Köchin ebensohoch. Der Staat führt einen harten Kampf gegen die Tuberkulose und gegen die Unterernährung — so seltsam dies in einem produktreichen Ackerbaustaat scheinen mag — der Landbevölkerung. Diese ist meist arm, lebt denkbar einfach. Hauptnahrung ist Mais. Verheerend wirkt vielenorts unter diesem kräftigen Volksschlag

der Zuika, aus Zwetschgen gebrannter Schnaps. Die Frauen sind von grosser Schönheit; meist stehen sie intellektuell höher als die Männer.



Walachische Zigeuner

Wir traben gegen Bukarest. Matei ist voller Unternehmungslust. Er macht mir ernsthaft den Vorschlag, beim Kriegsminister vorstellig zu werden, damit er mich bis Bern begleiten könne. Das geht nun doch wohl nicht. Es gibt da noch einen flotten Empfang in Alexandria; das Regimentsspiel ist Tafelmusik. Und ein nebliger Abend in Ghimpati, das bezüglich Kot in den Strassen den Rekord zu halten scheint. Schon der alte Moltke hatte über diesen rumänischen Strassenkot zu klagen, als er vor genau hundert Jahren und einem Monat — im November 1835 — mit Postkutschen durch Rumänien reiste, um nach Istanbul zu ziehen. Kotbespritzt bis über die Ohren unserer vier Rosse langen wir bei einem kleinen Dorfkrug an, wo Offiziersdelegationen der sieben Bukarester Regimenter zu Pferd halten. Eine elegante Limousine schwimmt durch den Kot heran: Herr Minister de Weck mit seiner Gemahlin und einem Legationssekretär. Herzlich werden wir begrüsst. „Chüeri“ setzt aus dem Schlamm, der ihm bis zum Bauche geht, plötzlich in den Wagen und gleich auf die Lackschuhe von Frau de Weck. Ich schelte mit ihm; aber Frau de Weck hat an unserm Entlebucher grosse Freude. Wir beziehen Quartier bei den Königsgarden zu Pferd. Ueber Weihnachten müssen wir in Bukarest bleiben. Eine „Champagner-Party“ bei unserm Minister vereinigt vierzig glänzende Gardeoffiziere mit den Spitzen des Schweizervereins und der Helvetischen Gesellschaft. Der Kommandant der königlichen Garden teilt mir zwei Offiziere der „Gardes à cheval“ zu, die zugleich französische Offiziere mit dem Brevet von St. Cyr sind. Oft sind wir bei Schweizern eingeladen, vor allem beim grössten Zentralheizungsindustriellen von Rumänien, Herrn Schärer aus Zürich. Rumänische Weihnachten — riesige Tannenbäume mit elektrischen Kerzen auf Strassen und Plätzen. Pfadfinder sammeln milde Gaben für die Hungernden Bessarabiens, hat doch das reiche Bessarabien eine Missernte sonder Beispiel hinter sich. Imposant ist der Wachtaufzug beim

königlichen Schloss, das inmitten der Hauptstadt steht: Gardekavallerie wird durch Gardeinfanterie abgelöst, voran die Musik mit den hohen Bärenfellmützen, wie zur Zeit des grossen Korsen. König Carol weilt im Schloss: die aufgezugene Fahne beweist es. Ist die Dynastie beim rumänischen Volk beliebt? Ich glaube es. „Noch nie wurde in Rumänien vom Volk ein König ermordet. Unser Volk ist bieder und brav“, so versichert mir ein orthodoxer Priester.

Bulgarien

*Wie die Saumkolonne über die Donau in die bulgarischen Wälder zieht
und den Balkan überklettert.*

Zwei Welten scheidet der Pass von Schipka, und wenn der Wanderer aufsteigt aus dem nördlichen Bulgarien, aus finstern Wäldern, die sich endlos über hundert Berge breiten, dann schweift sein Blick hinunter in den Garten Eden, in das Rosenbecken von Casanlik.

Das schweizerische Generalkonsulat in Sofia schickt wieder eine Warnung: Beeilt euch, nach Süden zu kommen! So traben wir die achtundsechzig Kilometer von Bukarest nach Giurgiu hinunter in einem Tag. Wir haben ordentlich Mühe, „Chüeri“ heil durch die struppigen Dörfer zu bringen, die mehr von Hunden als von Bauern bevölkert scheinen. Matei attackiert mit seinem Hengst diese zahlreichen, zähnefletschenden Ungeheuer und ruft auch wohl einem Bauern zornig zu, sie von unserer Kolonne abzuhalten. Zwei Gardeoffiziere aus Bukarest reiten mit, und sie versichern mir, diese zahllosen Hunde würden nur wegen der Wölfe gehalten, die in schneereichen Wintern bis mitten in die Dörfer einbrächen. Auf einem Gutshof kehren wir ein zu kurzer Mittagsrast. Inmitten eines struppigen Unterholzes steht verlassen ein Landedelhaus. Der Priester des nahen Dorfes ist da und der Bürgermeister, und im ehemaligen Gärtnerhaus erwartet uns eine gastliche Tafel. Und dann ein letzter kameradschaftlicher Abend mit der Artillerie von Giurgiu in diesem herrlichen Rumänien, wo wir bei achtzehn Regimentern aller Waffen zu Gast geladen waren. Der Abschied von Matei ist besonders herzlich.

Ein Schleppboot schaukelt auf der Donau bei Giurgiu. Wir führen unsere vier Rosse über die Landungsbrücke. Ein kleiner Dampfschlepper führt uns schräg flussaufwärts, wo im Nebel die Türme von Rustschuk auftauchen. Wir halten Wache hinter den Pferden: wenn eines nur zwei Schritte zurückträte, müsste es in die Donau stürzen. Das Schleppboot hat keine Brüstung. Am Quai von Rustschuk winken die Bulgaren. Offiziere des fünften bulgarischen Infanterieregiments führen uns in die Kaserne.

Wir traben oft von der Nacht in die Nacht. „Il faut avoir le courage de nuit.“ Nach diesem napoleonischen Leitsatz haben wir uns um so mehr zu richten, als wir den Endspurt mit dem Winter halten, über die Berge des Balkans zu kommen. Wir traben auch aus dem Nebel in den Nebel, und die bulgarischen Dörfer liegen meist so weit auseinander, dass uns scheint, wir trabten in das endlose Nichts. Hart ringt der bulgarische Bauer in dieser walddreichen Gegend einem oft kargen Boden seine Früchte ab. Hart und holperig sind meist die Strassen: uraltes Steinpflaster mit tief ausgetretenen Löchern und tiefen Fahrrinnen, die unsern Mitrailleurkarren samt dem Max gehörig schütteln und rütteln. Hügelab durch ein Land eigenartiger Romantik: knorrige Eichenbestände, unter denen Hirten mit dem Dudelsack ihren Schafkoppeln ein Lied quieken; dann wieder Ebenen, auf denen zu Hunderten die schwarzen, tiefhörnigen Büffel weiden, und Buchen- und Eichenwälder und stundenweite Fichtenwälder, die ihre Geheimnisse in finstern Schluchten bergen. Es gibt in Bulgarien noch viele rein türkische Dörfer: wie dieses malerische Bergnest Bjala mit seinen niedrigen Türkenhäusern mit den hölzernen Lauben, seiner kleinen Moschee mit dem schlanken Minarett, mit seinen Türkenfrauen unten am Bach. Die Türken

hierzulande hangen noch an ihren alten Sitten und Gebräuchen; sie kümmern sich wenig um die Reformgesetze Kemal Paschas. Die Männer tragen noch den Fez und die Frauen den Schleier oder Halbschleier. Und dann die bulgarischen Bergdörfchen, in denen man noch den Schädel eines Pferdes auf dem Gartenzaun sehen kann als Abwehr gegen die bösen Geister, die sich nach altem Volksglauben auf diesen Schädel setzen, um zu rasten, und die dann das Haus unbehelligt lassen.



Bäuerin am Balkan

In der Silvesternacht erreichen wir Tirnovo, die alte Hauptstadt Bulgariens, eine Bergstadt, die an Perugia erinnert. Hier wollen wir am Neujahrstag beim zweiten bulgarischen Dragonerregiment Rast halten. Ein Dragonerhauptmann weist uns die Stallungen und stellt mir den Regimentsfiaker zur Verfügung. Durch die altersgrauen Gassen zieht schneidig eine Regimentsmusik. Viel Volk begleitet sie. Ihrem flotten Militär verdanken die Bulgaren den Ruf, die Preussen des Balkans zu sein. Doch scheint mir diese Bezeichnung irrig. Wohl besser bezeichnet man die Bulgaren als die Russen des Balkans. Ein slawisches Volk finnisch-uralischen Ursprungs, kam es zu Ende des siebenten Jahrhunderts unter seinem wilden Häuptling Asparuch als eine verheerende Horde von der Wolga her ins oströmische Untermösien. Der Bulgare ist arbeitsam, fleissig, unverdrossen und unermüdlich, im Kriege tapfer und grausam.

Nach Gabrovo, dem Manchester Bulgariens, mit seinen 98 Fabriken, die wir auf Einladung des Präfekten besichtigen sollten. Wir begnügen uns mit einem Rundgang durch die staatliche Waggonfabrik, die vierhundert Arbeiter beschäftigt.

Wer die Geschichte des Balkans schreibt, muss seine Feder in Blut und Tränen tauchen. Fünfhundertachtundvierzig Jahre seufzte auch Bulgarien unter dem türkischen Joch, nachdem es schon von den Tataren tributpflichtig gemacht worden war. Wie oft wurden diese kleinen, verkrochenen Bergnester von den Janitscharen gebrandschatzt und von den viel schlimmern irregulären Baschi-Bozuks verwüstet! Eine schaurige Kette von Mord und Raub und Vergewaltigung und unaussprechlichen Gräueln durch zwanzig Generationen.



Gastfreundschaft in Südbulgarien

Ueber diese Bergpässe, über diese selben holperigen, harten Steine zogen mit aufgelöstem Haar blossen Fusses die bulgarischen Frauen mit ihren Kindern, dieweil die Männer einen aussichtslosen Heldenkampf mit den wilden Tscherkessen um ihr Dorf führten. Ueber diese selben Steine ging der flüchtige Huf manches stolzen Araberhengstes eines hochmütigen Padischahs mit den drei Rossschweiften. Ueber dieselben Steine marschieren viermalhunderttausend russische Soldaten; denn es ist der 21. August 1877, und die Stunde der Vergeltung hat geschlagen. Oben am Schipkapass plänkeln die Bulgaren mit den Janitscharen, von Casanlik herauf rücken in Eilmärschen die türkischen Heere. Zehn Tage wütet die Schlacht um die Passhöhe von Schipka; dreissigtausend Soldaten fallen in diesen endlosen Wäldern, eine der bedeutendsten Schlachten des Jahrhunderts wird zugunsten des Kreuzes und gegen den Halbmond entschieden. Wer weiss das heute noch? Wer weiss noch etwas von jenem russischen Artilleriehauptmann Tzwitinsky, der den Kampf entschied, indem er mit unsagbarer Mühe seine Batterie auf kleinen Kosakenpferdchen auf jene hohe Waldkuppe führte, auf der heute ein riesiges Denkmal steht?

Wir ziehen aus dem Nebel der waldreichen Täler hinauf in strahlende Sonne, in vielen Kehren bald über Wiesen, bald durch tiefe Wälder. Schattenhalb ist die Strasse vereist; wir müssen den Pferden neue, scharfe Stollen einsetzen. Herrlich weitet sich, je höher wir emporstreben, der Blick über die zahllosen Bergzüge des Balkans. Einsam ist es hier. Ganz weit unten bleiben die letzten Bergdörfchen zurück, kein Haus auf diesem Zweiundzwanzig-Kilometer-Marsch zur Passhöhe. Nach fünf Stunden sind wir oben und angenehm überrascht. Unweit des Denkmals steht ein kleines Hospiz — wenn man diese Bretterbude so nennen darf. Wir hafern, und Max packt die Lenzburger Konserven aus der Kochkiste, einen gutbernischen „Surchabis“ zu bereiten.

In vielen Kehren geht's hinunter nach Südbulgarien. Es ist der 4. Januar 1936, und die schweizerische Saumkolonne hat das Rennen mit dem russischen Winter gewonnen. War die Nordstrasse gut, so ist die Südhangstrasse im obern Teil denkbar schlecht. Wir steigen, die Pferde am Zügel führend, zu Tal. Oft wird der Abstieg zur Kletterei, denn wir marschieren meist neben der Strasse, dem knietiefen Kot auszuweichen. Ueber ein ausgewaschenes Bord schlittere ich mit „Arbalète“ und „Franc-Montagnard“ hinab und höre gleich Pfeuti rufen. Der Mitrailleurkarren ist umgekippt und hat sich in einer Runse festgeklemmt. Wir denken schon daran, im sinkenden Abend die ganze Last abzuladen — da kommen drei bulgarische Muselmänner vom Berg her. Unsern vereinten Kräften gelingt es, den Karren flottzumachen. Nur die eine Stange ist zerbrochen. Mit Furagierstrangen können wir als Notbehelf flicken und zumarschieren. Die Nacht ist vollends hereingebrochen, wie wir das Dorf Schipka erreichen, das eine prächtige russische Kirche mit steilem Glockenturm und drei Kuppeltürmen besitzt. In zwei Nachtstunden traben wir hinüber in die Rosenstadt von Casanlik, das „europäische Güllistan“.

*Wie die Saumkolonne durch den thrasischen Frühling zieht
und mit den bulgarischen Bauern Weihnachten feiert.*

Casanlik lebt von den Rosen: riesige Rosenplantagen entlang den Hängen des Balkans und im weiten Talbecken. 3200 Kilogramm Rosenblätter geben gerade ein Kilogramm von jenem weltberühmten Rosenöl von Casanlik, das die Pariser Parfümfabrikanten nicht nur mit Gold aufwiegen, sondern mit mehrfachem Goldgewicht bezahlen. In zehn Wochen wird bereits zur Rosenernte gerüstet, und aus aller Welt strömen alljährlich Fremde nach dem kleinen Bulgarenstädtchen, zwei kurze Wochen in Rosenduft zu schwelgen. Zu mitternächtlicher Stunde rücken die Scharen der Schnitterinnen aus, denn die Rosen müssen vom Stengel geschnitten werden, ehe sie der erste Strahl der Morgensonne küsst.

Wir traben durch Thrazien, der Heimat des Spartakus. Erst eine Hügellandschaft mit ausgedehnten Hochebenen, dann in eine ungeheure Steppe auslaufend, die sich bis ans Marmarameer dehnt. Wir ziehen durch einen frühen Frühling und sind nach all dem Nebel und den düstern Wäldern des Nordens seltsam beglückt. Sonnseits an den Halden grüssen die ersten Blumen in verschwenderischer Pracht der Farben: sattgelb der Löwenzahn, daneben zarte Schneeglöckchen und die ersten, schüchternen Margueriten. Machen wir einen kurzen Marschhalt, so naschen unsere vier tapfern Rosse

ein wenig junges, zartes Gras. „Chüeri“ gefällt es ganz besonders; er tollt weit in die Felder und schlägt grosse Bogen um die Saumkolonne, so einen mehrfachen Tagesweg zurücklegend. Es ist ordentlich warm; in der klaren Luft jubilierten viel hundert Lerchen, die Büsche am Wege grünen, und zwitschernde Vogelscharen schmettern ihr Frühlingslied aus den Zweigen. Oft flüchten sie ängstlich; dann sehen wir in majestätischem Fluge einen riesigen Raubvogel vom nahen Balkan herübersegeln.

In Stara Zagora hält uns der Bürgermeister zu Gast. Die Bulgaren halten uns meist für Russen. Das machen unsere hohen Pelzmützen. „Russki! Russki!“ hören wir immer wieder flüstern. Auch beim Bürgermeister habe ich alle Mühe, ihm klarzumachen, wir seien „Svizarsky“.

„Ah, Germaniae?“

„No, Svizarsky!“

„Ah, Svizarsky, Svizarsky! Skandinaviae?“

„No Skandinaviae — Elvetiae!“

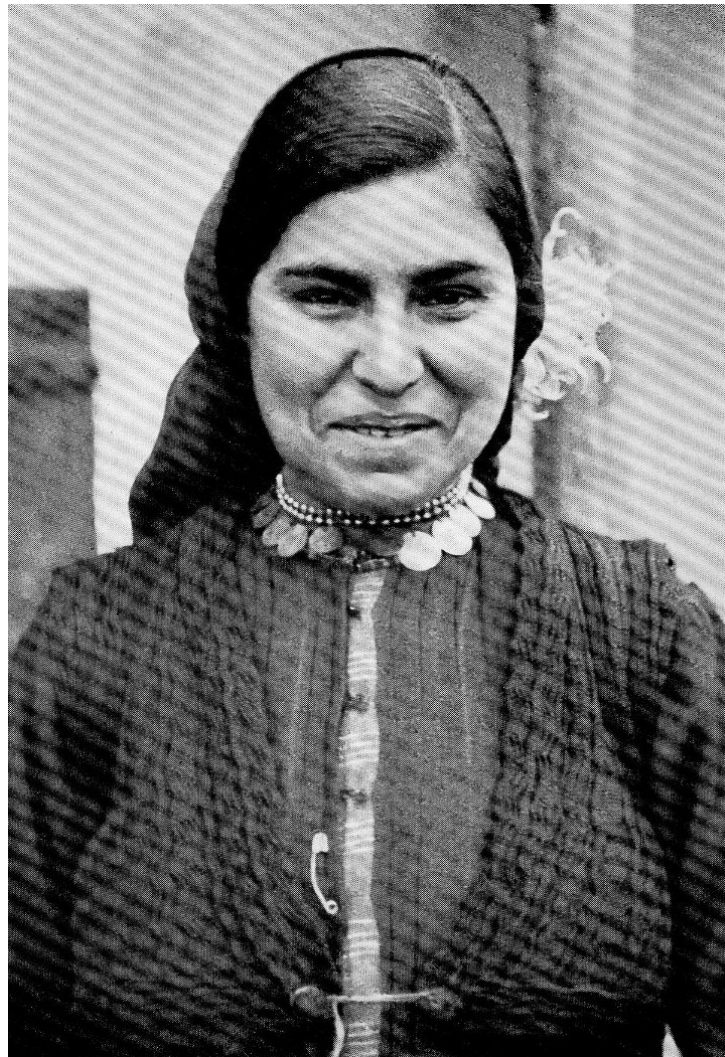
Nun ist er ganz stumm und nickt nur noch. Und an der Tafel hält er richtig eine Ansprache und lässt den König Gustav hochleben, und alle Skandinaviae seien grosse Sportsleute, die ersten Sportsleute der Welt. Wir haben nichts dagegen und lassen der Rede freien Lauf, um so mehr, als uns der alte Herr in Stockholm als gern gesehener Gast der Schweiz durchaus sympathisch ist und alle Schweden nicht minder.

In einem Tagesmarsch die siebenzig Kilometer hinunter nach Harmanlit. Es ist der 7. Januar, und die Bulgaren feiern ihre Weihnachten. So können wir denn, nachdem wir Weihnachten und Neujahr bereits in Bukarest und Tirnovo mitmachten, nochmals von vorne beginnen. Uns kommt dies sonderbar vor. Wie anders wünschen wir Weihnachten mit Schnee und Eis und dem lichterstrahlenden Tannenbaum in traulicher, warmer Stube hinter glitzernden Eisblumen an den Fenstern! Hier aber in diesem weiten Thrazien schmückt sich die Natur mit ihrem Frühlingskleid, jung und alt tummelt sich in einer warmen Sonne im Freien, an den Büschen und Bäumen sprosst ein zartes Grün erster Blätter und im jungen Gras der Flor der Frühlingsblumen. Jeder Bauer, jeder ärmste Zigeuner schlachtet zu Weihnachten ein Schwein. Die Tiere werden vor dem Hause zerteilt und mit Salz und Pfeffer in Fässer und Kisten eingepökelt. Daneben schwelt ein Holzfeuer, und gewisse Leckerbissen werden gleich am Spiess gebraten. Dazu wird aus alten, köstlich verzierten tönernen Krügen ein herber Wein getrunken. Jeder Bauer möchte uns zu Gast. Würden wir dieser traditionellen Gastfreundschaft immer Folge leisten, müssten wir riesige Räusche schon aus dem ersten Dorfe tragen. Wenn unsere Saumkolonne auftaucht, eilen die Bauern mit den Bratspiessen herbei und die Mädchen in malerischer Tracht mit den gefüllten Weinkrügen und sind sehr enttäuscht, wenn wir aus Höflichkeit nur ein wenig am Rande nippen — sahen sie uns doch eben beim Nachbarn einen ordentlichen Schluck trinken. „Chüeri“ ist bald so vollgestopft mit all den Leckerbissen, dass er nur noch verächtlich grinst, wenn ihm eine Bäuerin ein saftiges Schweinsohr hinhält. Sehr angenehm ist der thrazische Brauch des Handkusses, wenn auch umgekehrt wie das wienerische „Küss' die Hand“, nämlich: reicht uns ein bulgarisches Bauernmädchen in malerischer Tracht den Weinkrug hinauf zu einem Bügeltrunk, so küsst sie uns im Moment, da wir den

Henkel ergreifen, die Hand — ein Brauch, den ich zu Hause im Interesse des einheimischen Weinabsatzes empfehlen werde.

Ein Mondscheinritt durch Thrazien, das ist auch Romantik: wellenförmige Felder und Steppen und weite Strecken dornigen Gestrüpps. Bulgarien galt zu allen Zeiten als ein „fetter Brocken“; es gibt da Ackergebiete mit bestem Humus bis zu vier Meter Tiefe.

Am Weihnachtsabend dieses 7. Januar langen wir aus vorgenannten Gründen spät in Harmanlit an. Wir werden von einem Détachement des neunten bulgarischen Dragonerregiments zu Gast geladen, wenigstens unsere vier Rosse. Nach den Friedensverträgen darf Bulgarien innert einer Zone von fünfzig Kilometer diesseits seiner Grenzen weder Kavallerie noch Artillerie haben. Doch seien ja nun diese Friedensverträge schon ordentlich alt und morsch, erklärt uns lächelnd der Dragonerhauptmann, der uns führt. Die Bulgaren sind wohl ausgezeichnete Soldaten, jedoch von Pferdepflege scheinen diese Rauhbeine nichts zu verstehen.



Thrazische Bäuerin

Wir haben immer grosse Mühe, auch bei den Garnisonen, für unsere Pferde Streue zu bekommen. Die bulgarischen Pferde können ihre müden Glieder nie auf Stroh betten, und auch dieser Dragonerhauptmann schüttelt verständnislos den Kopf, wie ich Streue verlange, so viel Streue, dass die Dragoner mich ganz vorwurfsvoll anlotzen, wenn ich sie immer wieder schicke, noch einige Bündel herbeizuschleppen. Dabei sind die Stallungen meist mit einem alten, unausgeglichenen Steinpflaster belegt; man muss schon ordentlich Stroh aufschütten, um all diese Unebenheiten einigermaßen erträglich zu machen. Allerdings behauptet unser Hauptmann, sie härten damit ihre Armeepferde absichtlich ab. Im Felde sei es auch nicht Immer möglich, Stallungen und Streue zu finden. Man müsse die Tiere gewöhnen, auch bei schlechtem Wetter im Freien zu übernachten. Ich stehe allerdings derartigen Abhärtungsmethoden skeptisch gegenüber. Ein wohlgepflegtes und ausgeruhtes Tier muss doch wohl leistungsfähiger und ausdauernder im Dienste sein als eines, das jahraus, jahrein während der Ruhezeit auf seinen müden Beinen auszuharren hat.

Selten ist in Bulgarien Hafer zu bekommen. Wir müssen meist Gerste füttern. Zwar fressen die Pferde Gerste sehr gern, sie macht aber schlapp und fett. Einzig der Hafer ist und bleibt die beste Pferdenahrung. In ihm wohnen das Feuer, der Mut und die Kraft der Rosse. Anhaltende Gerstefütterung hat zudem den Nachteil, die Pferde bei geringster Kraftanstrengung in übermässigen Schweiß zu bringen, für die Anforderungen eines Distanzrittes durch zehn Staaten also besonders ungeeignet.

Wir traben gegen Svilengrad: letztes bulgarisches Dorf, nur wenige Häuser aus Stein, alle andern aus Maisstroh und Schilf. Der Kommandant von Svilengrad ist ein bulgarischer Infanteriehauptmann. Hier geht's uns ähnlich wie im letzten ungarischen Dorf: der Bulgare will uns nicht über die türkische Grenze ziehen lassen, bevor wir nicht Gäste seiner Kompagnie gewesen, bevor wir nicht mit den Dorfeinwohnern den Nationalreigen tanzten. Uebrigens eine anstrengende Sache, dieser Nationalreigen. Alles strömt nach dem Mittagessen auf dem riesigen, freien Dorfplatz zusammen: alt und jung, Bauern und Bäuerinnen und Lehrer und Lehrerin mit den Schulkindern, die Kompagnieoffiziere und die dienstfreien Soldaten. Zwei Dudelsackpfeifer rücken auf, und nach ihrer quietschenden Weise wird getanzt, mehr geturnt als getanzt. In einem riesigen Reigen halten sich alle obenein, dann Tanzschritte rechts, Tanzschritte links, tiefe Kniebeuge, Beinschwingen links und rechts. Eine geschlagene Stunde dauert das Vergnügen, und ordentlich müde gehen wir zu unsern angekoppelten Pferden, die Marschbereitschaft zu erstellen.

Das Anerbieten des bulgarischen Hauptmanns, uns zum türkischen Posten hinüber zu geleiten, nehme ich gerne an. So lässt er seinen Schimmel satteln, und wir traben durch den drei Kilometer breiten Streifen Niemandsland in der Richtung auf einen sanft gewellten Hügel, von dem weithin leuchtend die rote Fahne weht mit Halbmond und Stern. Hier berühren sich drei Staaten: Bulgarien, die Türkei und Griechenland. Alle haben ihre Grenzposten etwas zurückgenommen zwecks Vermeidung von Zwischenfällen. So entstand auch hier dieser breite Streifen Niemandsland, den nur die Bauern, die ihre Felder hier liegen haben, betreten dürfen.

Türkei

*Wie die Saumkolonne in türkische Gefangenschaft gerät
und in die sterbende Stadt einzieht.*

Ein kleiner türkischer Unterleutnant empfängt uns kameradschaftlich und lässt durch einen Soldaten gleich von jenem weltbekannten, stark gesüssten türkischen Kaffee auftragen und bietet uns Zigaretten an mit dem Halbmond und Stern. Der bulgarische Hauptmann amtet als Dolmetscher. Die drei Grenzkommandanten dreier Länder, die sich misstrauisch und feindlich gegenüberstehen, sind vernünftiger und halten gute Kameradschaft. Fast alle Abende sind sie abwechselnd gegenseitig zu Gast, denn langsam streichen die Stunden auf diesen weltabgeschiedenen Posten vorüber. Der türkische Kamerad macht mir den Vorschlag, uns bis nach Adrianopel zu begleiten, was ich gerne annehme, um so mehr, als unser Weg exakt vorgeschrieben ist und durch die Militärzone führt. Er spricht auch den Wunsch aus, reiten zu dürfen. So gebe ich „Arbalète“ an Korporal Pfeuti ab und dem Türken den „Tell“. Ich selbst setze mich aufs Rad, Max auf den Karren. Ein früher Abend bricht herein, wie wir uns vom letzten bulgarischen Kameraden freundschaftlich verabschieden; der Hauptmann galoppiert zurück nach dem Niemandsland und winkt noch mehrmals zurück. Wir marschieren auf einer guten Strasse, und bald rückt der Mond aus dem Dunst, und eine herrliche, klare Orientnacht besät den Himmel mit Millionen Sternen. Die Strasse führt sanft abwärts. So lasse ich meinem Militärrad freien Lauf und habe bald einige Kilometer Vorsprung, da die Saumkolonne meist im Schritt reitet. Hügeliges, kahles Gelände, oft ein Sumpf, in dem sich der volle Mond spiegelt, und in dessen stillen Wassern viele tausend Frösche quaken. Plötzlich, nach einer Kurve, einige hundert Schritt vor mir eine Kolonne von Büffelgespannen: wahrscheinlich Bauern, die vom Markte von Adrianopel heimkehren. Ich setze meine Klingel in Bewegung, mir Durchpass zu verschaffen. Ein Zuruf hallt mir entgegen, und plötzlich stoppe ich scharf ab. Gottlob haben eidgenössische Militärfahrräder zuverlässige Bremsen, sonst wäre ich jetzt rettungslos in sechs türkische Bajonette gerannt, die mir entgegengehalten werden und die ganze Strasse sperren. Bauern sind das also nicht, eine anatolische Büffeltrainkolonne vielmehr: schwere, schwarze, langhornige Büffel im Joch und ein Dutzend Trainsoldaten. Ein baumlanger Onbaschi (Korporal) fuchtelt aufgeregt mit seinem Gewehr. Ich verstehe natürlich kein Wort, sondern zucke nur die Achseln. Dann weise ich meinen Spezialpass der Regierung von Ankara vor. Aber der anatolische Trainchef hat wahrscheinlich seiner Lebtage nie ein Schulzimmer unsicher gemacht. Er hält den Ausweis verkehrt in Händen. Seine Traingelos schauen ihm interessiert über die Schultern und werden aus dem Schreiben ebensowenig klug. Diese Büffeltrainkolonne scheint eine ausgesprochene Analphabetenkolonne zu sein. Sie beraten sich eifrig, und dann beschliesst der lange Kerl, der ohnedies ausschaut wie ein pensionierter Kindlifresser, mich zu verhaften. Er deutet energisch nach meinem Karabiner. Die schweizerische Saumkolonne kann mit der türkischen Republik keinen Krieg beginnen. So gebe ich ihm denn meinen Karabiner. Er riegelt am Verschluss herum, wogegen ich sehr energisch auf berndeutsch protestiere: „La das Züg la si, du Doggu; süsch springt's dir a Gring!“ Berndeutsch versteht man selbst in Anatolien, wenn entsprechende Handbewegungen diesem Verständnis nachhelfen. Der Onbaschi hängt den Karabiner über und deutet dann gebieterisch den Weg zurück, den ich gekommen: Hai, hai! Also gehen wir: ich mit dem Fahrrad und dem „Chüeri“ voran, hinter mir der Onbaschi und die sechs aufgepflanzten Bajonette, dann die anatolische Büffelkolonne. Mit türkischen Bajonetten im Rücken ist ein kitzliges Marschieren. Erst ärgere ich mich,

wieder rückwärts zu müssen; dann habe ich meine göttliche Freude, denn wann je in der Weltgeschichte wäre es vorgekommen und wann je wieder böte sich die Möglichkeit, dass eine türkische Trainkolonne eine schweizerische Saumkolonne gefangennähme? Allzu lange wird dieses Intermezzo ohnehin nicht dauern. Wir marschieren durch herrliche Mondlandschaft — ganz gemächlich, denn anatolische Büffeltrains haben es nicht allzu eilig.



Anatholische Büffel in Türkisch-Thrazien

Den Onbaschi überkommt wahrscheinlich so etwas wie ein menschliches Rühren, er rückt neben mich und fragt viel, und ich weiss nichts, weil ich kein Wort von diesem Kauderwelsch verstehe. Andererseits kann ich ihm auf gut berndeutsch meine Meinung sagen, ohne dass er in seiner korporalen Würde durch meine Kraftausdrücke verletzt würde. Nicht einmal die aufrichtige Versicherung, er sei der „dümmste Cheib“, bringt ihn in Harnisch. Endlich hören wir Pferdegetrappel: das kann nur die Saumkolonne sein. „Chüeri“ flitzt ihr schon entgegen, und ich höre Pfeutis Stimme, und gleich darauf rücken sie an. Der Onbaschi ist höchst verwundert und erklärt mit einer seiner weit ausholenden, energischen Gebärden die gesamte Saumkolonne kriegsgefangen. Dem Pfeuti bedeutet er unmissverständlich, abzusitzen. Doch da trabt auch unser türkischer Leutnant auf dem „Tell“ heran und ist gleich im Bild. Gerade nach einer Belobigung klingt es nicht, was er dem höchst erschrockenen Onbaschi eröffnet. Mit einer türkischen Leutnantsmütze im Hintergrund kehrt auch unser Selbstbewusstsein rasch zurück: „Gib da Karabiner ume, du Traliwatsch!“ Nicht eilig genug kann er ihn von der Schulter reissen und aushändigen, dabei immer wieder die Hacken zusammennehmend und salutierend. Der Unterleutnant entschuldigt sich mehrmals in gebrochenem Englisch bei mir, dann marschieren wir zu, und auch die anatolische

Büffelkolonne entschwindet mit ihrem diensteifrigen Onbaschi. Bald geht's über eine hochgewölbte Brücke, alte niedrige Holzhäuser zu Seiten der Strasse, und im silbernen Licht des Mondes liegt mit Moscheen, Kuppeln und schlanken Minaretten eine Stadt aus tausendundeiner Nacht — eine sterbende Stadt: Adrianopel.

*Wie die Saumkolonne mit niedlichen Tierchen Bekanntschaft schliesst
und durch die thrasische Steppe zieht*

Eine krächzende Stimme stört mich aus tiefem Schlaf: „La ilah-y-ill allah" —" „Es gibt keinen Gott ausser Gott." Es ist der Ismam der kleinen Moschee, der sein Morgengebet vom schmalen Rundgang des Minaretts singt, die Gläubigen zum Gebet auffordernd. So kleide auch ich mich an. Welch eine Enttäuschung, dieses Adrianopel, das uns gestern nacht beim Einzug im Licht des Mondes wie eine sagenumwobene Märchenstadt erschien! Schmutzig die Gassen, verlottert die düstern Häuser, eine lumpige Bevölkerung, verwahrloste Kinder, Bettler an allen Ecken, die meisten Moscheen zerfallen, verrottet diese finstern Basare und Läden, die kunterbunt ihre Waren feilbieten: Wabenhonig, Ziegenkäse und Wagenschmiere auf einem Brett. Adrianopel ist eine sterbende Stadt. Vor dem Kriege 140'000 Einwohner zählend, hat es heute noch knappe 19'000. Jedes vierte, fünfte Haus nur ist bewohnt, und meist nicht einmal voll bewohnt. Fast alle Bauten noch aus Holz: alttürkische Häuser, vielfach noch mit den vergitterten Haremsfenstern, hinter denen die Frauen der Moslemin während eines Jahrtausends ihr gleichförmiges Leben Stunde um Stunde und Tag um Tag und Jahr um Jahr abrollen sahen.

Auch unser Hotel ist ein Holzbau: uralte Wandbekleidungen aus wurmstichigem Getäfel. Als uns gestern der Hotelier die Zimmer anwies, warnte er uns, Feuer zu machen wegen der „punaises", jenen allerliebsten, winzigen Tierchen, die der Schrecken aller Orientreisenden sind. Und als ich ihn belustigt ansah, meinte er, jetzt seien die Wanzen noch im Holz drin, aber sobald man einheize, glaubten sie, es sei Frühjahr, und kröchen hervor. Wenn einem nun das der Gasthofbesitzer selbst erzählt, so darf man es wohl glauben, denn welches Interesse hätte er, sein Unternehmen schlechter hinzustellen, als es ist? Nur Max mit seiner Rekrutennaseweisheit glaubte nicht an diese Wanzen. Das sei wohl blinder Alarm, wie mit den Wölfen am Schipkapass. Und nun, wie sie frühmorgens aus den Federn kriechen, haben Korporal und Rekrut ihre Erfahrungen hinter sich und allerlei zu klagen, obschon es wohl nur ein Vorpostengeplänkel war, das diese „punaises" der schweizerischen Saumkolonne lieferten.

Ein Dolmetscher meldet sich, und ich nehme seine Dienste gerne in Anspruch, da ich noch Passangelegenheiten zu erledigen habe. Auf dem Polizeikommissariat treffe ich eine junge Wienerin, die mich um Hilfe bittet. Seit zwei Tagen sei sie verhaftet und wisse nicht warum. Der Dolmetscher warnt: „Il ne faut plus parler avec cette femme", und wie ich ihm erkläre, dass dies meine Sache sei, macht er mich auf die Folgen aufmerksam: ich mache mich selbst verdächtig, die Polizeioffiziere tuschelten bereits miteinander. Mögen sie tuscheln: ich verspreche der Wienerin, ihr nach Möglichkeit beizustehen. Diese Türken werden mich nicht mit Haut und Haar verzehren. Ich frage nach einem Konsul. In Adrianopel gibt es vier Konsulate. Der Engländer ist das ganze Jahr in Stambul, der Franzose gerade sechs Monate auf Urlaub,

der Italiener nicht anzutreffen. Bleibt der Bulgare. Ueber mein Ansinnen, der kleinen Wienerin zu helfen, ist er entsetzt. Da wolle er sich nicht die Finger verbrennen und rate mir sehr ab, mich einzumischen. Gerade ein Held scheint er nicht zu sein. So verlange ich von meinem Dolmetscher, dass er mich zum Militärkommandanten von Adrianopel führe. Er ist entsetzt. Ich werde doch nicht... Natürlich werde ich, Hasenfuss: „Faîtes votre devoir!“ Und wie er noch zögert, lasse ich ihn einfach stehen. Er möchte doch nicht um sein Bakschisch kommen; mit eingeknickten Knien trippelt er vor mir her durch krumme Gassen kreuz und quer. Ein langgestrecktes Gebäude und vor Tür und Tor Schildwachen. Oberst Dalat Bey empfängt mich kameradschaftlich, und gleich rückt auch der unvermeidliche Kaffee auf. Nach einigen belanglosen Höflichkeiten, die mein Dolmetscher mit vielen Verbeugungen übersetzt, bringe ich mein Anliegen vor. Dem Oberst ist dies nicht sehr angenehm. Erst hat er einige Ausflüchte: die Polizei unterstehe ihm nicht, er dürfe sich da nicht einmischen. Aber schliesslich setzt er sich doch mit dem Polizeikommissär in Verbindung und eröffnet mir dann, die Untersuchung werde beschleunigt, und wenn keine weiteren Verdachtsgründe auftauchten, solle die Wienerin noch heute an die griechische Grenze abgeschoben werden. Ich verabschiede mich dankend. Gleich nach Mittag bin ich schon wieder beim Kommissär. Er macht ein knuriges Gesicht, und die Polizeioffiziere betrachten mich verwundert. Ob ich diese Dame kenne? — Tja, seit heute morgen. — Warum ich mich denn da einmische, da mir die Dame fremd sei? — Das könne man nicht so genau sagen. Jedenfalls sei es meine Pflicht, einer kleinen Wienerin zu helfen, nachdem ich Gast der Wiener gewesen sei. Im übrigen Pflicht des Kavaliers. — Die Dame sei spionageverdächtig. — Blühender Unsinn; die Dame sei sowenig ein Spion wie mein Hund ein Doktor. — Was denn eine junge Wienerin mit Photoapparat in der Militärzone herumzuspazieren habe? — Sie werde Botanikerin sein; was sie denn gefilmt habe? — Nichts Besonderes allerdings, aber immerhin! Im übrigen erklärt mir der Kommissär, sie werde am Abend an die griechische Grenze gestellt. Ich wünsche sie zu sehen; Zögernd entspricht er. Die Wienerin ist wie umgewandelt; nicht genug kann sie mir danken. Sie packe ihren Koffer und reise auf Nimmerwiedersehen.

In einem Gewaltmarsch ziehen wir nach Lüle Burgas; Gewaltmarsch nicht wegen der 82 Kilometer Distanz, sondern wegen der meist schlechten Strasse, die hügelab, hügelab durch die thrasische Steppe führt. In Baba Eski, das wie eine Oase inmitten einer kahlen, gleichförmigen Gegend liegt, machen wir noch Abendrast, und Offiziere des sechsten türkischen Kürassierregiments, das hier eben seine Manöver abhält, laden mich zu Gast. Sie führen mich in das grösste Gasthaus von Baba Eski; eine niedrige Hütte mit Schaufenstern voll Honigkuchen und Bienen. Dem Speisezettel eines türkischen Provinzgasthauses kann wohl kein Westeuropäer viel abgewinnen. Entweder ist alles übermässig mit Honig und Zucker gesüsst oder dann mit Pfeffer, Paprika und andern Zutaten brennend scharf gewürzt.

Lüle Burgas: eine kleine, schmutzige Provinzstadt. Ihr Name erinnert an den Balkankrieg. Hier führte Selim Pascha seine dreissig Schwadronen in einer glänzenden Attacke gegen die Bulgaren, warf drei Infanterieregimenter, nahm zwei Batterien, geriet in seitliches Maschinengewehrfeuer und wurde bis zum letzten Trompeter zusammengeschossen.

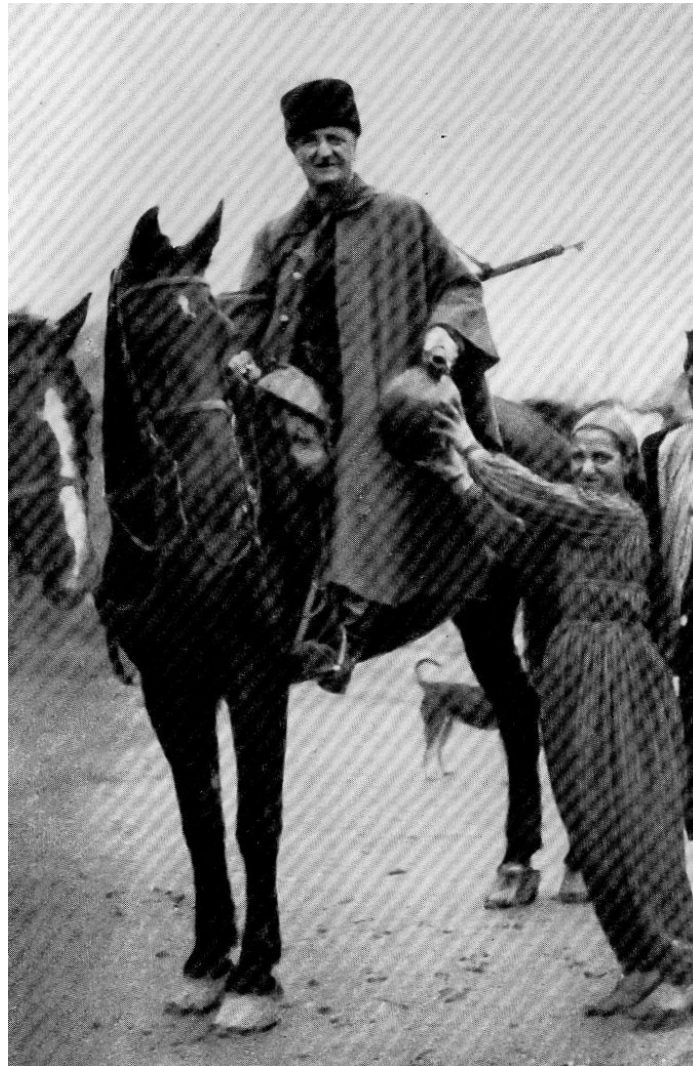
Von Lüle Burgas wollen wir in zwei Tages- und einem Nachtmarsch ans Marmarameer und an den Bosphorus. Aber wir machen die Rechnung ohne den Wirt. Sechs Tage und eine Nacht durch dauert's,

und was für Strapazen! Es gibt da keine Strassen mehr, keine Brücken, nichts als endlose Steppe, von kleinen Flüssen mit sumpfigem Ufer durchzogen. Wieder muss Max sein Militärrad auf dem Karren verstauen und meist zu Fuss nebenher marschieren. Von der langen Regenzeit her ist die Steppe sumpfig; tiefe Fahrrinnen hinterlässt unser Karren, und Winkelried" und „Franc-Montagnard" müssen sich gehörig ins Zeug legen. Alle Brücken sind vom Balkankrieg her zerstört. Oft müssen wir lange nach einer Furt suchen, um ein Gewässer zu überqueren. Mehrmals versinke ich mit den Vorpferden, und Pfeuti kann im letzten Moment seine zwei Rosse zurückreissen, während ich mich mit „Arbalète" und „Franc-Montagnard" mühsam wieder herausschaffe. Dann ziehen wir dem Fluss nach hinauf, dem Fluss nach hinab, bis wir einen Uebergang finden oder ein einsamer Hirte uns eine Furt weist. Meist sind die Furten, die diese thrazischen Bauern benutzen, für uns nicht passierbar. Sie mit ihren kleinen, struppigen Zigeunerpferdchen, mit ihren leichten Leiterwagen mögen wohl auch bei anhaltendem Regen noch durchkommen; wir aber mit unsern dreimal schwereren Freiburger Pferden, mit unserm überladenen Mitrailleurkarren versinken meist schon im Vorgelände. Haben wir endlich einen praktikablen Uebergang gefunden, geht meist den Pferden das Wasser bis zum Bauch. „Chüeri" stürzt sich mit Todesverachtung nach und ist meist vor uns drüben. Wir haben tapfere Rosse und einen tapfern Hund. Wenn der Abend niedersinkt — und sehr schnell bricht im Orient die Nacht herein —, schlagen wir unser Zelt auf: immer in der Nähe eines Flusses oder wenigstens bei einem Tümpel mit Weidespuren. Nach einem mühsamen Tagesmarsch gibt es noch viel Arbeit. Sind die Pferde versorgt und die Beschirrhauften vor dem Zelt erstellt, geht's ans Wassertragen, Reinigen, Abkochen, Füttern — alles beim spärlichen Licht einer einzigen Stall-Laterne. Dann richte ich mir mit Bastsätteln eine Unterlage her für die Schreibmaschine. Treten wir vor das Zelt, so wölbt sich ein orientalischer Nachthimmel von seltener Pracht unendlich hoch. Rings um unser Lager schleichen im weiten Bogen düstere Gestalten der Steppe, die „Chüeri" wütend anbellt. Es sind die zahllosen Schakale Thraziens. Die ganze Nacht durch hören wir ihre monotonen Schreie. Oft trete ich vor das Zelt und löse den Karabiner. Dann gibt's eine Weile Ruhe, nicht allzu lange. Wir lagern um die flackernde Laterne und singen vom „allerschönsten Leben, diesem Räuberleben in dem düstern, düstern, düstern Wald". Das Laternenlicht wirft gigantische Schatten unserer vier Rosse auf die Zeltleinwand.

*Wie die Saumkolonne ans Marmarameer
und nach dem alten Byzanz marschiert.*

Wenn du mich fragen würdest: Was ist schöner, dieser goldene Abend am Strande von Silivri, wenn blutrot die Sonne niedertaucht ins Meer von Marmara und ihr letztes Leuchten verschwenderisch auf silbernen Gischt purpurner Wellen streut, oder der tauglitzernde Morgen am Goldenen Horn, wenn sie wiederkommt aus dem fernen Morgenland und von Minarett zu Minarett ihre Strahlen tändelnd spielen lässt und schlanke Pinien und dunkle Zypressen im harschen Wind sich neigen? — wahrlich ich müsste dir gestehen: Ich weiss es nicht.

Thrazische Steppe! Die Regentage sind vorbei. Azurblau wölbt sich ein Himmel über die endlose, wellenförmige Landschaft. Alle diese Terrainwellen verlaufen ost-westlich, und wenn man gegen Süden strebt wie wir, ist es ein Ritt über Berg und Tal. Weideland für Herden anatolischer Büffel, die zu Tausenden über die grasarmen Flächen streifen. Oft auch riesige Schafherden, von bissigen Hunden umstreift, die unsern kleinen Entlebucher stets mit wildem Bellen attackieren, so dass wir Mühe haben, sie abzuwehren, und oft zum Karabiner greifen müssen, sie durch Schreckschüsse zu verjagen.



Gastfreundschaft türkischer Zigeuner

Inmitten der Steppe liegen ein paar Städtchen, einige verlorene Dörfer. Spät nachts langen wir in Corlu an und sind froh, nicht mehr das Zelt aufschlagen zu müssen. Die kleine Stadt lässt uns gastfreundlich einladen und versorgt uns mit Quartier und Pferdefutter. Da die zwei einzigen Gasthöfe besetzt sind, lässt mir der Bürgermeister im kleinen Ratssaal inmitten der Bänke der Stadtverordneten ein riesiges Doppelbett aufschlagen. Von der Wand blickt riesengross aus goldenem Rahmen Ghazi Mustafa Kemal Pascha auf mich nieder: der Attatürk — der Türkenvater. Aber dies stört mich nicht, den „Chüeri“ auch nicht. Nach den Tagesstrapazen versinken wir bald in tiefen Schlaf. Keinen Piaster dürfen wir in dieser

gastfreundlichen Stadt bezahlen, und am frühen Morgen, wie wir satteln und anschirren, stecken uns die Türken noch zwei riesige Brote in die Satteltaschen.

Abendrast am Rande eines Zigeunerdorfes. Lehmhütten, mit Stroh bedacht; die Ruine einer kleinen Moschee; das Minaren, von oben nach unten wie vom Blitz gespalten. Die Zigeunerinnen bringen uns Eier und Milch, die Mannschaft schleppt Streue herbei, und wir können es uns im Zelt recht wohnlich machen. Schliesslich tragen die Türkinnen noch allerlei Bettzeug herbei, das Pfeuti und Max mit Jubel in Empfang nehmen. Diese spontane Gastfreundschaft inmitten der thrasischen Steppe wirkt auf den Fremden besonders eindrucksvoll.

Ein mühsamer Tagesmarsch über dreissig Kilometer, die mit allen Umwegen wohl fünfzig zählen mögen. Nach und nach ändert sich das Landschaftsbild. Die Steppe bleibt allmählich zurück; nur der sumpfige Weg über die Felder bleibt sich gleich. Ueberall grünt es, und oft an sonnigen Borden prangen Blumen aller Farben. Weite Ebenen, dann wieder sanfte Hügelwellen, wie ein riesiger grüner Teppich liegt das Land vor unsern Augen. Mitten in der Landschaft oft eigenartige, runde Hügel von dreissig bis hundert Meter Höhe, die nicht natürlichen Ursprungs sein können. Die Landesbewohner wissen selbst nicht, sind es alte Befestigungen. Wahrscheinlicher scheint mir, dass es sich um vorzeitliche Gräber handelt. Oft durchreiten wir ein schmuckes Dorf; allerdings keines würde den Vergleich mit einem unserer Berner Dörfer aushalten. Die Ausstattung der Wohnungen dieser thrasischen Türken ist denkbar einfach: selten ein Möbelstück, Betten keine. Die Bewohner liegen auf einem etwas erhöhten Bretterbelag, der abends mit Teppichen belegt wird, oft auch nur mit Tüchern. Zum Essen setzen sich die Türken mit untergeschlagenen Beinen nach ihrer Ahnen Sitte und Brauch auf den Fussboden. Wie wir einen Hügel erklettert haben, jauchzen wir. Ferne blinkt in strahlender Sonne eine glitzernde Wasserfläche — das Marmarameer. Aber noch einen ganzen Nachmittag müssen wir marschieren, bis wir mit dem sinkenden Abend im alten Piratennest Silivri anlangen. Das Gasthaus, in dem wir einen guten Stall finden, ist eine alte Kiste: von neuzeitlichem Komfort keine Spur, nicht einmal eine Waschschüssel im Zimmer. Hinten im Gang stehen ein Kupfergefäss und eine riesige Kanne, für alle Gäste gemeinsam. Gerade appetitlich sieht es nicht aus. Man muss sich am Morgen sputen, zeitlich an diese Kanne heranzukommen. Es gibt da Schlaumeier, die stehen noch zur Nachtzeit auf, gehen sich waschen und legen sich noch zwei Stunden nieder. Ein alter Mohammedaner mit Kopftuch gefällt mir besonders. Wie er an die Kanne kommt, ist sie schon leer. Er brummt etwas, ergreift dann kurz entschlossen die Schüssel und leert den seifigen, braunen Inhalt in die Kanne zurück. Nun kann er von vorne beginnen und wäscht sich mit der kaffeeartigen Brühe behaglich den Bart.

Wenn verrückte Amerikaner den Rekord mit neunzehn Meter im Weitspucken halten, dann würden sie doch kaum die guten Bürger von Silivri im Schneuzen schlagen. Köstliches Bild frühmorgens, wenn der Muezzin vom Minarett niederkrächzt. Die Basarbesitzer, die Bäcker und Wirte, die Friseure und Schuhmacher treten vor ihre Bude und schneuzen sich kunstgerecht durch die Finger — beidseitig der holperigen Strasse. Die meisten treffen bis in die Mitte; aber es gibt da Asse darunter, die bringen's bis zum jenseitigen Bürgersteig — alles mit Eleganz und Gemächlichkeit: erst das linke Nasenloch, dann das

rechte. Es ist mir an diesem strahlenden Morgen absolut unmöglich, zu frühstücken. Ich bummle mit „Chüeri“ sorgsam zwischen den einzelnen Volltreffern durch hinunter an die klare Küste, derweil die Mannschaft Marschbereitschaft erstellt.

Erst gegen Mittag marschieren wir weg, aber dann gleich die ganze Nacht durch; meist der Küste entlang, und ging's bisher tagelang durch fusstiefen Kot, so jetzt nicht minder mühsam durch den Dünensand. Herrlich ist der Ausblick auf das Meer, bezaubernd der Sonnenuntergang und ein letztes fernes Leuchten über den Wassern — gerade dort müssen die Alpen sein und die ferne Heimat.

Es ist Mitternacht, wie wir ein glänzendes Lichtermeer erblicken, als eben ein Höhenzug erreicht ist: Istanbul! Pfeuti und Max jauchzen. Wir sind ja schon da. Ich belehre sie, dass die Orientnacht täuscht, und dass es nach der Karte noch genau zweiunddreissig Kilometer sind bis hin. Ein feiner Regen setzt ein. Mehrmals passieren wir Militärposten, und jedes Mal wird mein Spezialpass visiert. Dann bin ich eine Zeitlang mit „Arbalète“ weit voraus. Ein offenes Feuer. Eine Signalpfeife schrillt, ein türkischer Zuruf. Ich antworte französisch. Wieder die Pfeife und wieder der Zuruf. Ich antworte deutsch. Die Pfeife schrillt wieder. Wahrscheinlich ein Posten. Gleich wird der Kerl schießen. Ich dränge „Arbalète“ seitwärts der Strasse ins Dunkel, da trifft es sich schlecht. Wieder die Schrillpfeife. Was will der Trottel? Jetzt nähert sich eine lange Gestalt mit einer Laterne. Kein Soldat: ein alter Strassenarbeiter. Er reicht mir lachend die Hand und führt mich zu seiner lottrigen Hütte. Wie ich „Arbalète“ mit dem Mantel zugedeckt habe, trete ich mit „Chüeri“ ein. Ein junger Arbeiter erhebt sich vom Bett. Ein Kohlenfeuer spendet angenehme Wärme. Sie setzen gleich Tee über, stellen Käse auf und Brot und, wie die Saumkolonne anrückt, noch mehr. Wir fühlen uns ordentlich geborgen. Eine Stunde Rast in einer Regennacht tut gut. Beim flackernden Licht der Laterne entwickelt sich zwischen mir und dem alten Türken eine mühsame, brockenweise Unterhaltung. Er war in seiner Jugend als Kellner und Portier in den Vereinigten Staaten, hat von seinem Englisch sogar weniger vergessen als ich vom meinigen, So gelingt uns sehr zur Verwunderung der übrigen eine stockende und stolpernde Unterhaltung. Goldene Zeiten sollen das gewesen sein damals, lange vor dem Krieg, den er auch mitmachte bei den Küstenbatterien der Dardanellen. Und nun? Nun muss man herzlich froh sein, hier auf der Staatsstrasse Steine zu klopfen für einige Piaster in der Stunde und hat dabei eine vielbeneidete Vorzugsstellung vor den vielen Tausenden, die müssig herumstehen und ein warmes Kohlenfeuer und Tee und Käse entbehren müssen. Beim freundlichen Abschied lehnen die zwei braven Arbeiter jede Bezahlung entschieden ab.

Wer, wie wir, mit der türkischen Landbevölkerung in nähere Beziehung kommt, mit ihr das Brot bricht und das Lager teilt, kann sich nur schwer vorstellen, dass dieses gutmütige, gastfreundliche, einfache Volk einst der Schrecken der westlichen Zivilisation war. Besonders die alten Türken mit ihren Patriarchenbärten, mit ihrem väterlich wohlwollenden Blick und ihrer geruhsamen Art, ihrer Lebensphilosophie des Laisser-faire-laisser-aller, scheinen nichts gemein zu haben mit jenen wilden und grausamen Heeren, von denen uns die Geschichte Kunde gibt.

Wir marschieren zu. Eigenartiges Geläute vieler tiefer Glocken. Eine endlose gespenstische Kamelkarawane passiert uns. Unsere Rosse drängen schnaubend an den Strassenrand, dieweil die hochbeinigen Gesellen der Wüste in langsamen, wiegenden Schritten vorüberziehen. Immer stärker setzt der Regen ein. Früh sieben Uhr sind wir an den Toren Konstantinopels.

*Wie freundlich die Eidgenossen von Stambul die Saumkolonne aufnehmen
und wie sie sich mit Zöllnern und Sündern herumschlagen muss.*

Gib mir die Hand und wandere mit mir, denn ich will dir ein Paradies zeigen — den Berg Prinkipo auf der Prinzeninsel Büyük Ada. Steil führt unser Weg bergan durch die Blütenpracht der Mimosen und Mandelbäume, unter schlanken Pinien und dunklen Kiefern. Veilchen duften am Hang, und zierliche Farren nicken geheimnisvoll im Schatten der Zypressen. Und nun sind wir oben bei dieser niedlichen Kapelle des heiligen Georg, und zu unsern Füßen glitzert im Sonnenlicht der Golf von Izmit, und fern im Marmarameer grüssen Oxia und Plathi, die unbewohnten Inseln; vor uns aber dehnt sich mit seiner blauen Bergwelt Kleinasien, und fern im Dunst blinkt der ewige Schnee des Olymps. Und lasse deinen Blick hinüberschweifen ans Goldene Horn, nach jenem alten Byzanz und dem schmalen Band des Bosporus, das seit zwanzig Generationen von den Völkern umstritten und jeder Flecken Erde mit Blut gedüngt ist; und fern im Dunst der Unendlichkeit liegt das Schwarze Meer, seine düstern Geheimnisse in graue Nebel hüllend.

Es giesst wie aus Kübeln. Mit Regen zogen wir aus den Mauern des alten Bern, mit Regen erreichen wir die Mauern des alten Byzanz. Wenig einladend ist der erste Eindruck. Gewaltige, altersgraue Stadtmauern, ein verfallenes Tor, dahinter düstere Gassen. Wir stellen unter in einer Karawanserei. Nach diesem Nachtmarsch sind wir müde, hungrig, nass bis auf den letzten Faden. Wir bestellen erst mal einen heissen Tee und für „Chüeri“ warme Milch, derweil die Pferde ihren Hafer knabbern. Bald erscheint Konsul Martig, ein Bürger von Lenk, der den Charme des Welschschweizers mit der urchigen Gemütlichkeit des Berners verbindet. Er begrüsst die Saumkolonne herzlich und überbringt uns lang ersehnte Post. Ein Zollbeamter erscheint und lotst uns zum Zollgebäude. Hier in Stambul sollen wir die Zollrevision nachholen, die man an der Grenze unterliess. Es ist Sonntag, und der kompetente Beamte ist nicht da. So wollen diese Zöllner und Sünder uns gleich bis Montag in der Zollhalle internieren, wogegen wir energischen Protest einlegen. Konsul Martig befreit uns aus engstirnigem Gewirr türkischer Zollvorschriften. Die grösste Brauerei der Türkei, ein Schweizer Unternehmen, die Brasserie Bomonti, hat Stallungen für unsere vier Rosse herrichten lassen. Herr Direktor Waeckerlin nimmt uns in vorsorgliche Obhut; die Pferde kommen in Boxen mit viel Streue und an volle Krippen. Montag müssen wir zur Zollrevision. Konsul Martig gibt uns den Khawass der Gesandtschaft mit, den Montenegriener Ibrahim. Ohne diesen schneidigen, sprachgewandten Ibrahim und die Intervention des Herrn Martig stünden wir wohl noch zu Ostern am Zoll von Stambul. Auch so dauert's von elf Uhr vormittags bis in den sinkenden Abend. Die Zollbehörden von Istanbul haben bei den Fremden keinen guten Ruf, wie uns ein hier ansässiger deutscher Kaufmann versichert. Eine schwerfällige, unfruchtbare und zahlreiche Bürokratie. Jede lumpige Bescheinigung wandert durch Dutzende von Kanzleien und wird mit Dutzenden von Unterschriften belegt; man kommt da an eine kompetente Stelle nicht heran. Keiner traut dem andern, und jeder hat noch einen Vorgesetzten, der ihn mit einem Federstrich aus Amt und Brot bringen kann.

In Stambul sind wir kehrum bei den hier ansässigen Schweizern eingeladen. Die hiesige Kolonie ist ein beredtes Zeugnis für schweizerischen Unternehmungsgeist, Wagemut, schweizerisches Können und

Wissen, und wir dürfen stolz sein auf diese Pioniere Helvetiens, die einen wichtigen Vorposten schweizerischer Wirtschaft in schwieriger Zeit mit Ausdauer und Beharrlichkeit tapfer halten. Der Direktor der Ottomanischen Bank ist ein Berner, Herr Hodler. Er hat sich seine hohe Stelle einzig durch zähe und ausdauernde Arbeit errungen, ohne Götti, ohne Protektion. Dass er gerade jetzt nach 25jährigem Wirken zurücktritt, um an den blauen Lago Maggiore zu ziehen, wird von den Stambuler Eidgenossen sehr bedauert.



Durch die Steppen von Thrazien

Der Direktor des grössten Warenhauses von Pera ist ebenfalls ein Berner, Herr Meyer. Er verlor vor zwei Jahren seinen einzigen Sohn, der als Schweizer Fliegeroffizier im Militärdienst abstürzte. Der Direktor des Stambuler Elektrizitätswerks ist ein Zuger, Herr Waller. Er hat das Jodeln noch nicht verlernt; ebensowenig mein alter Schulkamerad Hans Bill aus Gümligen, Vertreter der Kruppgesellschaften für den Orient. Herr Imhof aus Basel ist erster Ingenieur der anatolischen Bahnen; dann gibt es einen deutschen und einen welschen Eidgenossen als Professoren der Ottomanischen Universität, ferner Bürger aus fast allen Kantonen als führende Männer der Privatindustrie. Täglich und oft auch mehrmals täglich trifft man sich im Schweizerklub und pflegt den Geist der fernen Heimat. Mit welcher Hingebung diese Männer, die sich ihre Position im Ausland tapfer errungen haben, unsere einfachen, alten Volkslieder singen und mit welcher Inbrunst sie an der Heimat hängen, das weiss nur der, dem es vergönnt war, in ihrer Mitte zu weilen. Undankbar wäre es, nicht auch der Stauffacherinnen von Stambul zu gedenken. Alle diese Schweizer Frauen führen einen gepflegten Haushalt, und überall, wo wir eingeladen sind, fühlen wir uns zu Hause. Den Damen der Kolonie schuldet die Saumkolonne besonders

Dank. Frau Pfister besorgt uns die Wäsche und lädt uns alle Morgen zu einem Milchkaffee mit „Rösti“: eine willkommene Abwechslung nach unserm ewigen „Thé-citron“ auf der Reise. Vor der Abreise wird geküchelt — Weinbeerbrote, Birnenweggen, Dirggeli, Milängli: ganz so riecht's wie bei uns zu Hause acht Tage vor Weihnachten. Besonders verwöhnt wird „Chüeri“. Den Stambuler Eidgenossen ist er von unsern Reiseberichten her ein lieber Bekannter, auf den man längst mit Interesse wartete. Jeder möchte ihn gleich behalten; besonders der Doyen der Kolonie, Monsieur Stebler de Bienne, ein achtzigjähriger Apotheker, kann sich nur schwer von ihm trennen.

Wie die Saumkolonne die Wunder Stambuls bestaunt.

Wer nach Stambul fährt, den führt wohl immer der erste Gang zur Agia Sophia, diesem herrlichsten Bauwerk des oströmischen Kaiserreiches. Wir schreiten entblössten Hauptes durch die hohe Porta Basilika, durch die einst mit pompöser Pracht Kaiser Justinian zog; wir durchschreiten mit Ehrfurcht den riesigen Raum, über dem sich unendlich hoch die schwebende Kuppel wölbt. Elf grüne Marmorsäulen, die bereits das Dach des Tempels der Diana zu Ephesus trugen; acht rote Marmorsäulen vom Sonnentempel zu Baalbek. Fünfhundert Jahre lang als Moschee dienend, hat jetzt die türkische Regierung diese erhabenste Kirche der oströmischen Christenheit als Museum neutralisiert, damit in weiser Abwägung einen Dorn aus dem Herzen der griechisch-orthodoxen Christen entfernend.

Die Türken mit ihren Janitscharen und anatolischen Freischaren haben im Verlaufe von fünf Jahrhunderten viel Wertvolles vernichtet und manch stolzes Bauwerk alter Zeiten in Schutt und Trümmer sinken lassen. Aber die Agia Sophia steht noch, und die Irenenkirche und viele andere byzantinische Gotteshäuser blieben verschont. Auch die Stadtmauer und die alten Türme sind erhalten, trotzdem Stambul zeitweise mehr als eine Million Einwohner hatte und sich im Verlaufe der Zeiten mehrfach vergrösserte. Wir in Bern hatten keine Janitscharen, und keine Baschi-Bozüks zogen in unsere Tore; trotzdem kamen wir um den Christoffelturm und um die malerische Rossschwemme und liessen uns das einzig schöne Bild der Plattform durch moderne Wolkenkratzer in der Matte verschandeln. Denn hatten wir auch keine Janitscharen, so hatten wir doch wohlbezahlte Dummköpfe als Baugewaltige, und wenn wir nicht selbst zum Erbteil unserer Vorfahren sehen, werden sie es schon noch fertig bringen, die alte Hauptwache und den schönsten Barockbau der Schweiz, das Burgerspital, uns abzuhandeln.

Wir sehen die Moschee des Sultans Achmed mit ihren sechs schlanken Minaretten: ein prächtiger Bau, in dessen lichtem Raum sich die Sonnenstrahlen durch bemalte Fenster in allen Farben brechen; das Armeemuseum in der Irenenkirche, die Sultansschlösser mit ihren prächtigen Museen. Wir treten an den Sarkophag Alexanders des Grossen und an den Sarg Tabnits, des Königs von Sidon, dessen Mumie noch so wohl erhalten ist seit vierundzwanzig Jahrhunderten, dass sie fast den ganzen Haarwuchs behielt. Wir sehen die Kanzel des Apostels Paulus und bewundern prächtige Mosaiken aus Babylon, wundern uns über die Bildhauerkünste der Hediter und der alten Aegypter. Einzigartig in der Welt, mit den Geschenken aller Herrscher der Erde während zehnmal hundert Jahren, die Schatzkammern und Sammlungen in den königlichen Schlössern, dieses Gold- und Silberzeug der berühmtesten

Goldschmiede der fünf Kontinente, die Teppiche von unschätzbarem Wert, diese feinsten Porzellane und Nippsachen von Sevres, Limoges und Meissen.

Mystisch ist eine Fahrt durch das versunkene Schloss: eine Säulenhalle unter der Erde unweit des Serails, die Kaiser Justinian als Wasserreservoir bauen liess. Ganz plötzlich ist man allem Lärm der Grossstadt entrückt, und ein alter Fährmann führt uns auf schwanker Gondel zwischen den vierhundertzwanzig Säulen beim magischen Licht spärlicher Deckenleuchter, wie Charon die Seelen der Abgeschiedenen in der Unterwelt.

Ein besonderer Genuss ist es, im alten Basar einzukaufen. Sechsendreissig Strassen führen durch diese riesigen, düstern Hallen — Tausende von Verkaufsbuden und Händlern, die kaum locker lassen, wenn ein Fremder vorüberschreitet. Jeder, der nur halbwegs kaufkräftig ausschaut, ist gleich ein „Herr Professor“. Man marktet hier mit gutem Gewissen; denn der erstgeforderte Preis ist stets mehrfach übersetzt. Neben vielem Ramsch kann man in diesem alten Basar manch altes Kleinod ausgraben.

Sechszwanzig Tore führen aus den mächtigen, altersgrauen Ringmauern, und an ihren Bastionen brandeten die Jahrhunderte wechsellvoller Zeiten. Hier brach sich der Sturm der wilden Avaren, und erfolglos umschlossen sie die zahllosen Segler der Perser; siegreich erstiegen die Araber ihre Zinnen, und die frommen Ritter des vierten Kreuzzuges erbrachen sie, um recht unchristlich im reichen Byzanz zu hausen; die Türken unter Bajazeth und die grausamen Mongolenreiter des Tamerlan von Samarkand umbrandeten ihre Wälle, und dann rückte an einem strahlenden Morgen jener verhängnisvolle 29. Mai 1453 herauf, der dem stolzen, alten, morschen und korrupten Byzanz den Todesstoss gab. Zweihundertfünfzigtausend Türken hat Mohammed II. von Adrianopel herangeführt, den gleichen Weg durch die thrasische Steppe, den auch wir nun kennen, und ihnen hatte der letzte Byzantiner, jener tapfere neunte Konstantin, nur fünftausend Krieger entgegensustellen. Und hier an diesem verwitterten Tor von Top Kapussi ist er inmitten seiner Tapfern ritterlich kämpfend gefallen. Wie ruhmlos sind dagegen in unserer Zeit die ältesten und mächtigsten Dynastien vom Schauplatz der Geschichte abgetreten!

Elf Tore hat der Serail, eine kleine Stadt mit Palästen und Moscheen für sich, einst Residenz der Sultanswitwen. Von den Hügeln des Stadtteiles von Skutari bieten sich dem Beschauer all die grossherrlichen Paläste am Wellenspiel des Bosphorus mit ihren weissen Fronten von Marmor, ihren Säulenhallen, ihren üppigen Gärten. Versunken und vergessen die Sultansherrlichkeit, verlassen die Harems, hinter deren neidisch vergitterten Fenstern schöne Odaliskens ein Leben glanzvoller Oede hindämmerten, verrauscht die glanzvollen Bairamsfeste zum Beschluss des Fastenmonats Ramadan, zu denen alle Provinzen und Untertanenländer ihr schönstes Mädchen sandten, seine Jugend dem „Schatten Allahs“ zu opfern.

Einen bemühenden Eindruck macht wohl auf jeden fremden Besucher der Zustand der türkischen Friedhöfe. In der Provinz liegen sie da, als wäre ein Granatfeuer darüber hingebraust: die Grabsteine liegen kreuz und quer am Boden, die Denkmäler sind geborsten. Mitten in einem Totenhof vor den Mauern der Stadt haben die modernen Türken mit einer beispiellosen Pietätlosigkeit gegenüber den Toten einen Fussballplatz freigemacht, und die Zielstangen stehen neben den schief stehenden Grabmonumenten. Auch die Religiosität scheint im Reiche Kemal Paschas bedenklich zu schwinden. Selten sehen wir einen alten Türken oder eine Frau sich gegen Mekka verneigen, wenn der Muezzin sein

Gebet vom schmalen Minarett niedersingt. Die Jungmannschaft aber steht, Hände in den Hosentaschen, Zigarette im Mund, um die Moschee herum oder stüpf einen Fussball von einer Ecke des Platzes zur andern.

Mit drakonischer Strenge führt der Leiter der Türkischen Republik seine Reformen durch. Es soll in den anatolischen Dörfern alte Türken gegeben haben, die sich nicht von ihrem Turban trennen wollten. Nach mehrmaliger fruchtloser Verwarnung fanden sie ihre Mitbürger eines schönen Morgens vor ihren Häusern aufgeknüpft.

Zu „Chüeri“ muss ich besondere Sorge tragen. Ueberall in Stambul soll zur Vernichtung herrenloser Hunde und Katzen vergiftetes Fleisch ausgelegt sein. Mehr als siebentausend Hunde sollen letztes Jahr so um die Ecke gebracht worden sein. Die Strassenkehrer tragen meist Flinten mit sich, und eine für die Passanten nicht ungefährliche Knallerei nach einem streifenden Hunde soll nicht selten sein. Berüchtigt ist eine Insel im Marmarameer; sie wird nur noch die Insel der toten Hunde genannt. Hier wurden vor einigen Jahren viele tausend herrenlose Hunde Stambuls ausgesetzt und ihrem Schicksal überlassen. Sie frassen sich allmählich gegenseitig auf, und ihre Gerippe bleichen noch heute auf den kahlen Felsen, die selten ein Fischer anrudern mag.

Ich tanze mit einer Grossschwiegertochter des Sultans Abdul Hamid, der Frau des Paschas Ferid Bey. Sie entzückt mich durch ihr reines Französisch. Ihr neckisches Lächeln weiss ich mir nicht recht zu deuten — bis sie plötzlich in bestem Berndeutsch anstimmt:

„Polka, Polka tanze-n-i gärn
mit eme junge Herr vo Bärn;
mit eme-n-aute ma-n-i nid,
lieber tanze-n-i der Polka nid!“

Ich bin höchst erstaunt: „Mais comment, Madame, vous parlez le patois bernois?“ — „Ja, gället, das hättet Ihr nid dänkt. Das ha-n-i drum i' d'r Schuel glehrt.“ — „Nid möglich! Wo de?“ — „He z'Bärn, wo ächt süsch! I bin doch ä Bärnere, u aus Ching ha-n-i aube uf der Plattform tschigglet, u a der Schütli hei mer vürstecklet, u bi'r Rathusstäge si mer uf em lingge Bei uf eir Siite ufeghüpft u uf em rächte-n-äne-n-abe.“

Und sie erzählt mir, wie sie vor dem Krieg den Pascha in Aegypten als Siebzehnjährige kennen lernte, wie sie ihn gegen den Willen ihrer Familie heiratete, den mohammedanischen Glauben annahm und dann im Harem zu Stambul lebendig begraben wurde. Wie romantisch das erst war, diese Bäder in Eselsmilch, diese täglichen Geschenke eines verliebten Prinzen, und wie sich dann ihr Dasein in eine goldene Gefangenschaft wandelte, ein jahrelanges Dahindämmern fern der Weit, bis dann die Republik die Haremstüren sprengte und auch sie befreite. Heute ist sie eine reiche, noch immer hübsche Frau, hat ihre Jacht auf dem Bosphorus, Automobil und Reitpferde. Gerne nehme ich ihre Einladung an: will sie mir doch einen ganzen Nachmittag lang ihre Erlebnisse erzählen.



Moschee Sultan Achmed in Stambul

Immer wieder heisst es scheiden — auch von unsern lieben Miteidgenossen von Stambul. Die türkischen Militärbehörden haben uns einen Rückweg vorgeschrieben, der uns nochmals nach Adrianopel, nach Bulgarien und dann erst nach Mazedonien führen würde. Wir wundern uns über diese Geheimnistuerei mit ihren Militärzonen; entweder haben sie wirklich etwas zu verbergen, oder sie verbergen uns, dass sie nichts zu verbergen haben. Jedenfalls haben wir keine besondere Lust, nochmals durch ganz Thrazien Wege und Flussübergänge zu suchen. Ich verhandle wegen einer Ueberfahrt nach Saloniki. Nur eine Gesellschaft hat Verbindung und fordert entsprechend. Nach dem Piräus führen viele Linien, die sich gegenseitig unterbieten. So paktiere ich mit dem Lloyd Triestino, und die schweizerische Saumkolonne geht an Bord des „Quirinal“. Die Pferde müssen mittels Kran an Deck gebracht werden. Wir überwachen sorgfältig die Arbeit der Hafenleute: ist doch am Vortag ein wertvolles türkisches Offizierspferd zufolge Seilrisses ins Wasser gestürzt. Die italienische Mannschaft betrachtet eine schweizerische Saumkolonne an Bord als Sensation. „Chüeri“ vor allem ist ihr Liebling vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen. Die Küchen der drei Klassen kennt er schon nach einer Viertelstunde: alle Köche möchten ihn ans Futter. Punkt acht Uhr abends ertönt zum drittenmal die Schiffssirene, und der „Quirinal“ lichtet die Anker. Langsam entgleitet er dem Hafen, und das endlose Lichtermeer von Stambul bleibt allmählich zurück, um nach zwei Stunden Fahrt im Dunst der Ferne zu verblassen.

Griechenland

Wie die Saumkolonne nach dem Piräus hinüberschaukelt und in Seenot gerät.

Wir haben prächtiges Wetter. Sanft gleitet der „Quirinal“ zwischen Inseln und zwei Kontinenten; wir stehen an der Reling und spähen nach den jagenden Delphinen und den Seemöven, die dem Schiffe folgen. Die erste Klasse ist ziemlich gut besetzt, das Zwischendeck überfüllt mit ärmlichen Gestalten, in der zweiten Klasse sind nur unser zwei: ein ehemaliger deutscher Offizier, der nach Aegypten reist, leistet mir angenehme Gesellschaft. Er kennt jeden Hügel dieser Küsten: hat er doch den Krieg auf Seiten der Türken mitgemacht. Am zweiten Tage setzt ein Gewitter ein; die See beginnt zu rollen. Der „Quirinal“ schlenkert und schaukelt; die ersten Passagiere werden seekrank. Wir freuen uns schon, zu Hause melden zu können, wie einzig die Saumkolonne standhaft auf ihren vier und zwei Kissen blieb. Durch den schmalen Küchengang führen wir die Pferde von der Brücke ins Zwischendeck. Hier sieht's besonders schlimm aus. Die armen Teufel, die sich am Boden herumwälzen, erregen bald unser Mitleid, bald unser Lachen. Aber bald ist auch für uns das Lachen vorbei: uns hat's, die Pferde, den „Chüeri“ und die ganze Mannschaft, und zwar gründlich. Von drei Uhr nachmittags bis Mitternacht dauert die Geschichte. Wir opfern eine ganze Flasche Kognak und machen die Sache damit nur noch schlimmer. Man möchte sich in diesem Zustand am liebsten um nichts mehr kümmern. Aber wir müssen uns zusammenraffen, um nach den Pferden zu sehen, die ihre Köpfe bis zum Boden hängen lassen. Max reuen am meisten die guten Stambuler „Milängli“, die er wider Willen den Möven über Bord sprudelt, den Pfeuti der Kognak-Dreistern. Gegen Mitternacht erst ebbt der Sturm ab. Es sieht bedenklich aus im Zwischendeck. Wir legen uns nieder zu bleiernem Schlaf. Frühmorgens erscheinen bleiche Gestalten an Deck. Sogar meinen Klassekameraden, den deutschen Offizier, hatte es umgelegt. Er versichert mir, dass er wirklich das erste Mal seekrank geworden sei, so viele Ueberseereisen er schon hinter sich habe. Azurblau steigt ein strahlender Himmel aus den Bergen Anatoliens, spannt einen unendlichen Bogen über Küste, Inseln und das Aegäische Meer, um über den fernen Sporaden in die blauen Wasser und dämmernde Ungewissheit abzufließen.

Es ist ein heisser Augusttag des Jahres achtzehnhunderteinundzwanzig. Die Sonne brütet an den Gestaden von Chios, und schwerbeladen mit goldgelber Frucht neigen sich die Aeste der Zitronen- und Orangenbäume. Kein Windhauch fächelt die üppigen Palmen oder neigt die schlanken Wipfel der dunklen Zypressen; nur im Schatten dichtstehender Pinien leuchtet rot und verheissungsvoll der Mohn. Chios ist ein blühender Garten, so schwer auch die Hand Vely Paschas auf der Insel ruht, die er im Namen der Fatma Sultana, der Schwester des Grossherrn, verwaltet, so schwer auch die zwölfhundert Beutel Silber drücken, die alljährlich als Steuern nach Stambul fließen. Keine Insel in der Levante erzeugt den gewinnbringenden Mastix so reich wie die Bäume von Chios. Der Hafen von Kastron wird von den Frachtseglern aller Nationen angelaufen, und längs der Küste dehnen sich inmitten paradiesischer Garten die Landhäuser der reichen Hellenen. Der Reichste von allen ist Konstantin Maurokordatos, der Glückliche nicht: zwei Söhne verschlang die See, einer erlag im Streit dem Handschar eines Türken; nur eine Enkelin verschönt den Abend seiner siebzig Jahre. Diona ist die schönste Levantinerin der tausend Inseln, die wie Sterne auf dem blauen Meere schimmern. Viele Freier bewerben sich um sie, die der Alte wie seinen Augapfel hütet; auch Gregor Mauros, ein Palikare von

Ipsara. Trotzig steht er heute wieder vor dem alten Mann: „Du verweigerst mir die Hand Dionas, Maurokordatos?“

Der Alte hat nur eine abwehrende Gebärde:

„Diona ist noch ein halbes Kind. Das hat noch Zeit.“

„So gibst du mir dein Wort für später?“

„Nein. Meine Tochter ist keine Ware, die man verkauft oder verschenkt.“

Zornig stampft der Palikare auf: „Und wenn ich dich zwingen, alter Mann?“

Da springt der Greis auf. Blitzenden Auges stehen sie sich gegenüber: „Du mich zwingen? Niemals! Nie wird mein einziges Kind, das mir blieb, die Frau eines Räubers!“

Wild lacht der Palikare auf: „Ein Räuber - ja! Mit Stolz hör ich mich also nennen. Ein Königsadler, der auf Aasgeier niedersticht. Du weisst, wem mein Kampf gilt, alter Mann: dem Muselman, der erpresst, und dem ich die Beute abjage, sie den Armen zu geben.“

„Nun gut. Ich will dir glauben, Gregor Mauros. Dies hindert nicht, dass dein Kopf nach geltendem Gesetz verfallen. Du führst ein unstetes Leben; wie willst du einer Frau ein sicheres Heim bieten?“



Auf der heiligen Strasse zum Parnass

„Hast du ein sicheres Heim, alter Mann? Was nützt es dir, dass du dich auf Tonnen Goldes wälzen kannst, wenn es morgen dem Muselman gefällt, dich zu vernichten? Wie willst du dich wehren, wenn morgen Vely Pascha seine Augen auf deine Enkelin wirft, sie als Odaliske in das grossherrliche Harem zu senden? Was bist du mit all deinem Reichtum, alter Mann? Nichts! Ein Wurm, den der schmutzigste

Moslem zertreten kann. Ich aber bin ein freier Palikare! Mein Reich kennt keine Grenzen. So weit mich mein Segler trägt, bin ich der Herr. Wenn ich mit meinen Samioten auftauche, erleicht der Padischah mit den drei Rossschweiften. Deine Enkelin begehre ich nicht wegen deines Geldes, alter Mann. Ich liebe sie. Ich wünschte, sie wäre ein armes Zigeunerkind. Behalte dein Geld, gib mir Diona, und mit meinen Samioten schütze ich dich vor der Habgier der Moslemin."

„Ich brauche deinen Schutz nicht, Gregor Mauros. Wir leben hier in geordneten Verhältnissen. Ist auch die Last der Steuern und Abgaben schwer, so möchte ich doch ein geruhssames Leben nicht gegen die Unrast und Gefahren deines Daseins tauschen."

„Ueber dein geruhssames Leben magst du dich täuschen, alter Mann." Und der Palikare strafft seine Hünengestalt: „Höre, Maurokordatos! Du verweigerst mir die Hand deiner Enkelin, du verschmähst meinen Schutz. Magst du es nicht bereuen. Ich hätte es in meiner Gewalt, dich zu zwingen. Ja, nicht einmal Gewalt benötigte ich: nur etwas List. Wie wäre es denn, alter Mann, wenn ich einen sichern Boten zu Vely Pascha schicken würde, ihm um den Preis Dionas allerlei Wissenswertes mitzuteilen? Wie wenig weiss der Pascha von der geheimen Gesellschaft der Elpis und wie viel musst gerade du darüber wissen! - Ha, du erleichst! Dein Kopf ist so gut dem Gesetz verfallen wie der meine. Doch fürchte dich nicht; nimmermehr geizt es einem freien Palikaren, den Weg der Hinterlist und des Verrates zu beschreiten. Gehab dich wohl!"

*

Acht Monde sind verstrichen, und es ist der 12. April achtzehnhundertzweiundzwanzig. So fleissig und arbeitsam die Chioten sind: heut kümmert sich keiner um seinen Weinberg, sein Tabakfeld, seine Mastixbäume. Dichtgedrängt knien die Frauen im Dämmerlicht der Kirchen, derweil die Männer mit düstern Mienen unter den Olivenbäumen Rat halten und eilige Boten ihre Maultiere zuschanden reiten, Kunde von Ort zu Ort zu tragen und zu holen.

Fürst Alexander Ypsilanti hat den Pruth überschritten und die Völker der Moldau und Walachei wider der Türken Tyrannei aufgerufen. Der Erzbischof von Patras hat das Kreuz erhoben wider den Halbmond; Aetolien, Attika, Akarnien und Levadien, Ypsara und Hydra, Samos und Thessalien, Epirus und Morea haben die Fahne des Aufstandes entrollt, und Boten um Boten des geheimnisvollen Bundes der Elpis fordern von der Insel Chios das gleiche. Doch Chios bleibt ruhig. Hundertzwanzig der angesehensten Bürger, darunter die sieben Bischöfe der Insel, hat Vely Pascha in die Kerker des Kastells von Kastrone geworfen als Geiseln für das Wohlverhalten den Chioten. Nur mit Mühe ist Maurokordatos mit seiner Enkelin gleichem Schicksal entronnen und hält sich unter einem verfallenen Tempelgewölbe des Eliasberges verborgen. Nur einer kennt den schmalen Fusspfad durch die Felsen, und er lässt selbst seine Samioten zurück, auf seinen starken Schultern selbst Nahrung hinaufzuschaffen: Mauros, der Palikare von Ypsara. Er lässt das Bündel zur Erde gleiten; im Flackerschein des niedrigen Holzstosses spielen seine herkulischen Muskeln, und das Feuer am Boden wirft seinen gigantischen Schatten an die düstern, altersgrauen Quadersteine des Tempelgewölbes:

„Logotheti mit zweitausend Samioten hat mit Gewalt das Kreuz aufgerichtet, Maurokordatos. Hundertfünfzig Janitscharen des Paschas liegen erschlagen vor den Mauern von Kastrone. Die Stadt ist genommen und Vely Pascha ins Kastell geflüchtet. Doch hüte dich, dein Versteck zu verlassen. Das Verderben rückt heran. In Tschesme lichtet heute die Flotte des Kapudan Pascha die Anker. Morgen sind

sie da: fünfzehntausend Janitscharen und, was schlimmer ist, dreissigtausend räuberische Baschi-Bozuks. Ich hoffe, mich durchzuschlagen nach Samos, Konstantin Kanaris zu benachrichtigen. Hüte Diona! Glück mit euch!"

Der Greis ergreift seine Hand: „Dir danken wir Freiheit und Leben, Gregor Mauros. Heute bin ich arm, ärmer als der ärmste Bettler von Chios. Was du an uns tust, kann ich dir nicht vergelten."

Doch der Paiikare lächelt: „Keinen Dank jetzt, Maurokordatos. Ich bin nicht so uneigennützig, wie dies scheinen mag. Am Tage des Sieges über die Tyrannen der Hellenen werde ich vor dich treten und von dir die Hand Dionas fordern. Gehabt euch wohl!"

Sechs kurze Tage sind verstrichen - eine kurze Spanne Zeit, eine schreckliche und entsetzliche Zeit, wie wenige verzeichnet stehen in der blutgetränkten Geschichte der Menschen. Die blühende Insel Chios ist verwüstet, von fünfundsechzig Dörfern neunundvierzig von der Erde weggetilgt, die übrigen ausgestorben, hundertzwanzigtausend Bewohner unter beispiellosen Greueln ermordet oder in die Sklaverei verschleppt; nach den letzten Flüchtlingen streifen durch Felsen und Wälder die blutigen Häscher. Nicht das Kind an der Mutterbrust, nicht der wankende Greis wird verschont. Täglich gehen Maultierkarawanen mit abgeschnittenen Köpfen und Ohren nach Smyrna ab. Auf seinem Admiralsschiff hält der Kapudan-Pascha Gericht. Eine Folterkammer erpresst die Geständnisse verborgener Schätze. Eisern umklammern die Fäuste zweier Numidier die kraftlosen Gelenke des greisen Maurokordatos und werfen ihn vor dem Tyrannen in die Knie. Mit unterschlagenen Beinen kauert auf reichen persischen Teppichen der Schreckliche, und ein teuflisches Grinsen umspielt seine aufgedunsenen Lippen:

„Bekenne, du ungläubiger Hund, wo du dein Gold verbirgst!"

Der Alte ringt verzweifelt die Hände: „Alles habe ich gegeben und besitze nicht mehr als der ärmste Bettler. Habe Erbarmen!"

„Ha, willst du mir in den Bart lachen, du Schakal!" Und zu den zwei numidischen Sklaven: „Hinaus mit ihm! Und beeilt euch nicht zu sehr: er hat lange gelebt, er soll lange sterben!"

Am Strand feilschen die Sklavenhändler um die jungen Frauen und Mädchen von Chios, die die Geldgier der Janitscharen und Baschi-Bozuks verschonte. Durch die Menge schreitet gleichgültig und gelassen ein riesiger Janitschar, den Handschar im Gürtel. Seine Augen mustern die kaum verhüllten Gestalten der Opfer. Ein hagerer Araber feilscht um ein junges Mädchen, für das der Baschi-Bozuk dreihundert Piaster fordert, ihre Schönheit und Jugend preisend. Der Janitschar tritt hinzu: **

„Vierhundert Piaster!"

Wütend betrachtet ihn der Araber: Willst du mir das Geschäft verderben? Schere dich zur Hölle! - Fünfhundert!"

Doch der Riese lacht und pflanzt sich vor das Mädchen, ihm mit den Augen Schweigen und Beherrschung zwinkernd:

„Tausend Piaster!"

Die Umstehenden werden aufmerksam, umstehen die Gruppe mit Stichelreden und Scherzen. Der Araber zischt: „Tausendeinhundert!"

„Zweitausend!"

Wütend greift der Araber nach dem Arm des Janitscharen: „Hast du das Geld? Zeig her!"

Mit einer leichten Handbewegung schiebt der andere ihn beiseite: „Zweitausend — sie gehört mir!"

„Halt ein, verdammter Janitschar! Zweitausendundfünfhundert — mein letztes Angebot!"

„Dreitausend!"

Blitzartig erhebt sich ein Arm: ein Schuss — das Mädchen sinkt getroffen zu Boden: „Da hast du sie, verfluchter Janitschar!"

Ein Aufschrei — über die Sterbende gebeugt der Janitschar: „Diona! Diona!" Dann springt er auf, und sein Handschar vergräbt sich in der Brust des Mörders. Ein Tumult ringsum.

„Ein Gjaur! Ein Ungläubiger! Tötet den Christenhund!"

Doch seine schmerzerfüllte Wut, seine riesige Kraft, sein blitzender Handschar verschaffen ihm Bahn.

Eine Fregatte und fünf kleine Segler ankern an einsamer Stelle des Strandes von Samos. Unter den schlanken Zypressen am Strand, die finster und traurig in einen regenschweren Himmel starren, beraten die Verschworenen. Achtundvierzig werden ausgelost und erhalten durch den Bischof die Beichte. Konstantin Kanaris wendet sich in die Runde:

Wer führt den ersten Brander? Es ist der sichere Tod."

Ein riesiger Samiote tritt vor: „Ich, Kapitän!"

„Gut, Gregor Mauros! Du bist der Mann dazu, ein echter Palikare."

Tag und Nacht ziehen die Maultierkarawanen zum Strand. Die Fregatte und die Segler füllen sich mit Fässern voll Pulver, Teer und Werg. Vom Kiel bis zum Mast wird Pulver gestreut, Spieren und Taue werden mit Werg umwunden. Dann schiffen sich die achtundvierzig ein.

Es ist der 8. Juni achtzehnhundertzweiundzwanzig und ein heisser Tag. Die Janitscharen, die Matrosen, die anatolischen Freischärler liegen unter Deck, müde vom Morden und schlaff vom vielen Wein. Gestern war Herr de la Meillerie da, der Befehlshaber der französischen Streitkräfte im Aegäischen Meer, und mit ihm fremde Diplomaten, dem Kapudan-Pascha ihre Glückwünsche darzubringen. Die Diplomatie der Mächtigen hält es immer mit den Starken.

Eine schwüle Nacht folgt einer kurzen Dämmerung. Nur die Deckwachen schlendern verschlafen über Achtern. Leise plätschern die Wellen am Kiel. Da rauscht es von der See heran: sechs Schiffe, eine Fregatte und fünf kleiner Segler — der Seeheld Konstantin Kanaris mit seinen Samioten und Sulioten. Die Fregatte wendet und schaukelt vor dem Wind; die fünf Segler nehmen Kiel auf die türkischen Schiffe. Das eine treibt auf das Admiralsschiff des Kapudan-Paschas. Vorn am Bug steht mit Enterhaken und Beil Gregor Mauros, der Palikare. Seine Augen durchbohren die Finsternis, die noch zwischen ihm und der roten Hecklampe des grossen Schiffes liegt. Da schlagen die Türkenwachen Alarm. Ein höhnisches Lachen gellt über die See. Der Palikare zieht sein Pistol: ein Nahschuss in den Haufen Maisstroh hinter ihm — das Signal zum Kampf. Das Maisstroh brennt wie Zunder, und auf den vier andern Seglern flammt es gleichzeitig auf. Gierig züngeln die Flammen zum verstreuten Pulver, lecken hinauf an die Rahen und Taue und laufen wie die Windsbraut um die Spieren und Masten. Fünf brennende Schiffe fahren zischend zwischen die türkischen Kolosse, die Enterhaken fliegen in das Strickwerk der Türken, die Samioten werfen mit Oel getränkten Werg und kleine, halb offene Pulverbeutel hinüber. Wie Kletten hängen sich die griechischen Segler an die Wände der Türken, und das Flammenmeer schlägt in ihre Luken und Batteriescharten. Die Verwirrung und Panik kennt keine Grenzen. Verzweifelt suchen die Janitscharen die Enterseile zu durchschneiden; doch Schuss um Schuss aus dem Pistol des Palikaren wirft sie auf die

Planken. Das Admiralsschiff und vier Linienschiffe brennen lichterloh; die Schiffsgeschütze beginnen sich zu entladen. Da werfen sich die Verschworenen in ihre Boote, die Fregatte zu erreichen. Nur einer steht noch vorn auf dem brennenden Bug: der Palikare von Ypsara. Der Widerschein der Glut zeichnet den Triumph in seine Züge. Nun nimmt er einen Feuerbrand und steckt ihn an die Leitung, die zur Pulverkammer des Seglers führt. Ein dumpfes Dröhnen und Rollen, ein Feuerstrahl steigt mit der Gischt empor in den sternklaren Himmel, dann ein ohrenbetäubender Knall und noch einer: mit dem Segler ist das Admiralsschiff in die Luft geflogen. Zweitausendzweihundert Türken finden den Tod durch Feuer und Wasser, und aus den Lüften regnet es brennende Balken und Trümmer, Segelstücke und Spieren und Masten und Menschen. Nur einem Linienschiff gelingt es, den Brand an Bord zu löschen; die andern brennen nieder bis auf den Spiegel der See. Die Flotte des Kapudan-Paschas ist vernichtet. Ihn selbst schleppen zwei verwundete Janitscharen halb verbrannt und mit zerschmetterten Beinen an den Strand. Zwei qualvolle Tage und drei Nächte braucht er, um zu sterben.

Dies ist die Geschichte der Seeschlacht von Kastrone, des Seehelden Konstantin Kanaris und des Palikaren von Ypsara, dessen Rache für die verlorene Liebe zu Diona der Geschichte des Orients eine Wendung gab.



Beim Bergpfarrer

Bei strahlender Morgensonne gleitet der „Quirinal“ in den Hafen von Piräus. Am Quai verfolgt eine neugierige Menschenmenge die Ausschiffung unserer vier Rosse und weiss sich das ungewohnte Schauspiel nicht recht zu deuten: ein italienisches Schiff und Militärpferde und Reiter, die wie Soldaten

aussehen — das gehört doch alles eher nach Abessinien. So werden die sonderbarsten Meinungen herumgeboten, wie uns Konsul Petitmermet, der zu unserer Begrüssung erschien, lachend mitteilt. Viele halten uns für Türken, und in Griechenland dafür gehalten zu werden, ist nicht gerade angenehm. Andere schliessen auf Tscherkessen, wieder wegen unserer ungarischen Lammfellmützen. Die meisten aber glauben, irgendwelche neuen Parteigänger tauchten auf, um ein Revolutiönchen zu beginnen: ist doch eben General Kondylis zur grossen Armee abgegangen. In Griechenland ist man ja nie ganz sicher, gerade ungewünscht in irgendeine Aktion hineinzureiten, und das riesige Aufsehen, das unsere kriegerisch aussehende Saumkolonne erregt, wie sie mit umgehängtem Karabiner durch die Hafenstadt Piräus zieht, ist begreiflich. Die Leute treten aus den Läden; manch ein Barbier lässt seinen eingeseiften Klienten sitzen, um uns unter der Türe verwundert nachzustarren. In den Stallungen der Rennbahn von Phaleron beziehen wir für unsere Rosse Quartier; aber am nächsten Morgen früh reiten wir hinauf zur Akropolis. Es gibt eine ordentliche Verkehrsstockung; denn es ist Sonntag, und Fremde und Einheimische pilgern zu Tausenden hinauf zu dem verfallenen Tempel der alten Griechen. Eine strahlende Sonne leuchtet; es ist warm wie bei uns im Mai. Alles blüht und sprosst, und das Gras steht hoch; in seinem satten Grün leuchten Blumen aller Farben. Frühling in Hellas, dies Jahr früher als je, scheint doch die Saumkolonne mit dem Wettergott einen Sonderpakt geschlossen zu haben.

*Wie die Saumkolonne die stolze Stadt Athen durchstreift
und wie liebevoll die Eidgenossen in Hellas sie aufnehmen.*

Die Akropolis muss man beim Sonnenaufgang sehen, wenn das Licht der Welt aufflammt hinter den Bergen des Hymettos und die ersten Strahlen den steilen Lykabettos küssen und dann hinübergleiten zu diesen gewaltigen Säulen des Tempels der jungfräulichen Athene.

Die Akropolis muss man bei Sonnenuntergang sehen, wenn die Himmel hinter den Bergen von Salamis in Gold zerfliessen und über dem Parnass ein letztes Leuchten in Dämmerung erlischt.

Die Akropolis muss man im Wetterleuchten sehen, wenn die Götter zürnen und düstere Wolken sich auftürmen über den Bergen von Theben und die Blitze diese weissen Kolonnaden in die Finsternis der Nacht zeichnen.

Willst du aber die letzte Schönheit, die Eleganz, den Zauber, die Wucht und die Erhabenheit dieses stolzen Bauwerks des alten Hellas, das nicht seinesgleichen hat in dieser Welt, auf dich wirken lassen, dann musst du die Akropolis beim vollen Licht des Mondes sehen, dann musst du dich aufmachen zu mitternächtlicher Stunde und auf jener Bank aus Stein rasten, auf der schon Sokrates weilte, den das Orakel von Delphi als den Weisesten der Sterblichen bezeichnete, und dem doch seine Zeitgenossen nichts zu bieten hatten als den Schierlingsbecher.

Die erste Nacht logiere ich in einem kleinen Hotel und muss erst sehr energisch werden, um „Chüeri“ mit aufs Zimmer nehmen zu dürfen. Der Chef de réception hat gar kein Verständnis für die Ehre, einen so berühmten Hund wie unsern „Chüeri“ als Gast empfangen zu dürfen, und möchte ihn partout in den Keller sperren — bis ich Auftrag gebe, meine Koffer wieder herunterzuschaffen, es gebe noch andere Gasthäuser in Athen. Da lenkt er ein, derweil ihn „Chüeri“ geringschätzig betrachtet und sich dann auf

dem Perser hinter den Ohren kraut. Immer zur Unzeit muss er sich kratzen und hat doch keine Flöhe — ich habe ihn mehrmals daraufhin untersuchen lassen. Aber das kann schliesslich ein besorgter Chef de réception nicht wissen, und dem „Chüeri“ ist es leider absolut gleichgültig, ob Stall oder Hotel, Streue oder Buchara — wenn es ihn beisst, so kratzt er; die Nichtigkeiten dieser Welt sind seiner geraden und unkomplizierten Hundeseele Terra incognita.

Am nächsten Morgen schon ziehen wir um — völlig unerwartet. Das grösste Hotel von Athen wird von Schweizern geleitet: die Direktoren Schmid und Flückiger laden mich herzlich ein, und nun bewohnen „Chüeri“ und ich im Hotel Grande-Bretagne ein stolzes Appartement mit wundervollem Ausblick auf den Piräus und die Akropolis. „Chüeri“ ist der verwöhnte Liebling des Herrn Flückiger: der Etagekellner muss ihm das Essen aufs Zimmer bringen, Fleisch und Kartoffeln hübsch à part auf feinstem Porzellan. Den hohen Gästen aus aller Welt wird er durch Herrn Flückiger vorgestellt als „le chien célèbre qui a marché de Berne a Istanboul“!

Rasch ziehen die wenigen Ruhetage vorbei; denn alle Tage und Abende sind wir bei Schweizern eingeladen. Herr Gredinger, der Generaldirektor der Nestlégesellschaften im Orient, gibt auf seinem prächtigen Landgut „Helvetia“ zu Khephissia einen Empfang, zu dem ein Dutzend Eidgenossen von Athen mit ihren Frauen erscheinen. Aus Bern wird eben ein Konzert der Berner Singbuben unter Leitung Hugo Kellers übertragen, und die Töchterhandelsschule scheint's mit ihren prächtigen Heimatliedern darauf abgesehen zu haben, der kleinen schweizerischen Saumkolonne die „Längiziiti“ ins Gebein zu schlagen. Wir singen mit: „Mi Schatz isch a schöne, u-n-är schönet no viel — u-n-är schönet, u-n-är schönet, bis ne niemer meh will!“ Und dazwischen hören wir an diesem Abend des 4. Februar die vertraute Stimme unseres Leo Held, und wenn wir die Augen einen Moment schliessen, möchten wir glauben, zu Hause in der Ecke am eigenen Apparat zu sitzen.

Die riesige Ausdehnung des modernen Athen erfasst man am besten vom Lykabettos aus. Unzählige neue Ansiedlungen, wie mit dem Lineal gezogene Strassen schliessen sich dem alten Stadtkern mit seinen krummen und winkligen Gassen an. Bretterbuden und Wellblechhütten — die Flüchtlingsquartiere der Griechen aus Kleinasien. Selbst an die steilen Felsen der Akropolis hinauf klettern armselige Wohnungen, wie hilfesuchend und beistandheischend gegen die Gewalt und Grausamkeit der Menschen. Vierzehn Jahre und vier Monate sind es her, seit das Glück dieser Flüchtlinge durch ein grausames Schicksal zertrümmert wurde.

9. September neunzehnhundertzweiundzwanzig. Die Welt hat ihre Sorgen. Italien schwankt zwischen dem Bolschewismus und Faschismus; die grossen Mächte sind uneinig und unentschlossen. Desto einiger sind die Türken und desto entschlossener dieser Ali Fuad Pascha, der die Trümmer der griechischen Armee vor sich her durch die Steppen Anatoliens und in die Fluten des Golfs von Smyrna treibt. Zur Schande unserer Zeit wird es möglich, dass angesichts der mächtigen Kriegsflotten der Gross-Staaten in Anatolien fünfmalhunderttausend Griechen und Armenier, Frauen und Kinder, Greise und Säuglinge, auf bestialische Weise hingemordet werden, und dass die christlichen Viertel der blühenden Stadt Smyrna in Rauch und Flammen aufgehen. Auf dem Friedenskongress zu Lausanne diktieren die Türken den Mächten ihre Bedingungen. Anderthalb Millionen Griechen werden von der heimatlichen

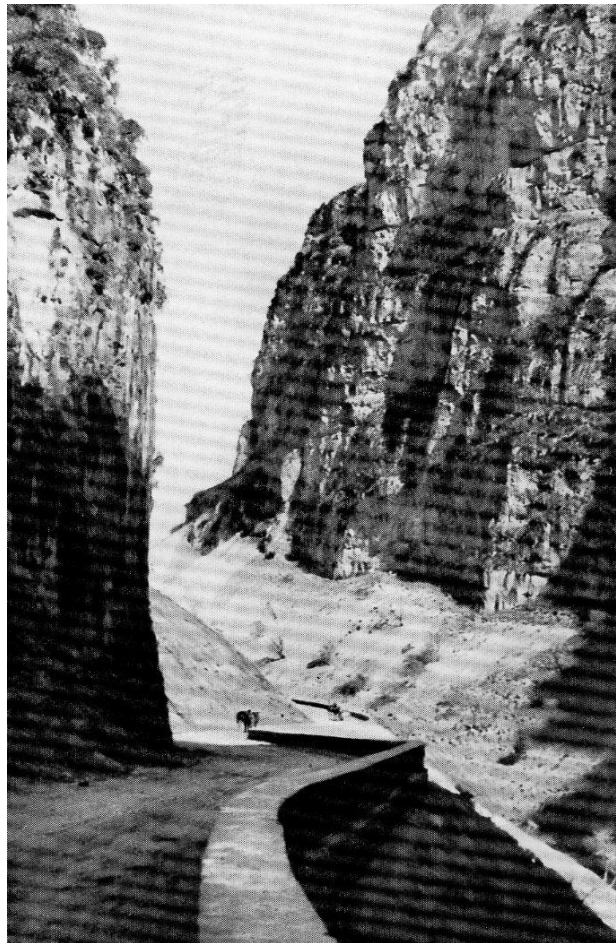
Scholle vertrieben, die sie während Jahrhunderten fleissig bebauten, und in eine Heimat zurückgeschickt, die unter drei Kriegen blutete.

Wie gut ist es, dass die Akropolis auf ihrem hohen Felsen einem immer mächtiger sich ausbreitenden Gross-Athen entrückt wird! Eine moderne Stadt dehnt sich zu Füssen der alten Tempelburg; ein riesiger Verkehr flutet durch die von modernen Hotels und Neubauten flankierten Strassen. Elegante Automobile letzter Modelle flitzen vorüber, und als Kontrast dazu trifft man auf Schritt und Tritt zerlumpte Bettlergestalten. Auch in Griechenland gibt's unendlich viel Not, wenn sie auch nicht so grell zutage tritt wie im Hafen von Pera. Der moderne Grieche ist arbeitsam, wenn er nicht gerade politisiert; der kleine Bürger und der Arbeiter leben denkbar einfach. Fünzig Drachmen, also ein Franken und vierzig Rappen unseres Geldes, gelten für einen ungelernten Arbeiter als ein guter Tageslohn; ein Mechaniker oder ein Handwerker bringt es auf vierhundert Drachmen oder hundertzwölf Franken im Monat, ein kaufmännischer Angestellter kaum höher. Billig sind die einheimischen Produkte, billig auch die Vergnügungen. Ein Sperrsitz im Kino kommt auf ganze fünfzehn Drachmen, also vierzig Rappen. Und was wird dafür geboten? Mindestens doppelt so viel als bei uns. Neben dem Hauptstück, einer humoristischen Einlage und der unvermeidlichen tönenden Wochenschau gibt's Revue-Einlagen und Tänzerinnen. Teurer sind die eleganten, modernen Dancings; aber wir sind Gäste unseres Freundes Flückiger oder des Herrn Gredinger und brauchen nicht selbst sechshundert Drachmen für eine Flasche Schaumwein auf den Tisch des Hauses zu legen. Die beiden Herren sind die guten Onkel der Saumkolonne, und auch ein Waadtländer Mühlenbesitzer, Herr Chenaux, der sogar unsern vier Rossen einen Sack Hafer spendiert und der Mannschaft eine Kiste Ostereier.

Viermal wandere ich hinauf zur Akropolis und jede Nacht vor dem Schlafengehen noch mit „Chüeri“ hinüber zu den Ruinen des Olympieion. Von den achtundfünfzig mächtigen, turmhohen Marmorsäulen stehen noch fünfzehn, und einige liegen geborsten am Boden. Man sieht die Bleifugen im Zentrum der einzelnen runden Blöcke und die Meisselzeichen, als wären erst gestern die Arbeiter hinweggetreten, und doch sind zweitausendvierhundertfünfundsechzig Jahre hinuntergerollt in das Nichts, seit Peisistratos den Grundstein zu diesem Tempel legte. Im flutenden Licht des Mondes sitzt auf einem der gestürzten Blöcke ein Liebespaar und hat viel zu flüstern, wenn auch kaum vom mächtigen Kaiser Hadrian, der jenen trutzigen Spruch auf jenes alte Tor schrieb: „Dies ist Hadrians Stadt, nicht die des Theseus!“ In abermal tausend Jahren wird vielleicht noch eine einzige Säule Kunde geben von entschwundener Pracht, und wieder wird ein Liebespaar im Mondschein über diesen weiten Platz schreiten. „Schöne Mädchen wird es geben, und wir werden nicht mehr leben!“

Das Theater des Dionys sehen wir und das Theater Asklepieion und den Turm der Winde. Ins Odeiontheater des Atticus Herodes schreiten wir und setzen uns auf die untersten Sitze, während „Chüeri“ neugierig die keilförmig eingelegten Treppenstufen zwischen den Sitzreihen hin aufstrebt. Die Zeit, von deren Unendlichkeit all diese Altertümer zeugen, ist dem einzelnen Menschen und auch einer kleinen Saumkolonne oft spärlich zugemessen. Schon rückt die Stunde des Abschiedes heran, so sehr auch unser Onkel Flückiger uns das ausreden möchte, ein Tag mehr, ein Tag weniger werde „d'r Chatz ke Buggel mache“. Wir haben noch Gelegenheit, den imposanten Trauerzug zu bestaunen, der dem General Kondylis das letzte Geleite gibt — dann beginnen wir wieder einmal mit Packen.

Es braucht oft eine besondere Energie, kaum dass man sich irgendwo auf solcher Reise heimisch fühlt, wieder zusammenzupacken, um weiterzuwandern.



In den Felsen des Parnass

Wenn man am Vorabend eines Ruhetages abprotzt und sich im Quartier wohnlich einrichtet, dann denkt man vorerst gar nicht ans Weitergehen. Man bildet sich ein, solch ein ganzer Ruhetag dauere ordentlich lange, und ehe man sich's versieht, ist er vorbei. Ruhetage sind es ja immer nur für unsere Vierbeiner; wir von der Mannschaft haben ein vollgerüttelt Mass Arbeit.

*Wie die Saumkolonne über die heilige Strasse nach den Elysäischen Feldern
und in die Felsengebirge des Parnass zieht.*

Der Preis der Schönheit gebührt dir, du altes Delphi. Wo vom Gipfel des Parnass der ewige Schnee niederleuchtet und der Sturzbach durch finstere Felsschlucht zu Tal stäubt; wo der Blick frei schwebt tief hinab auf die glitzernde Fläche des Golfes von Korinth; wo zwischen verwittertem Stein geborstener Tempelsäulen friedliche Schafe äsen und unter dem Schatten des Olivenbaumes ein Eselchen zeitlos träumt — da haben die alten Götter am steilen Fels ihren Sitz erwählt, und es gibt Weniges in dieser Welt, das so erhaben wäre wie du, so bezaubernd, so unvergesslich, so traumhaft schön.

Die den alten Griechen heilige Strasse, die über Eleusis nach der Königsstadt Theben führt, zwingt die Saumkolonne, im Schritt zu reiten. Spiegelglatter Asphalt und ein riesiger Autoverkehr an diesem strahlenden Sonntagmorgen. Zwei Stunden von Athen weg beginnt die Strasse leicht anzusteigen bis zu der alten Kapelle von Daphni. Drei Autos holen uns ein: eine Gesellschaft von Athener Eidgenossen, die uns zu einem Picknick laden. Onkel Flückiger ist dabei und Herr Gredinger. Eine kurze Besichtigung der Kapelle mit ihren zweitausendjährigen Fresken und Mosaiken — dann heisst es endgültig Abschied nehmen.

Wir ziehen hinunter in die Elysäischen Felder und durch weite Olivenhaine hinüber an den Strand von Eleusis. Dunkelblau liegt die Insel Salamis mit ihren Bergen im Licht der Sonne, und wenn wir uns zu kurzem Marschhalt an den weichen Strand hinlagern und die Wellen leise plätschern und kleine Muscheln in den Sand werfen, schweifen unsere Blicke hinüber nach einem einsamen Segler und unsere Gedanken um vierundzwanzighundertundfünfzehn Jahre zurück. Und ebenso sehr wie die Kriegslist des Themistokles, der die auseinanderstrebenden Hellenen zwang, die grösste Seeschlacht des Altertums anzunehmen und die stolze Flotte des Xerxes zu besiegen, bewundern wir die Weiberlist jener halikarnischen Königin Artemisia, deren Dreissigruderer die Athener am hitzigsten verfolgten, und die ein ebenfalls flüchtendes Perser Schiff in den Grund bohren liess, die Verfolger glauben machend, ihr Schiff sei ein athenisches. „Die Weiber sind Männer und die Männer Weiber geworden“, rief der sieggewohnte Xerxes, und er prägte dieses Wort nicht nur für seine Zeit.

Pfeuti und Max sind wenig begeistert, wie ich ihnen erkläre, es werde die ganze Nacht durch marschiert. Erst später bekomme ich heraus, dass sie die letzte Nacht in Athen nicht in den Federn waren. Dies darf aber unsern Marschplan nicht beeinflussen. So geht's hinein in ein Hügelland und dann in vielen Kehren aufwärts über den Pass von Kitheron. Eine herrliche Mondlandschaft und eine beispiellose Stille ringsum; nur die Tiere der Nacht lassen bisweilen seltsame Stimmen hören, die wir nicht zu deuten wissen. Ferne wetterleuchtet ein Gewitter und zieht immer näher. Unterhalb der Passhöhe entschwindet der Mond in düstern Wolken; ein heftiger Regen setzt ein und dann ein eisigkalter Wind, der über die schneebedeckten Kuppen weht. So suchen wir Schutz in den Felsen, decken unsere vier Rosse gut zu und lagern uns auf blanken Stein. Pfeuti und Max sind gleich eingeschlafen. „Chüeri“ kuschelt sich ganz in die Falten meines Ponchos. Ordentliche Mühe habe ich, nach einer Stunde die Mannschaft auf die Beine zu bringen. Wir sind ganz durchfrozen und beeilen uns, die Nordstrasse hinabzuziehen. Wieder durch eine Ebene und einige verschlafene Ortschaften. Es dämmt; der Mond verliert sein Gold, wird silbern und bleich, und bald strahlt sieghaft die Sonne über die schneebedeckten Gipfel und Grate und Zacken. Hinunter ins Tal und einen langgezogenen Hügel hinan. Wie wir die Höhe erreichen, liegt unter uns die alte Königsstadt Theben im Dunst eines frühen Morgens. Hier machen wir halt, hafern und frühstücken.

Siebenundneunzig Kilometer sind es von Athen weg bis zur Domäne von Copais, und wenn wir von Phaleron weg rechnen, werden es hundert sein. Wir wissen nicht, ob wir mit dieser Marschleistung unserer gepackten Rosse einen Rekord schlugen; jedenfalls ist es eine beträchtliche Leistung unserer Freiburger, um so mehr, als diese hundert Tageskilometer die Saumkolonne über viele Passstrassen führten. Bei Aliartos dehnte sich vor vierzig Jahren noch ein weiter See. Heute ist dieser See entwässert,

und eine der fruchtbarsten Ebenen Griechenlands liegt eingebettet zwischen kahlen Bergen. Britischer Unternehmungsgeist und britische Beharrlichkeit haben ein Wunder vollbracht. Schon 1840 fasste der französische Ingenieur Sauvage den Plan, die Wasser des seichten Sees abzuleiten. Aber es fehlte an Geld, und die Zeiten waren unsicher. Da gründete sich Ende des verflossenen Jahrhunderts die Lake Copais Company, entleerte mit tausend Kilometer Kanälen das Seebecken durch Tunnel in den Liekerisee und durch einen noch tiefer liegenden kleinen See ins Aegäische Meer. Sechshundert Kilometer Strassen wurden angelegt, und grosse Gutshöfe entstanden in einem Gebiet, das bisher einzig ein Dorado für Frösche und Amphibien war. Bei diesen Engländern sind wir auf Empfehlung unseres Onkels Flückiger zu Gast. Die Pferde kommen in riesige Boxen, deren Eingangsseite offen steht. Das milde Klima Südgriechenlands gestattet dies, und luftig und sauber ist es in diesen Stallungen. Ein Fiaker entführt Korporal Pfeuti und unsern Rekruten Max auf einen entfernten Gutshof; mich lädt Mister Bailey in sein englisches Landhaus, das inmitten eines riesigen Parkes steht. Einen Tag müssen wir bleiben. Einige Zahlen mögen den Umfang dieses Riesengutes skizzieren: 24'000 Hektar fruchtbarstes Land, 2500 Pferde, 1500 Rinder, 100'000 Schafe, 20'000 Ziegen, 20'000 Schweine, Getreidebau mit 1200 Eisenbahnwagen Jahresertrag, Baumwolle 200 Eisenbahnwagen, 20 Traktoren, eigenes Elektrizitätswerk, eigene Mühlen, 1000 Knechte, während der Erntearbeiten 15'000, Jahresertrag 200 Millionen Drachmen.

Mister Bailey war englischer Offizier. Er hat sechs Reitpferde. Wir streifen im Sattel über die weite Ebene von Gutshof zu Gutshof. Wir sind prächtig aufgehoben. Das Landhaus ist inwendig ein Schloss: grosse Säle, in jedem knistert ein trauliches Kaminfeuer, jedes Schlafzimmer hat Bad; viele Dienerschaft. „Chüeri“ reckt sich zur Abwechslung wieder einmal auf feinsten Persern. Mister Bailey möchte ihn auch gleich behalten. Er darf mit uns zu Tische sitzen, trotz dem englischen Zeremoniell, das schwarzen Gesellschaftsanzug vorschreibt. Zum Essen wird die elektrische Beleuchtung ausgelöscht. Auf dem Tische stehen vielarmige ägyptische und persische Leuchter aus massivem Silber. Mister Bailey steckt „Chüeri“ eigenhändig ein Sandwich um das andere ins Maul. Findet unser Entlebucher, es dauere zu lange von einem Sandwich zum ändern, stösst er vertraulich Mister Bailey mit der Schnauze in den Ellenbogen. Mister Bailey weiss viel zu erzählen: vom Burenkrieg, den er als Offizier der bengalischen Lanzenreiter mitmachte, und vom grossen Krieg. Wie die meisten Engländer hat er ein besonderes Faible für die Schweiz und verbringt meist seine Ferien in unsern Alpen.

Leider müssen wir weiter, trotz der Einladung des Mister Bailey, einige Wochen zu bleiben. Die Engländer packen uns noch einen ganzen Sack Hafer auf den Karren nebst einem Ballen Heu. Sie winken so lange, bis die schnurgerade Strasse uns ihren Blicken in endloser Weite entzieht.

Wie die Saumkolonne nach Delphi zieht
und der Krugwirt zu Aitolikon seine Finte belagert.

Wir traben hinüber nach Levadia. Rechts im fernen Dunst liegt der Engpass von Thermopylae. Wider dreitausend mal tausend fochten allhier viertausend aus dem Peloponnes." Und als der Judas Ephialtes den Persern den Fussweg über den Oita wies und Leonidas die Verbündeten entliess, um mit seinen

dreihundert Spartanern auf verlorenem Posten auszuharren, wünschte er sich den Grabspruch, den ihm das alte Hellas setzte:

Wanderer, geh und verkünde dem Volk
Lakedeimons, dass wir liegen allhier, seinen Gesetzen treu."

Und diese selbe Strasse empor, den die Saumkolonne mühsam zieht zum schneebedeckten Parnass, zogen, nachdem der Damm durchbrochen war, drei mächtige Satrapen des Xerxes mit zweimalhunderttausend Mann, das alte Delphi zu zerstören und seiner Schätze zu berauben. Aber die Pythia des geheimnisvollen Orakels weissagte richtig, dass „Gott stark genug sei, sein Eigentum zu schützen“. Ein Gewitter zieht über den Parnass mit Feuer und Schwefel. Von den steilen Wänden lösen sich die Felsmassen und stürzen zu Tal, Ross und Reiter in die finstern Schluchten werfend und zermalmend.

Strahlende Sonne begleitet die Saumkolonne auf ihrem steilen Anstieg; in weiten Serpentinien erklimmt eine gut ausgebaute Strasse den Berg. Zahllose Schafherden weiden zwischen den Trümmern herabgestürzter Felsen. Hirten lehnen am Stab; wie der Abend herabsinkt und die kühle Bergluft spürbar wird, flackern die Herdfeuer auf. Je höher wir kommen, je kälter wird es. Bei einem Bergzigeuner klopfen wir an mitten in der Nacht. Er führt uns in seine armselige Hütte, deren Strohdach so tief niederhängt, dass man sich bücken muss, um in den rauchigen Raum zu treten. Ein Herdfeuer brennt; einige Ziegen und zwei Schafe mit ihren herzigen Lämmern teilen mit der Zigeunerfamilie den einzigen Raum. Keine Betten, nur Felle am Boden, die uns bereitwillig zur Nachtruhe angeboten werden. Aber wir wollen nur rasch eine Suppe kochen. Da die Zigeuner bestimmt jede Bezahlung ablehnen, halten wir sie mit einer Schachtel Gerber-Käse schadlos und ziehen dankend ab. Gegen zwei Uhr früh entdecken wir an den Hängen des Parnass unter knorrigen Bergkiefern eine langgestreckte Hütte. Die Kälte der Nacht wird fast schmerzend, trotz unserer Pelzmäntel. Wir möchten Unterkunft für ein paar Stunden. Lange klopfen wir erfolglos an das zweiflügelige Tor. Dann heben wir den einen Flügel mit vieler Mühe aus den Angeln und ziehen mit Pferden und Hund unter Dach. Eine verlassene Bauhütte scheint es zu sein: aufgestapeltes Material, Werkzeuge, an den Wänden die Ueberkleider der Arbeiter, Brennholz in hoch aufgeschichteten Haufen. Mit Mühe entfachen wir ein Feuer am Boden. Beisst auch der Qualm und Rauch, der bald die Hütte erfüllt, in unsern Augen, so ist dies doch erträglicher als die scharfe Kälte der Bergnacht. Auch auf blosser Erde ruht sich gut, wenn man müde ist wie wir.

Ueber die Passhöhe bei Arakhova und dann hinab in vielen Serpentinien und wieder hinauf. Steilen Wänden entlang geht unser Weg hinüber nach dem alten Delphi. Es mag nur wenige Orte geben in der Welt, die so herrlichen Fernblick bieten wie das hoch gelegene Delphi. Steil senkt sich der Fels unter dem Städtchen mit seiner einzigen Gasse hinunter in das Tal von Itea. Weit unten glitzern die blauen Wasser des Golfes von Korinth, und aus dem Dunst der Ferne grüssen die schneebedeckten Berge des Peloponnes. Zwischen der Ruinenstadt und dem neuen Delphi, auf einer Felsnase, schlagen wir unser Zelt auf. Wir streifen durch die Trümmer des Apollotempels und sitzen im tiefen Grunde zwischen altersgrauen Mauern auf dem runden, gewaltigen Block, auf dem die Pythia sass, aus den Schwefeldünsten einer heissen Quelle den Sendboten der Könige der Alten Welt ihre vieldeutigen Orakelsprüche weissagend. Wir sehen die wohlerhaltene Schatzkammer, die „Nationalbank des alten Hellas“, ein kleiner

Bau, dessen Eingang zwei korinthische Säulen zieren. Herrlich gelegen ist das Theater der alten Delpher, und unterhalb der Bergstrasse reihen sich ihre Grabstätten. Im Museum bewundern wir die Statuen und Torsi altgriechischer Meister.



„Chüeri“ bei der griechischen Grossmutter

In Itéa verladen wir den Karren samt dem Max auf ein kleines Küstenschiff mit Kurs auf Missolonghi und ziehen mit den Pferden und „Chüeri“ über Amphissa und dann in die Berge von Lidoriki. Ueber einen steilen, oft im Geröll sich verlierenden Saumpfad geht's dem Mornos entlang. Tagelang Steine und Fels und mühsamer Pfad. Gastfreundlich sind die wenigen Bergbewohner, die in einsamen Steinhütten wohnen und uns höchst verwundert vieles fragen, auf das wir keine Antwort wissen. Hinunter nach Nafpaetos und hinüber an den Strand von Missolonghi. Hier gibt es noch bewohnte Pfahlbauten, und ein malerisches vorzeitliches Bild reiht sich vor unsern Augen, wenn nicht eine schief stehende Telephonleitung störend an eine neuere Epoche erinnert. Die Missolonghesen rühmen sich, den schönsten Sonnenuntergang der Welt zu haben. Wir können darüber nicht befinden, denn an diesem Abend ist es trübe, und bald beginnt ein feiner Landregen einzusetzen. Wohl aber mag das Bild einzigartig sein, wenn sich die Sonne in den weiten Lachen spiegelt, denn an den Küsten dehnen sich riesige Sümpfe, von hohen Bergen landwärts eingerahmt. Am Denkmal Lord Byrons stehen wir, der an diesen einsamen Strand kam, für die Befreiung von Hellas zu streiten, und der hier starb, bevor die sengenden Türkenscharen landeten. Auch das Massengrab der Freiwilligen aus aller Welt sehen wir, die, einem senilen Metternich zum Trotz und entgegen seinem Entschluss, „das Prinzip der Empörung zurückzuweisen, wo es sich immer zeige“, herbeiströmten, sich unter die Fahne der Freiheit zu scharen.

Und wie wir noch am Abend weiterziehen, kommen wir an einem Zigeunerlager vorbei. Nirgends auf unserer Reise, selbst nicht in den Steppen der Walachei, trafen wir so arme, zerlumppte Gestalten wie hier, in Zelten wohnend, die nur aus Hadern und Lumpen bestehen.

Wir traben noch hinüber nach Aitolikon, das mitten in der Meerenge gleichen Namens liegt. An der Landstrasse, die sich über einen Damm nach der Stadtinsel gabelt, ist eine einsame Pinte. Wir nehmen Unterstand. Der Wirt versorgt uns freundlich mit allem Nötigen, und bei Wirtschaftsschluss überlässt er uns seinen Krug, wohnt er doch selbst im Städtchen drüben. Wir schliessen Tür und Fenster; nur die Hoftüre lassen wir offen stehen, um nach den Pferden zu horchen. Auf harten Bänken versinken wir bald in bleiernen Schlaf. Es ist noch finstere Nacht, wie es klopft und jemand ruft; wahrscheinlich ein früher Schnapsbruder. Soll er klopfen und rufen bis zum ersten Hahnenschrei; wir drehen uns auf die andere Seite. Doch der Pochende lässt nicht locker: von Zeit zu Zeit klopft es wieder, und schliesslich poltert er, und wir wünschen ihn zu allen Teufeln. Pfeuti reisst die Geduld, er springt auf und geht zum verschlossenen Fensterladen: „Fahr jetz ab, du Süffu, süsch chasch öppis erläbe!“ Doch wieder diese Stimme, die ganz freundlich Einlass begehrt. Pfeuti reisst die Türe auf, dem Schnapsbruder eine herunterzuhauen. Aber wer steht vor der Türe und wünscht herzlich guten Morgen? Unser Wirt. Und wie wir die Löcher aufsperrn, ist es schon heller Tag. Wir heissen ihn lachend in seiner eigenen Klausur willkommen.

*Wie die Saumkolonne über viele Berge nach Jannina zieht
und Winkelried" dem „Tell" aus der Patsche hilft.*

Herrlich träumt es sich im Olivenhain an den Wassern des Akkehelos zu Agrinion, und wo mochte man lieber weilen als in den Orangengärten zu Arta, wenn der Himmel aus dem Adriatischen Meer aufsteigt und eine azurblaue Kuppel wölbt hinüber zu den schneebedeckten Zinnen der Berge von Agrapha! Hier aber auf diesem steilen Pass an den Hängen des Tzoumerka gibt es nichts als Fels und Stein und ewiges Geröll, und ein kalter Morgen lässt die Sonne auf den harten Frost scheinen.

Wir nehmen den Pass von Sukia und den Pass von Amphilokia und die steilen Pässe, die hinüberführen an die Gestade des Sees von Jannina. Wir marschieren durch eine grandiose Gebirgslandschaft, die uns Schritt auf Tritt an unsere heimatlichen Berge gemahnt. Wenn hier Tannen stünden statt verkrüppelte, struppige, niedrige Bergkiefern, dann könnte dies die Lenzerheide sein, und dieser Pass nun durch blanken, harten Fels und über Geröllhalden, die sich endlos dehnen um Steinriffe und Felsnasen herum, gleicht der Gotthardstrasse beim Matteli zwischen Hospenthal und Hospiz. Nur die Täler sind andersartig und die Wohnungen der Menschen und diese selbst. Seltsame Kontraste auf einem zwölfstündigen Tagesmarsch, wenn wir niedersteigen aus der Stille der Steinwüsten in das bunte Leben und die üppige Vegetation der Täler, wenn wir stundenlang durch Olivenhaine traben und dann wieder endlos lang unter Orangenbäumen, schwerbeladen mit köstlicher, goldgelber Frucht. Einem Gärtner gebe ich zwanzig Drachmen: dafür darf die Mannschaft der Saumkolonne Orangen pflücken, soviel sie essen mag. Pfeuti bringt es auf siebzehn Stück auf einem Sitz und schlägt damit unsern Rekruten um fünf Punkte. Dann füllen sie sich noch die Taschen im Einverständnis mit dem lächelnd zuschauenden Plantagenbesitzer.

Das Angestauntwerden sind wir uns längst gewöhnt, und Volksaufläufe sind uns zur Selbstverständlichkeit geworden. Das neugierigste Volk scheint aber doch das Volk der modernen Hellenen zu sein. In Rumänien und Bulgarien griffen jeweils etwas rüde Polizisten mit dem Gummiknüttl ein und schafften Raum um unsere vier Rosse; aber hier in Griechenland ist der Respekt vor der heiligen Hermandad nicht allzu gross. Die feldgrauen Polizisten können lange kommandieren und schreien; haben sie linker Hand mit vieler Mühe die Menge zurückgedrängt, steht sie gleich rechter Hand um so dichter, und die Strassenjungen schlüpfen den Gendarmen mit affenartiger Behändigkeit zwischen den Beinen und unter den Armen durch. Wenn wir abkochen, umsteht uns eine riesige Menschenmenge, und wir konnten den ganzen Proviant wegschenken. Fast immer kommen wir um unsere Nobs-Biskuits; besonders für zerlumppte Zigeunerjungen ist das ein ungekanntes Göttermahl.

Malerische Bilder bietet der Markt der kleinen Stadt: Bauern in alter Tracht, Eseltreiber, Frauen mit schwerer Holzlast auf dem krummen Rücken, Priester mit wallenden Bärten, das Schopfhaar hinten zu einem Chignon kunstgerecht geknotet, zerlumppte Zigeuner, Berggriechen, Albaner, Montenegriner, ganz selten noch ein zurückgebliebener Türke mit Turban, dazwischen struppige Gestalten und oft ein Kerl mit Knotenstock, vor dem man in Bern in die Hausgänge flüchten würde, wenn er unter den Lauben dahergezogen käme.

Kontrastreich und von farbiger Vielgestaltigkeit ist überhaupt solche Reise zu Pferd durch fremde Lande. Wir sind die fahrenden Ritter der Landstrasse und finden überall offene Türen. Wir tafeln mit Fürsten und Grafen, Generälen, Ministern, königlichen Gardeoffizieren und reichen Gutsbesitzern.

Wir brechen unser Brot mit Bauern, Kleinbürgern, Arbeitern und Matrosen, Soldaten, Zigeunern, Bettlern und Vaganten. Wir führen die Komtesse und die Frau des Paschas zum Tanz und drehen ein schmuckes Bauernmädchen oder eine glutäugige Zigeunerin im Reigen. Wir sitzen in der Kaiserloge des Burgtheaters zu Wien und in der königlichen Loge der Staatsoper zu Budapest, im hypermodernen Dancing zu Bukarest und Athen und ergötzen uns im Dorftheater zu Dembegyhaza mit dem roten Vorhang, der nie ganz zugehen will, am Kasperlspiel im Zigeunerdorf der Walachei und an den Fastnachtstänzen in den Bergnestern des Balkans. Wir schlafen im königlichen Schloss zu Babolna und versinken in die weichen Daunen des Grand-Hotels zu Athen; wir lagern uns zum schwelenden Feuer des Schafhirten auf einsamer Koppel und betten uns auf den nackten Fels des Hochgebirges. Unsere Rosse machen uns gleichsam zu Ambassadoren, denn das Interesse und die wohlwollende Neugier, der sie rufen, übertragen sich auf uns, schaffen uns Beziehungen, führen uns in alle Kreise und Schichten ein. Wer zu Pferde sitzt, hat sich nach einem ungeschriebenen Ehrenkodex zu verhalten — schon bezüglich Reitzeug und Kleidung. Wer sein Ross mit allerlei Firlefanzen, mit extrahellem Lederzeug, mit Nickelschnallen ohne Zahl, mit weissem Stirnband und weissem Vorzeug, mit hellfarbiger Schabracke und allzu viel Drum und Dran herausputzt, hat wohl keine strapaziöse und weite Reise bei Wind und Regen im Sinne: er will vermutlich mehr Schauspiel als Leistung bieten. Zwar haben wir alles Verständnis für die farbenfreudigen Völker des Balkans, die auch ihrem Ross viel Zierrat anhängen, die sich wohl gar oft mehr um die schmucke Behängung ihres Pferdes kümmern als um dessen Krippe. Ohne Hut zu reiten, ist durchaus kommentmässig, niemals aber ein steifer Strohhut oder gar — ein Schirm. In Italien allerdings sieht man Bauern und Bürger schirmbewehrt zu Markte reiten — bei uns eine Unmöglichkeit, übrigens nicht vergleichsberechtigt. Gamaschen und Wadenbinden sind Improvisation und zudem höchst

ungeeignet. Tornister oder Rucksack am Rücken des Reiters wirkt lächerlich. Der Reiter soll immer auch Kavalier sein. Betrunkene Reiter sind zwar ungefährlich, im Gegensatz zu betrunkenen Automobilisten — denn das Pferd hat Verstand und das Automobil wohl kaum —; sie sind aber ebenso ärgerniserregend wie betrunkene Soldaten oder Frauen. Reiter, die ihre Rosse stundenlang vor der Schenke stehen lassen, derweil sie bei kühlem Trunk ihren Jass klopfen, sind verächtliche Wichte. Wie es ein Jägerlatein gibt, gibt es ein Reiterlatein. Der Reiter, der sein Pferd über die Hutschnur lobt, ihm alle glänzenden Eigenschaften zu Recht und Unrecht anrühmt und andichtet, genießt unsere verständnisvolle Nachsicht; denjenigen aber verachten wir, der sein Ross herabwürdigt, und unserer Abneigung ist er ebenso gewiss wie der Bursche, der ein Mädchen herabsetzt, das ihm seine Gunst schenkte.



Pfahlbauten bei Missolonghi

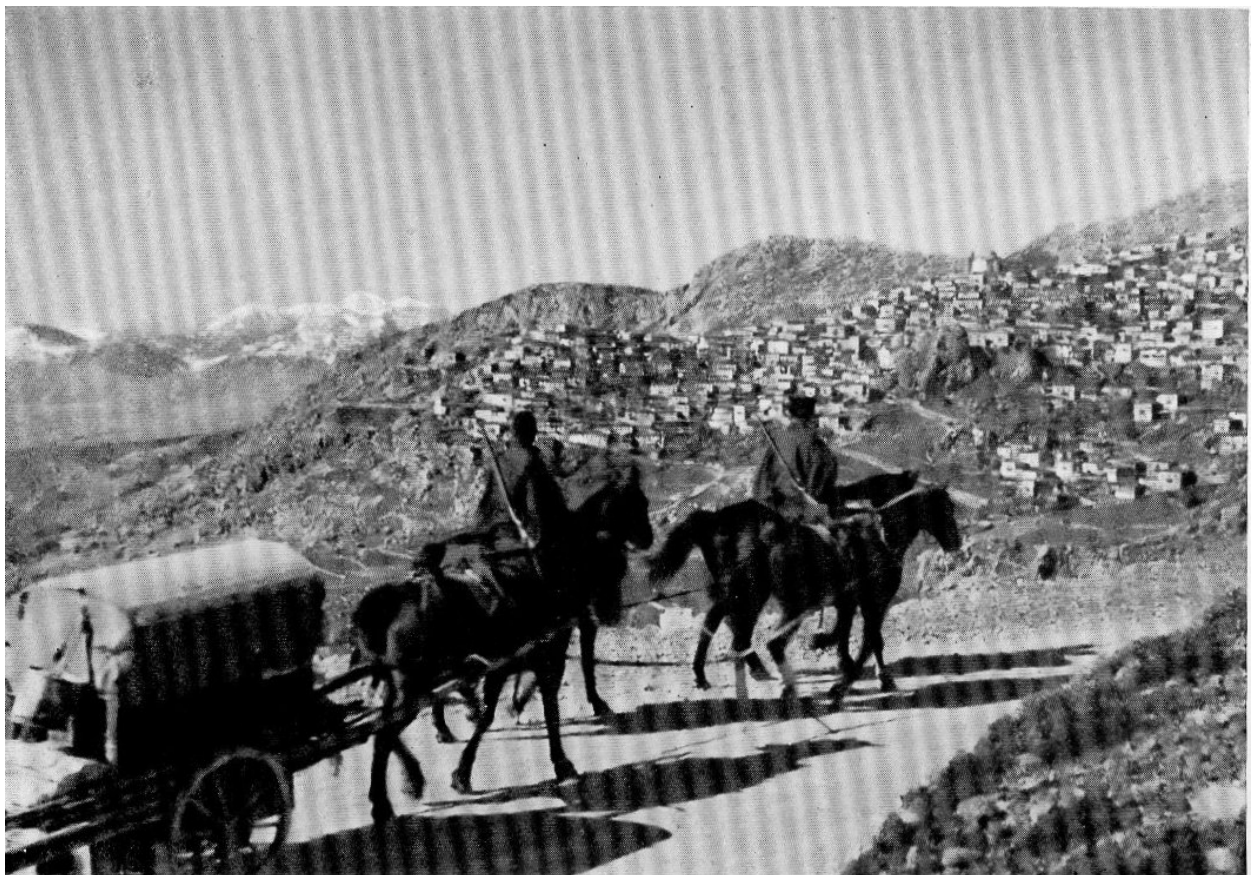
Wenn wir vom Pferd sprechen, so meinen wir die Eleganz, die Schönheit, die Linie, den Adel, die Schnelligkeit, die Freundschaft, die Sanftmut, die Uneigennützigkeit, den Dienst am Menschen — wenn wir aber vom Ross sprechen, so denken wir an die Kraft, den Mut, das Feuer, die Ausdauer, den Edelsinn, die Furchtlosigkeit, die Kameradschaft, die Treue, die Selbstlosigkeit, die Aufopferung und gemeinsame Leiden und Freuden seit sechzigmal hundert Jahren. Wir stehen in der Epoche beispielloser Triumphe auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Technik, wir gewahren aber mit seltener Genugtuung gleichzeitig eine grandiose, ergreifende und erhebende Renaissance des Pferdes, des treuesten Gefährten des Menschen in lichten und trüben Tagen seit Anbeginn der Geschichte.

Die Ueberlieferungen von zweihundert Generationen sollen das Verhalten des Reiters zu seinem Ross bestimmen. Kameradschaft soll zwischen beiden bestehen, und wenn der Reiter auch der Gebieter und

Herr ist, so darf er doch niemals ein herzloser Gebieter, ein eigennütziger Herr sein. Er darf vor allem nicht nur der Herr, er muss auch der Diener seines Pferdes sein: erst das Ross und dann der Reiter. Wer nicht nach diesem Leitsatz handelt, taugt bestenfalls zum Sonntagsreiter. Dem Reiter soll für sein Ross das in seinen Mitteln erreichbare Beste gerade gut genug sein. Zur Rast soll er erst dem Pferd Erleichterung schaffen, und wäre es nur die Lockerung der Sattelgurte, die Wegnahme des Gebisses, bevor sich der Reiter in den kühlen Schatten eines Baumes setzt. Voraussetzung für die Auswahl der Herberge muss der möglichst beste Stall und nicht das weiche Bett des Reiters sein. Langmut, Nachsicht, behutsames Belehren soll der Reiter üben gegenüber seinem Ross und sich der gleichen Höflichkeit befleissen wie gegenüber der Geliebten. Das Pferd bringt ihm uneingeschränktes Vertrauen entgegen; nie soll er dieses Vertrauen missbrauchen. Nie, gar nie, darf er sich entwürdigen, mit der Hand nach den Nüstern zu schlagen, die an seiner Tasche nach einem Leckerbissen herumschnuppeln. Kein Ross hat angeborene Untugenden; es gibt keine Vererbung von Lastern bei einem Tier, dem alle Laster fremd sind. Charakterfehler hat kein Pferd — sie werden ihm nur von Unfähigen und Ungedulden und Bequemen angedichtet —; höchstens hat es anerzogene, durch unvernünftige Behandlung des Menschen bedingte Ungezogenheiten. Das Ross, das schlägt, wurde immer erst durch den Menschen geschlagen; dasjenige, das beisst, wurde sicher in seiner Jugend oft mutwillig oder gar roh geneckt; der Durchgänger hatte gewiss einen rohen Erzieher und hörte Scheltworte, statt sanften Zuspruch; das störrische Pferd wurde nicht allmählich an Arbeit gewöhnt, sondern zu jung und zu unvermittelt vor zu schwere Aufgaben gestellt. Das Ross ist nie rachsüchtig; auch wenn es tausendmal Gelegenheit hätte, im unbewachten Moment seinem rohen Herrn eins auszuwischen, wird es dies nie ohne neue, unmittelbare Ursache tun. Aber das Pferd vergisst nie — weder Misshandlungen und Beleidigungen noch Liebe und freundliche Behandlung. Ross und Reiter sind auch der Inbegriff des Wehrhaften, des Soldatischen. Sie sind und bleiben trotz Maschinengewehr und Tank und Bombengeschwader in vielen Fällen die Waffe des Angriffs par excellence. Gleichwertig lassen sie sich nicht ersetzen. Wenn die Strassen zerschossen, die Brücken gesprengt sind, die Bahnlinien unter Sperrfeuer liegen, werden Ross und Reiter immer über Feld und Flur und durch Wald und Fluss noch vorstossen können. Wenn das Benzin ausgeht und das Rohöl, werden die Motorkolonnen nutzlos stecken bleiben; sollte aber der Hafer ausbleiben, so wird der Reiter für sein Ross immer noch eine spärliche Weide finden, und sonst werden sie mit den Kräften ihres treuen Herzens marschieren. Reitergeist und der Mut der wiehernden Rosse lassen sich nicht motorisieren, nicht nivellieren, nicht gleichschalten: sie waren, sind und werden immer sein das Sinnbild draufgängerischen Muts, unhemmbarer Kraft und gleichmütiger Unerschrockenheit bis in die spätesten Zeiten.

Wenn man, wie ich, seine zehn Jahre Dienst bei den Gebirgsscheinwerfern, den „Nachtbuben“ der Gottharddivision, leistete, dann hat man eine gewisse Vorliebe für Nachtmärsche. Und dies kommt uns nun hier, wo es tagsüber schon sommerlich heiss und die Fliegen- und Mückenplage gross ist, wohl zustatten. So ziehen wir auch erst mit dem sinkenden Abend aus dem schmucken Städtchen Arta, um die achtzig Kilometer hinüber nach Jannina in einer Nacht und einem Vormittag zu bewältigen. Bis Mitternacht ist es stets ein herrliches Marschieren, dann beginnt die Kälte der Bergnacht zu wirken, und gegen drei Uhr früh kämpft man mit letzter Energie gegen ein fast unbezwingliches Bedürfnis nach Schlaf. Sogar die Marschlieder verstummen, und einmal löse ich den Karabiner in die Felswände, und die

Wirkung ist tatsächlich unvergleichlich: wir sind wieder ganz munter. Uebrigens ist dies nicht der einzige Schuss, der in dieser Nacht fällt. Unterhalb der Passhöhe werden wir plötzlich mitten aus der Steinwüste heraus durch drei riesige, anscheinend wilde Hunde attackiert. „Chüeri“ flüchtet sich bei diesem Angriff wohlweislich zwischen die Beine von „Arbalète“ und „Franc-Montagnard“. Max steigt vom Rad und wirft mit Steinen; aber es nützt nichts: in riesigen Sätzen kommen die Hunde näher. Ein Karabinerschuss, nicht auf die anstürmenden Hunde, aber knapp daneben ins Geröll. Donnernd rollen die Felswände das Echo von einer Talseite zur andern. Das Gekläff verstummt; im Nu machen die Hunde kehrt und setzen in langen Sprüngen davon. Nun möchte „Chüeri“ den Grosshans spielen und ihnen nach mit vielem Gekläff; aber wir rufen ihn sehr energisch zurück. Mitten in der Nacht haben wir auch zwei glimpflich ablaufende Unfälle. Ein Rad löst sich von unserm Karren, und wir müssen beim Schein der Laterne abpacken und mit Kistenholz den Radbuchs neu verkeilen. Derweil hält Max die Pferde.



Nordgriechische Bergstadt Arakhova

Die Strasse führt hier durch ein sumpfiges Hochtal. Plötzlich hören wir ein Platschen und ein erschrockenes Geschrei von Max: „Tell“ ist rückwärts über die Böschung getreten und in den sumpfigen Fluss abgestürzt, der das Hochtal durchzieht. Das Wasser geht ihm bis zum Sattel. Kurz entschlossen springt Pfeuti in einem Sprung dem „Tell“ nach, erwischt ihn am Zügel und arbeitet sich nun mühsam mit ihm auf der andern Seite heraus. Aber „Tell“ ist nicht mehr über den sumpfigen Flusslauf auf die Strasse zu bringen — bis ich mit „Winkelried“ diesseits anrücke. Da wiehern beide, und plötzlich setzt „Tell“ mit einem gewaltigen Sprung in den Fluss und auf die Strassenböschung zurück. Er hat nicht die kleinste

Verletzung davongetragen. Wir decken ihn mit Biwakdecken warm zu, und Max muss ihn eilig auf und ab führen, damit er sich nach dem unfreiwilligen Bad zu mitternächtlicher Stunde im eisigen Bergwasser erwärmen kann.

Bei einem Hirten kochen wir unser Frühstück und steigen dann mit der aufgehenden Sonne talwärts. Eine zahlreiche Automobilkolonne überholt uns. Viele glänzende Uniformen, die ersten und letzten Wagen vollgepfropft mit Polizei und Militär. Der König von Griechenland hat mit seiner Jacht den Hafen von Preveza angelaufen und begibt sich zu einem ersten Besuch in die Provinz. Es gilt, die Befreiung Janninas zu feiern, das bis 1913 türkisch blieb. Damals diente der König bei der griechischen Armee als Infanteriehauptmann. Wir salutieren, und die glänzenden Uniformen salutieren zurück. Welches der König war, wissen wir nicht, es ging alles viel zu rasch vorüber. Den Kronprinzen erkannten wir an der Admiralsuniform. Alle Dörfer haben geflaggt und Triumphbogen aus Fichtenreisern errichtet. Sogar an den armseligen Strohhütten der Zigeuner flattert die blauweisse Fahne mit dem griechischen Kreuz.

In Jannina ist Hochbetrieb. Wir wohnen der Parade der Garnison bei und dem Vorbeimarsch der Veteranenvereine und der Schüler. Alle Gasthöfe sind überfüllt; in einer kleinen Schenke der Unterstadt finden wir Stallung und auch leidliche Unterkunft für uns. Bald erscheint ein Hauptmann der Garnison und lädt uns zu Gast. Aber wir danken, da wir uns schon einquartiert haben. Nach dem Achtzigkilometer-Marsch haben sich unsere vier Rosse bereits in die Streue gelegt. Abends durchzieht ein endloser Fackelzug die Strassen der kleinen Stadt; von weit her kamen die Bergbewohner, ihren neuen König zu sehen, und das Hochrufen will nicht enden. Zu mir gesellt sich ein Arzt: ein Venizelist. Er hat seine helle Freude an der Begeisterung des Volkes und versichert mir, die eifrigsten Royalisten seien jetzt die venizelistischen Republikaner: „La république ne marche pas chez nous, il nous faut un bon roi.“

Warnte man uns in Rumänien und Bulgarien vor den Wölfen, in der Türkei vor den Wanzen, so jetzt vor den Briganten, die sich in den Grenzbergen herumtreiben sollen. Eben jetzt hat die Polizei von Jannina eine Razzia auf eine Bande von vier Räubern veranstaltet, die das Gebiet unsicher machen, und die Zeitungen bringen gross aufgemacht die Kunde, man habe die Skelette von sieben Opfern dieser Bande eben in einer Waldschlucht aufgefunden. Die Namen der einzelnen Ermordeten sind beigefügt; einige vermisste man schon seit Monaten. Die Wölfe haben uns nicht erwischt, wohl aber die Wanzen. Es geht immer kehrum in der Welt: also werden uns auch diese schnauzbärtigen Briganten nicht erwischen. Immerhin machen wir vorsorglich unsere Munition griffbereit: einige Lader kommen in die Rocktaschen, einige in die Satteltaschen, eine Patrone in den Lauf und sechs in das Magazin; der Hauptvorrat liegt vorn auf dem Karren. Der frühe Morgen sieht uns bereits im Sattel. Wir ziehen über steile Bergstrassen. Bald entschwindet der langgestreckte, blaue See von Jannina unsern Blicken; wir wechseln hinüber nach Kalpaki. Wir marschieren getrennt; denn wenn uns plötzlich im Hohlweg oder auf schmalem Saumpfad vier Briganten mit überzogenem Hahn gegenüberreten, sind wir geliefert. So nehme ich mit „Arbalète“ und „Chüeri“ dreihundert Schritt Vorsprung, den Karabiner schussbereit auf der Satteltasche. Hinten folgt die Saumkolonne. Max führt die Pferde, und Korporal Pfeuti macht den Beschluss mit dem Karabiner in der Hand. Die ganze Geschichte gefällt uns gar nicht schlecht. Es ist prickelnd, und Pfeuti und Max marschieren voller Erwartung. Einer prahlt dem andern vor, wie sie es den „Fötzelhüng reisen wollten“. Qui vivra, verra!

Albanien



Südalbanische Bergstadt

*Wie die Saumkolonne über die Berge Südalbaniens
an die blaue Küste von Valona zieht.*

Albanien — das ist ein schmaler Saumpfad hart am Abgrund durch Fels und Geröll, das ist eine morsche Brücke über dem stäubenden Tobel, das ist ein Sturm, der über hundert Berge fegt, und eine regenschwere, düstere Nacht.

Albanien — das ist ein strahlender Morgen, der tauglitzernd über zackige Grate steigt; das ist unendlich hoch ein azurblauer Dom, der sich über weltferne Täler wölbt; das ist ein zeitloser Traum, der das Gestern vergass und nicht nach dem Morgen fragt.

Albanien — das ist ein leiser Wind, der die Segel fächelt am weichen Strand, das ist eine klare Küste und ein Olivenhain am Fusse harter Felsen, das ist das silberglitzernde Meer und am fernen Horizont die blauen Berge von Korfu. Unbezähmte Wildheit, harte Wirklichkeit, seltene Romantik, stille Verträumtheit, unberührte Schönheit — das ist Albanien.

Um es gleich vorweg zu melden: die Briganten der nordgriechischen Grenze haben uns nicht erwischt. Aber ich glaube, ich habe mit ihnen beim Wein gesessen. Immer mühsamer wird der holperige Pfad — harte, zackige Steine, die unsern schweren Mitrailleurkanren rütteln —, und oft habe ich mit „Arbalète“ und „Chüeri“ lange zu warten, bis die Saumkolonne wieder in Sichtweite aufgeschlossen ist. Es regnet, und der Sturm zaust an meinem Mantel. Die Nacht bricht herein, wie ich Kalpaki erreiche. Kalpaki ist gar

kein Dorf: eine einzelne, kleine Pinte steht an der Weggabelung. Wie ich „Arbalète" mit dem Mantel zugedeckt habe, trete ich in den niedrigen, rauchgeschwärzten Raum. Ein Petrollicht flackert an der Wand, ein einziger Tisch, ein struppiger Wirt und am Tisch bei einem Glase Wein zwei struppige Gestalten, lange, doppelläufige Flinten zwischen den Knien. Wir mustern uns gegenseitig, und auf meinen Abendgruss haben sie nur ein Murren. So setze ich mich hinter den Tisch an die Wand und bestelle einen heissen Tee. Neben mir sitzt „Chüeri" und knurrt leise. Den Karabiner halte ich zwischen den Knien, wie sie. Sie sehen aus wie Briganten; doch sind es wohl nur Bauern, Hirten oder Jäger. Der eine hat ein schreckliches Gesicht: einäugig, und auf diesem Auge schielt er noch. Er spricht Italienisch und möchte Vieles wissen über Woher, Wohin, Weshalb, ob mein Hund ein Jagdhund sei, ob er den Mann angehe, wie viele Patronen ich laden könne und ich möchte ihm doch mal den Karabiner geben, er interessiere sich für fremde Waffen. Das scheint mir einleuchtend; aber den Karabiner könne ich nicht hergeben, das sei ein automatisches Gewehr mit sechzig Schuss in der Minute, mein Hund „una bestia rapace", ein besseres Raubtier. Er lächelt halb ungläubig, halb geringschätzig. Dann schlägt er vor, um eine Flasche Wein Hölzchen zu ziehen. Da die Saumkolonne immer noch nicht hörbar ist, bin ich einverstanden.

Der Wirt muss auch mit zum Tisch. Jeder erhält sechs Streichhölzchen. In der rechten Faust kann man beliebig viele dieser sechs Hölzchen verbergen, dann legt man die Faust auf den Tisch, und kehrum muss jeder die Gesamtzahl der Hölzchen in den Fäusten erraten. Wer richtig rät, darf ein Hölzchen weglegen, und wer zuerst keine mehr hat, ist Sieger. Wem das letzte Hölzchen bleibt, der muss die Zeche bezahlen. Schon beim dritten Kehr bemerke ich, dass der Einäugige mogelt: er hat wohl ein Dutzend Hölzchen, die er nach Bedarf unter dem Tisch verschiebt. So nehme ich ihm plötzlich auch die linke Hand auf den Tisch, und wohl oder übel muss er sie öffnen. Sein Genosse und der Wirt fallen mit vielem Schimpfen über ihn her. Wir beginnen von vorn. Der Wirt verliert — Wirte haben in solchen Sachen immer ein besonderes Pech. Aergerlich stellt er die Gratisflasche auf den Tisch, und die zwei quittieren für seine unfreiwillige Spende mit Hänseleien. Nach unserm Gelde kostet der Wein fast nichts: so erkläre ich, die Flasche bezahlen zu wollen. Trinken kann ich diesen griechischen Landwein zwar nicht. Die Winzer setzen den Trauben Baumharz zu, um den Wein gegen die Hitze haltbarer zu machen. Dass ich den Wein freiwillig bezahle und nicht einmal davon trinke, geht über das Begriffsvermögen meiner Tischgenossen. Der Wirt ist sichtlich froh darüber; doch der Einäugige hat seine eigene Kalkulation in dieser Sache: er fordert vom Pintenbesitzer noch eine Flasche, denn er habe verloren, und der Wirt mault zurück, verloren hätte er wohl, aber nicht betrogen. Beinahe geraten sie aneinander. Da hören wir Pferdegetrappel: die Saumkolonne ist da. Höchst verwundert treten alle drei mit mir unter die Türe, und wieder möchte der Zyklop allerlei wissen. Aber wir haben keine Zeit mehr und ziehen weiter in die regenschwere Nacht. Nach zwei Stunden erreichen wir das letzte, hoch gelegene griechische Bergdorf und finden für unsere Rosse einen kleinen Schuppen, für uns ein freundliches Quartier und einen besonders dicken, asthmatischen Wirt, der schon ordentlich ins Schnaufen kommt, wie er jedem von uns vier Eier in die Pfanne schlägt, eine goldgelbe Omelette zu braten.

Am Hang des kleinen Bergdorfes blühen die Bäume. Ein herrlich klarer Morgen breitet sich nach dem reinigenden Regen der verflossenen Nacht über eine Hochgebirgswelt von unvergesslicher Pracht. Wieder eine Passstrasse, die oft in steilen Kehren ansteigt und fällt. Oben auf luftiger Höhe der

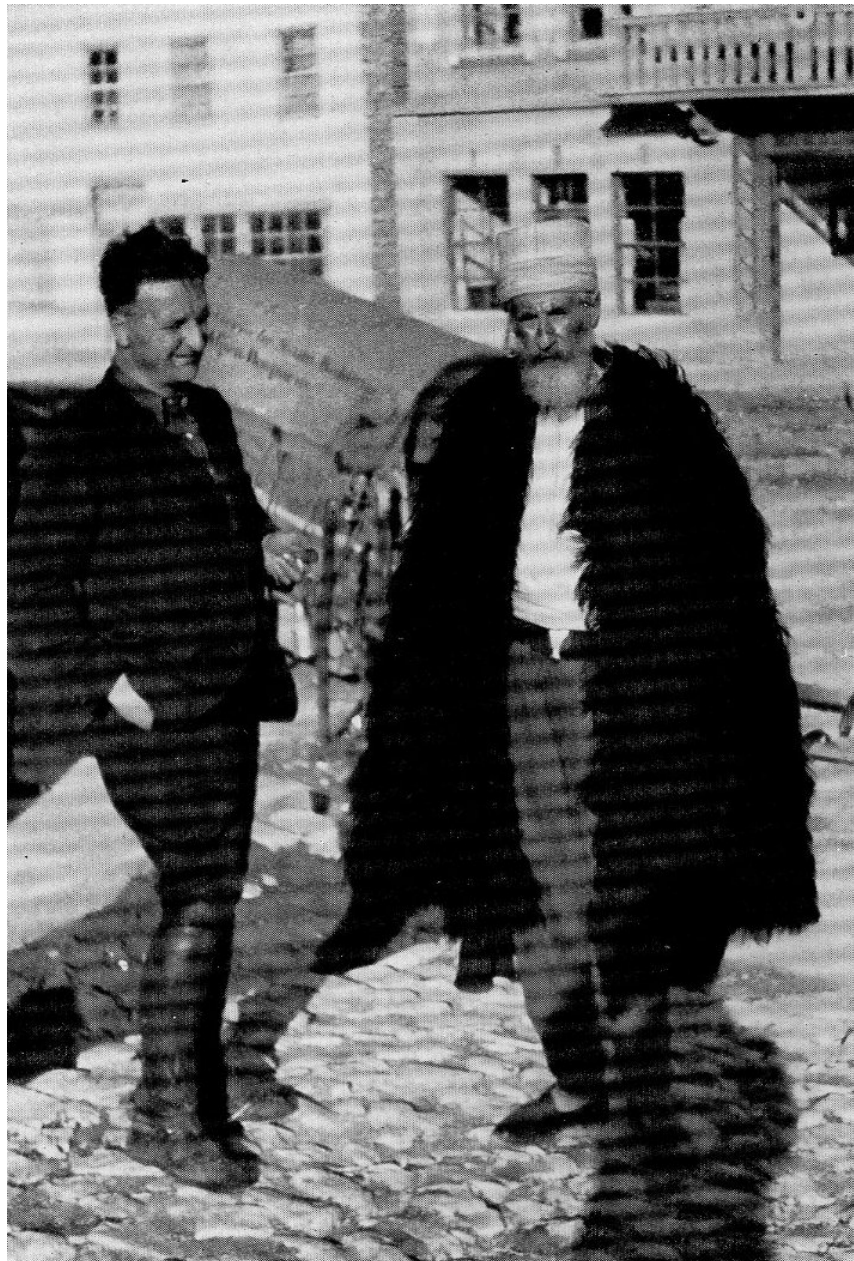
griechische Grenzposten. Nochmals gastfreundlich ein türkischer Kaffee beim griechischen Infanteriehauptmann, der diesen Posten kommandiert — dann geht's einige Schritte hinüber zum albanischen Posten: ein Soldat in feldgrauer, nach Schnitt italienischer Uniform mit einer hohen Mütze mit Sturmband, wie sie die Lützower in den Befreiungskriegen trugen; ein Zollbeamter, der ausschaut wie ein lieber Grossvater — überhaupt keine Zollformalitäten. Vor den Hufen unserer vier Rosse liegt das Königreich Albanien.

Wir steigen nieder in ein langgezogenes Hochtal: beidseitig gigantische Bergketten, die Flühe werfen die Jauchzer der Saumkolonne zurück. Wir fühlen uns seltsam beglückt: Berge ringsum und schneebedeckte Kuppen und ein goldenes Abendlicht, das bald hinter dunkelblauen Gipfeln dämmernd erlischt. Nur die Strasse ist hart: grosswürfliger, mit Steinhämmern gebrochener Kies, scheinbar wahllos hingeworfen, hier etwas mehr, dort etwas weniger, den Bauern mit ihren Eselein und Maultieren und kleinen Zigeunerpferdchen das Einstampfen überlassend. So ähnlich macht's oft eine sonst vorbildliche bürgerliche Forstverwaltung im Bremgartenwald zu Bern, den guten Stadtbürgern Gelegenheit bietend, ein Paar Schuhsohlen an einem Sonntagnachmittag durchzutreten.

Finster lastet mit Türmen und Bastionen und gigantischen Ringmauern vom hohen Fels die mittelalterliche Burg des Ali Pascha von Tepeleni nieder auf die winkligen, engen Gassen von Arghyrokastró. Zum Städtchen hinauf führt eine steile Strasse in vielen Kehren. Ein romantisches Nest, dieses felsige Arghyrokastró. Wir finden eine leidlich gute Unterkunft für Ross und Mann. Am frühen Morgen besichtigen wir die Burg, die ein Erdbeben halb zerstörte. Hier herrschte zur Zeit des grossen Napoleon mit List und Gewalt als Vizesultan besagter Ali Pascha von Tepeleni, bekannter unter seinem geschichtlichen Namen Ali Pascha von Jannina. Er kümmerte sich wenig um die Befehle der Hohen Pforte; denn Stambul ist weit von Jannina und unendlich weit vom steilen Arghyrokastró. In diese düstern Mauern verschleppten seine struppigen Tscherkessenreiter die Opfer seiner Willkür und Tyrannei. Noch sieht man im Burghof einen morschen Galgen, an dem der schaurige Schwur des Grausamen erfüllt wurde, täglich einen seiner Untertanen aufzuhängen. Unterirdische gewölbte Gänge führen von der Burgruine weg bis auf fünfunddreissig Kilometer Distanz nach allen Richtungen, sind durch Querstollen verbunden, führen in Sackgassen, die in schaurige Katarakte münden, bilden ein Labyrinth, das jeden Verfolger nicht nur irreführt, sondern den Rückweg an das strahlende Licht der Sonne verlieren lässt. Vor einigen Jahren sollen sich drei französische Touristen zu tief in dieses Gewirr von finstern Höhlen gewagt haben und nie mehr gesehen worden sein. Wir hüten uns, zu weit hineinzudringen, trotz der guten Spürnase unseres „Chüeri“, der allerlei an den herabgestürzten Blöcken und Steinen zu schnuppern hat.

Wir durchziehen ein Land eigenartiger, unberührter Romantik. Malerisch die Kostüme der Bauern, die Ziegenfellkleider der Hirten, der zerlumpten Eseltreiber, die Kleinbürger der Provinzstadt im weissen, schwarzen, grünen oder roten Fez, die Imane und Muezzins, die noch die alte arabische Tracht tragen, die tief verschleierte Frauen, die bronzefarbigen Zigeunerinnen. Die Albaner bekennen sich zu zwei Dritteln zum Islam. In den Städtchen und Dörfern finden wir wieder die Minarette, wenngleich keine so stolzen Moscheen wie in Stambul. Am meisten gefällt uns der albanische Gruss, die flache Hand waagrecht vor die Brust gehalten: Mirmengies, Zotni! (Guten Tag gebe dir Gott, Herr!)

Albanien hat zwei Währungen: den Leka, dem französischen Franken entsprechend, und den Goldfranken nach Schweizer Währung. Hauptverkehrsmittel sind und werden wohl hierzulande immer bleiben das flinke, kleine Eselein und das kleine, struppige Pferd. Mit einem unverständlichen Vertrauen verlassen sich die Albaner auf den sichern Tritt schmalgefesselter Eselsbeinchen; uns graust, wenn sich ein beliebter Händler über holperigen Stein hart am Abgrund hintragen lässt und dazu unbekümmert mit den Beinen über den Rand des Saumweges baumelt. Sehen wir auch selten eine Tiermisshandlung, so ist doch das Leben dieser Esel, Maultiere und Zigeunerpferde ein einziges Martyrium.



Südalbanischer Hirte

Es gibt Treiber, die ihrem Esel das ganze Jahr den Saumsattel nie vom Rücken nehmen. Dazu ist dieser Saumsattel mit Stegen bis zur halben Halslänge versehen, so dass das Tier nicht einmal seinen Kopf frei bewegen kann. Bezieht die Saumkolonne einen Stall, so schirren wir mit unsern Rossen auch gleich alle

anwesenden Eselchen ab. Dann gibt es lange Gesichter, wenn die Treiber vom Markte wiederkehren. Oft will einer reklamieren; aber wir putzen ihn gleich so ab, dass er froh ist, stillschweigend seine Sachen zusammenzusuchen. Es fehlt da einzig an der richtigen Erziehung.

Eisenbahnen gibt es in Albanien nicht; bis 1913 gab es nicht einmal Strassen. Albanien hat gleichsam ein Jahrhundert übersprungen und unter österreichischer und italienischer Besetzung während des Weltkrieges die grossen Durchgangsstrassen erhalten. Heute verkehren darauf Lastwagenzüge und Autobusse, und ein gut ausgebautes Flugnetz dient der Post. Das heutige Albanien untersteht vollständig dem italienischen Einfluss: Italien baut Strassen, Befestigungen und Sperrstellungen, es beeinflusst die Politik und Wirtschaft, und der italienischen Propaganda sind die Albaner kritiklos ausgeliefert. Auf allen öffentlichen Plätzen der kleinen Städtchen und Dörfer sind Lautsprecher angebracht, und der einzige Sender der Welt, der albanisch sendet, ist der Sender von Bari. So sehen wir denn immer zur Stunde der Nachrichten eine grosse Menschenmenge Kopf an Kopf vor diesen Lautsprechern, und was eine immer gleiche Propaganda in die Köpfe hämmern kann, wird uns recht eindringlich unter Beweis gestellt durch den Einfluss, den diese einseitige Berichterstattung ausübt: der letzte Albaner scheint von der Gerechtigkeit und Rechtlichkeit des italienischen Eroberungszuges in Abessinien überzeugt zu sein.

Drei Tage nacheinander haben wir allerlei Pech: zwei Raddefekte und einmal gleich an einem kurzen Vormittag vier Hufeisen weg. Beschlagen müssen wir selbst: es gibt in Albanien keine Berufshufschmiede; jeder ist nicht nur seines eigenen Glückes, sondern auch seines Esels Schmied. Die kleinen Hufeisen kauft man nach drei Nummerngrössen im Krämerladen. Sie werden kalt aufgeschlagen, und was am Huf noch vorsteht, wird einfach weggeschnitten. Grosse Eisen, wie wir sie brauchen, sind nirgends aufzutreiben. So müssen wir nach unsern letzten Reserveeisen greifen.

Weisst du, was das bedeuten kann: ein Licht in der Nacht, lieber Leser? Wir haben jetzt eine förmliche Wut auf diese rückständigen Kilometer und beschliessen, in einem Tag-und-Nacht-Marsch von Tepeleni die fünfundachtzig Kilometer nach Valona hinüberzuziehen. Auch Tepeleni hat eine riesige Burgruine, und noch lange sehen wir ihr düsteres Gemäuer vom jenseitigen Hang im sinkenden Abend wie ein Wahrzeichen aus tyrannischer Zeit. Ueber endlos viele Bergzüge führt auf und ab über holperigen Stein eine Bergstrasse. Abends setzt Regen ein, fällt immer dichter. Ein Gewitter zieht herauf, Hagel und Schnee peitscht uns der Sturm waagrecht ins Gesicht, in den tiefen Löchern der ausgefahrenen Bergstrasse bilden sich Wasserlachen, und oft müssen wir lange Strecken knietief hindurch. Links steile Wand, rechts schaurige Abgründe, Brücken über finstere, gurgelnde Tobel, bei denen wir jedes Mal ein Stossgebet zum Himmel senden, wenn wir ihren knarrenden, schwankenden Balken zwei Pferde und den schweren Karren anvertrauen müssen. Wir dürfen nicht stehen bleiben, weil sonst die Pferde, dem Hagel ausweichend, leicht nebenaus treten und abstürzen können. Seit Stunden spähen wir nach einem Licht. Wir sind nass, durchfroren, müde, hungrig und durstig zugleich. Aber nichts als Fels und finstere Nacht, die der Blitz auf Sekunden blendend erhellt. Endlich früh zwei Uhr Hundegebell. Wo Hunde bellen, müssen auch Menschen sein, muss wohl eine einsame Hütte stehen. Diese Hütte muss unterhalb der Strasse liegen. Wir klettern über das Bord hinab, derweil Max bei den Pferden oben bleibt. Endlich, wie

wieder ein Blitz über die düstern Wolken fährt, sehen wir eine niedrige Steinhütte, die sich unter eine riesige Akazie duckt. Lange pochen wir umsonst. Endlich gibt es Licht; ein Bergbauer erscheint. Mit vieler Mühe können wir uns verständlich machen. Er weist uns einen schmalen Pfad zur Strasse hinauf, und wir holen unsere vier Rosse herbei, binden sie an der windabgekehrten Seite an die Hütte und decken sie zu mit allen Decken und Zeltbahnen, die wir mitführen, werfen Heu vor und treten in das gastliche Berghäuschen. Der Bauer hat schon Feuer angefacht, stellt Wein bereit und schlägt Eier in die Pfanne. Wir wechseln vorerst unsere Kleider. Wie wir nach zwei Stunden Rast mit vielem Dank von dannen ziehen, hat das Wetter umgeschlagen: ein herrlicher Sternenhimmel wölbt sich über die Berge; nur empfindlich kalt ist's, so dass wir uns beeilen, talwärts zu ziehen. Ein früher Morgen und strahlende Sonne. Wir marschieren durch eine freundliche, fruchtbare Gegend. Immer mehr neigt sich die Strasse zu Tal, und bald traben wir unter schattigen Oliven hinüber zu dem Hafenstädtchen Valona.

*Wie zwei schweizerische Karabiner im Busch von Mamuras
die Komitadschi im Schach halten.*

Ein einziger Schweizer wohnt mit seiner Familie in Valona und führt ein kleines, gutes Gasthaus. Er holt uns aus der albanischen Herberge zu sich, und was er der Saumkolonne aufischt, macht seiner Küche alle Ehre. Herr Hartel hat eine Walliserin zur Frau, und wir fühlen uns wieder einmal wie zu Hause. Pfeuti und Max sind' ordentlich wütend über unsern Landessender; denn wie sie endlich am Radio unser Beromünster erwischen, wird eine Oper übertragen, und sie freuen sich auf Jodel und Handorgelspiel. Derweil unterhalte ich mich mit Miss Smith, einer Schottin, die hier als Ingenieurin wirkt und für die Rockefeller-Kommission die Arbeiten der Entsumpfung leitet: sind doch weite Striche Albaniens malariaverseucht. Sie trägt Kleidung wie ein Mann, Reitstiefel mit mächtigen Sporen, Haare kurzgeschnitten.

Ein Nachtmarsch bei herrlichem Vollmond vierundachtzig Kilometer weit über eine wohlgebaute, italienische Militärstrasse durch endlose Sümpfe, in denen Millionen Frösche quaken, hinüber nach Durazzo. König Zogu weilt eben auf dem hochgelegenen Schloss; die kleine Hafenstadt ist überfüllt mit Militär. Sonderbare Gerüchte zirkulieren: eben hat der König mit Italien ein neues Finanzabkommen getroffen. Albanien hat dafür gewisse Militärlasten zu übernehmen, Maultiere und Pferde zu stellen. Die ganze Nacht durch begegneten uns einrückende Reservisten. Dreissigtausend Mann sollen aufgeboden sein.

Durazzo ist im Umbruch: neben alten, niedrigen, lotterigen Türkenhäusern moderne Neubauten, sogar ein gepflegter Boulevard hinunter zum Strand. Düster die alten venezianischen und türkischen Burgmauern der kleinen Stadt. Auch Tirana bietet das gleiche Bild: hypermoderne Wolkenkratzer neben niedrigen, baufälligen Häuschen, weite, ganz neue Parkanlagen und zwanzig Schritte davon holperige, enge Gassen. Malerisch das Treiben auf dem Markt. Man muss nach Albanien gehen, um noch wirklichen Orient anzutreffen.

Wiederum ein Nachtmarsch und herrlicher Mondschein und endlich ein Abenteuer. Ganz allein zieht die Saumkolonne durch riesige Sümpfe, knorrige Akazienwälder, hügelab, hügelab, durch eine beispiellose Stille. Der Weg führt durch den Busch von Mamuras. Mit „Arbalète" und „Chüeri" habe ich die Vorhut;

denn wieder wurden wir gewarnt. Ein Feuer im Busch. Ich glaube schon, mit der Saumkolonne unbemerkt daran vorbeizukommen. Aber die Leute, die dort lagern, haben einen Hund, der uns verbellt, und unser „Chüeri“ weiss nichts Klügeres zu tun, als zurückzumaulen. Sechs abenteuerliche Gestalten erheben sich rasch und eilen auf mich zu. Sie sehen wenig vertrauenerweckend aus; zwei tragen Kopftücher wie Spahis. Im Gürtel trägt jeder zwei oder drei prächtige Museumsstücke von türkischen Handscharen, deren Griffe, mit Perlmutter beschlagen, im Mondschein blinken. Jeder trägt auch eine doppelläufige Flinte. Sie sperren die enge Strasse. Ich lasse sie nicht an das Pferd heran, sondern hebe den Karabiner. Was sie mir zurufen, verstehe ich nicht. Aus ihren Handbewegungen entnehme ich, dass ich absitzen und den Karabiner herunternehmen soll. Sie sind höchst erstaunt, dass ich nicht Folge leiste und den Anführer aufs Korn nehme, wie er nähertreten will. Aufgeregt sprechen sie auf mich ein. Die Saumkolonne rückt näher. Ich rufe Korporal Pfeuti neben mich, dann verlangen wir energisch Durchpass. Der Anführer spricht endlich ein gebrochenes Italienisch, behauptet, der Unteroffizier der andern zu sein und der ganze Trupp ein Landsturmkontingent der Territorialtruppen des Königs Zogu. Ich erwidere, dass ich ihm nicht Glauben schenke, da er weder eine Uniform trage noch einen Ausweis mit sich führe; ich würde nun auf drei zählen, wir hätten da automatische schweizerische Armeegewehre mit sechzig Schuss in der Minute, und wenn wir auf den Abzug drückten, wären sie alle sechs tot. Der Anführer protestiert, aber ich zähle: uno — due — und bei „tre“ treten die sechs beiseite. Wir lassen nun Max mit dem Saumtier und dem Karrenpferd zumarschieren und halten mit unsern Karabinern die sechs im Schach, bis er verschwunden ist. Dann reiten auch wir zu, aber nur einer nach dem andern: fünfzig Schritte, derweil der andere auf Anstand bleibt. So sind wir den sechs unheimlichen Gestalten bald aus dem Bereich der Flinten und schlagen einen ausgiebigen Trab an.



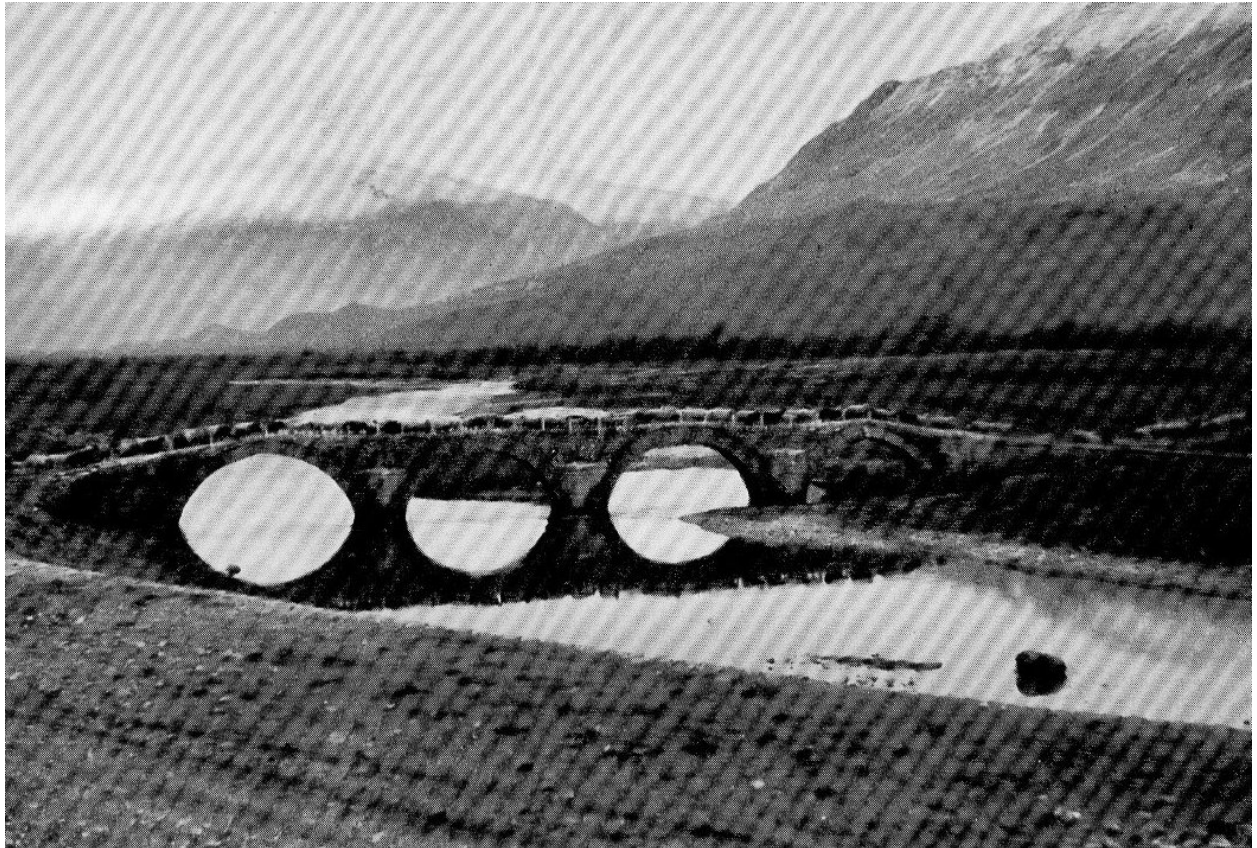
Albanische Küste

Endlos lang scheint dieser Busch sich zu dehnen. Der Tag bricht an, und wir marschieren und traben. Mitten im Vormittag erreichen wir das pittoreske Städtchen Alessio. Und hier klärt sich das mitternächtliche Abenteuer auf, und wir lachen nicht wenig. Der Pater Oekonom des Franziskanerklosters zu Alessio versichert uns unter grosser Heiterkeit der mit uns beim Wein sitzenden Mönche, beinahe hätte die schweizerische Saumkolonne den Landsturmtruppen Seiner Majestät des Königs Zogu ein Nachtgefecht geliefert; denn diese Buschritter seien doch reguläre, aber nichtuniformierte Territorialtruppen gewesen, die aufgeboten seien, im Zusammenhang mit den Truppenzusammenzügen die grossen Durchgangsstrassen zu bewachen. Zwei Tage später allerdings erklärten uns die Jugoslawen, wir hätten schon gut getan, mit unsern Waffen uns Durchgang zu ertrotzen, dies seien bestimmt Grenzbanditen gewesen. Der Regimentskommandant bekräftigte dies durch Vorweisung der Verlustliste seines Regiments: acht tote und zweiundzwanzig verletzte Soldaten während der letzten fünf Jahre im Kampfe mit solchen Komitadschis gefallen.

Malerisch ist dieses uralte Alessio mit seiner gewaltigen venezianischen Burgruine auf steilem Hügel, eng und winklig die Gassen, pittoresk das Leben und Treiben, die winzigen Basars und Bäckerläden, und auf und ab gehend abenteuerliche Gestalten in alten Trachten. Halb mohammedanisch, halb katholisch, hat Alessio Moschee und Kirche. Wenn am frühen Morgen der Muezzin in seiner arabischen Priestertracht sein Morgengebet vom schlanken Minarett niederkrächzt, antworten die Franziskaner vom andern Flussufer herüber mit ihrer schweren Artillerie, das heisst sie läuten mit sämtlichen Glocken. Im übrigen vertragen sie sich bestens, wie mir der alte Prior versichert.

Der Norden Albaniens ist wohlhabender als der Süden. Während die Südalbaner noch der Herrschaft der Begs unterstehen, angestammter Fürsten aus der Türkenzeit, die mit Steuern und Abgaben die armen Hirten und Kleinbauern bedrücken, treibt der Norden Handel und Gewerbe, und besonders die katholische Bevölkerung scheint bis zu einem gewissen Grade wohlhabend zu sein.

Wiederum geht es durch eine herrliche Gebirgslandschaft hinüber an den See von Skutari. Die Stadt trägt in ihren altern Teilen das Gepräge der Türkenzeit; im mohammedanischen Viertel sieht man wirklichen, malerischen Orient. Wir logieren in einer kleinen Finte, weil gleich daneben ein vorzüglicher Stall zu finden ist. Ein Offizier des Platzkommandanten erscheint und ist höchst erstaunt. Das sei ja ein Hotel fünfzehnter Klasse, versichert er mir, und solche Eindrücke dürfe ich von Albanien nicht mitnehmen. Aber ich versichere ihm, dass wir uns ganz wohl befänden und dass ich das schöne Albanien nicht nach derartigen Nichtigkeiten beurteile.



Albanische Landschaft

Jugoslawien

*Wie die Saumkolonne nach Jugoslawien zieht
und in die schwarzen Berge klettert.*

Leb wohl, du blauer See von Skutari mit deinen stillen Ufern, mit deinem hohen Schilf am Strand, in dem die Winde flüstern! Gott grüsse euch, ihr trutzigen Felsen von Montenegro, du malerisches Podgorica, du steinigtes Cetinje inmitten deiner Wüsten von Geröll!

Auch von Skutari weg ziehen wir erst im späten Nachmittag. Herrlich ist dieser Skutarisee und von stiller Verträumtheit seine schilfbewachsenen Ufer. Stundenlang kann man am Gestade hintraben, ohne auf ein Haus zu stossen. Die Sonne sinkt hinter dunkelblaue Berge, die ersten Sterne blinken, und bald rückt auch der Mond herauf — wir erreichen Koplik. Der albanische Infanteriehauptmann und der Bürgermeister erscheinen und laden uns zu einem Glase Wein; dann gibt uns der Hauptmann zwei Soldaten mit, die uns bis zur Grenze geleiten sollen. Um Mitternacht erreichen wir den einsamen Grenzposten im Gebirge. Ein altes, türkisches Kastell, von dem nur noch der Turm unversehrt die Nöte der Zeiten überstund, dient dem Posten als Unterkunft. Ein Unteroffizier erledigt die Passformalitäten und lässt türkischen Kaffee brauen, bezweifelt aber, dass wir die jugoslawische Grenze passieren könnten vor Tagesanbruch. Wir marschieren zu, der Unteroffizier mit mir an der Spitze, hinunter an das Seeufer. Ein Grenzstein — der Albaner ruft lange durch die hohlen Hände. Endlich antwortet jemand aus der Finsternis, und bald tauchen drei riesige serbische Infanteristen auf. Sie tragen pelzgefütterte Mäntel. Die Grenzstrasse sei bis fünf Uhr früh gesperrt; was sich während der Nachtzeit darauf bewege, erhalte vom hoch gelegenen Fort Maschinengewehrfeuer. Darauf sind wir nicht gerade neugierig — also warten wir. Nachdem wir die Pferde zugedeckt haben, hüllen wir uns in unsere Mäntel und legen uns einmal mehr auf blanken Fels. Je ein albanischer und ein serbischer Soldat bleiben zurück. Der Zufall will es, dass der albanische Soldat ein Zwerg, der Serbe ein Riese von zwei Meter Länge ist. Der kleine Albaner setzt sich nach mohammedanischer Art mit unterkreuzten Beinen auf die Erde, der Serbe lehnt im Mondschein am Grenzstein — so plaudern sie zusammen und bilden gleichsam ein Sinnbild ihrer zwei Länder: ein winziger albanischer Zwerg und ein gigantischer jugoslawischer Riese.

„Dobar dan, Gospodin Porucnik!“ (Guten Tag, Herr Oberleutnant!) Wie ich die Augen öffne, steht vor mir ein jugoslawischer Feldweibel mit zwei Soldaten. Wir treten uns erst mal die Füsse warm, erstellen Marschbereitschaft, dann geht's drei Kilometer bergan auf den jugoslawischen Posten. Der Feldweibel hat schon Tee bereitstellen lassen, Butter, Käse und Brot. Das Mannschaftszimmer ist in tadelloser Ordnung: die Serben zählen seit Jahrhunderten zu den besten Soldaten. Nach kurzem Halt marschieren wir durch eine felsige Karstlandschaft in vielen Kehren bergauf und bergab, hinunter in die Ebene von Podgorica. Regen setzt ein; bald giesst es wie aus Kübeln. Eine kleine Pinte bei Tuzi. Das halbe Dorf strömt zusammen. Ich frage erst, ob ich albanisches Geld wechseln könne, bevor ich einen Tee bestelle. Aber die Bauern protestieren: hier werde nichts bezahlt. Der Wirt muss Tee vorsetzen und Raki — Raki ist ein starker Pflaumenschnaps —, Brot und Käse, und jeder will bezahlen: sie streiten sich förmlich, und einer stösst den ändern vom Schanktisch weg. Wir danken herzlich mit Händeschütteln. Wieder hinaus in den Regen und auf schnurgerader Strasse dreizehn Kilometer weit. Die Strasse übersetzt ein Canon, wie sie ausser in Jugoslawien wohl nur in Amerika vorkommen: tief eingeschnitten in die Felsen ist ein tiefer, schmaler, brausender Fluss.

Drei Offiziere des achtunddreissigsten jugoslawischen Infanterieregiments traben durch den fletschenden Regen heran: „Zivio, Svajcarsca! Zivio! Zivio! Zivio!" Wir schütteln uns vom Sattel aus die Hände. Hinein ins malerische Podgorica, über die alte Türkenbrücke zu den ausgedehnten Kasernen. Die Pferde kommen in die Stallungen des achten jugoslawischen Artillerieregiments, in weite, strohgefüllte Boxen vor volle Krippen, die Mannschaft zu den Unteroffizieren der Infanterie. General Pandurovic begrüsst mich und teilt mir den Kommandanten der zweiten Maschinengewehrkompanie, einen kleinen, schneidigen mohammedanischen Hauptmann, zu. Die Begrüssung durch den Kommandanten des achtunddreissigsten Infanterieregiments, Oberst Georgievic, in der Offiziersmesse möchte ich nur kurz skizzieren: „Ihre Saumkolonne zu beherbergen, lieber Herr Kamerad, ist selbstverständliche kameradschaftliche Pflicht. Schweizerische Soldaten in unserer Garnison begrüssen zu dürfen, ist uns eine hohe Ehre. Aber darüber hinaus geben Sie uns eine willkommene und mit Begeisterung ergriffene Gelegenheit, Ihrem Lande ein Atom von jener ungeheuren Dankesschuld abzutragen, die alle kriegführenden Armeen Ihrer Armee, Ihrer hohen Regierung, Ihrem wohltätigen Volke schulden. Ich habe Ihr Land in kurzen zweiundzwanzig Stunden kennengelernt als kriegsgefangener, rekonvaleszenter ungarischer Offizier auf einer Bahnfahrt von Como nach Feldkirch. Es vergeht kein Tag seither in meinem Leben — und es sind nun neunzehn lange Jahre her —, dass ich nicht mit tiefgefühlter Dankbarkeit der liebevollen und aufopfernden Tätigkeit Ihrer Sanitäts- und Truppenoffiziere und Mannschaften, vor allem aber auch Ihrer Damen vom Roten Kreuz gedenke, die uns nach drei Jahren Krieg und harter Gefangenschaft wie ein Wunder erschien. Grüssen Sie Ihr schönes Land in unserm Namen, versichern Sie Ihre Armee unserer unverbrüchlichen Kameradschaft, grüssen Sie vor allem die schweizerischen Frauen!"

Nie sah ich so viele schöne Mädchen und Frauen wie am Garnisonsball in Podgorica. Bis zum ersten Hahnenschrei spielt ein kleines Soldatenorchester und wird zwischenhinein abgelöst durch zwei Dudelsackpfeifer, nach deren quietschenden Weisen wir den serbischen Nationalreigen tanzen.

Der folgende Tag ist Ruhetag für unsere Rosse und zugleich Retablierung, denn seit unserer letzten gründlichen Revision in der Bukarester Garnison ist vieles arg mitgenommen. Oberst Georgievic stellt uns alles Wünschbare zur Verfügung. Die Pferde werden bei der Artillerie beschlagen, unser Karren wird gründlich repariert, Satteldecken und Kleider werden geflickt, Stiefel und Marschschuhe besohlt, und am Abend dieses Rasttages, wie wir von einem Ausflug in die schwarzen Berge zurückkehren, können wir eine tadellose Marschbereitschaft feststellen.

Zweiunddreissig Offiziere der Artillerie und Infanterie mit ebenso vielen Chargen sitzen auf, uns am nächsten Morgen das Geleite zu geben bis an den Fuss der schwarzen Berge — zu meiner Rechten auf tänzelndem Anglonormänner Infanterieoberst Georgievic, zu meiner Linken auf arabischem Vollblut Artillerieoberst Kiler. Bei einem Bauern ein Abschiedstrunk, und weil die jugoslawischen Kameraden gerne ein deutsches Lied zum Abschied singen möchten und nur einen bekannten, alten Schlager kennen, tönt es uns noch lange nach: „Adieu, du kleiner Gardeoffizier!" Allzu viel Ehre für mich Milizlandwehrlere. Wir winken gegenseitig noch lange zurück — dann nimmt die Saumkolonne die steile Bergstrasse in Angriff, derweil die jugoslawische Kavalkade im Galopp über die weite Ebene zurückfegt nach Podgorica.

Mühsam geht's bergan durch unwirtliche Felslandschaft, dann lange über eine steinige Hochebene und in vielen Kehren hinunter zum Hafen von Rijeka. Im königlichen Sommerschloss sitze ich mit den Marineoffizieren zu Tisch, derweil draussen im Hof die Matrosen sich ein ungekanntes Vergnügen machen, auf unsere Pferde zu sitzen. Rijeka ist Marinestation am letzten Ausläufer des Skutarisees. Hier hatte König Nikita von Montenegro seine Sommerresidenz. Als hier einmal der Wladika von Montenegro den König Nikita besuchte, neckte der weltliche den geistlichen Fürsten der schwarzen Berge: „Was gibt es wohl Hässlicheres als dein Gesicht, Wladika!“, worauf der Oberpriester ernsthaft erwiderte: „Den Spuz, Hospodar!“ Der Spuz ist eine alte Türkenfestung an der Strasse nach Danilovgrad und hatte türkische Besatzung inmitten des montenegrinischen Gebiets bis zum Balkankrieg.

Ein schönes, altes Landhaus mit prächtigem Park dient heute der Marineabteilung, die den Skutarissee überwacht, durch dessen Mitte im untern Teil die jugoslawisch-albanische Grenze geht. Für die Marineoffiziere ist dieser Posten ein halbes Exil, und wenn einer hier seine zwei Jahre hinter sich hat, sehnt er sich zurück auf hohe See. So möchten uns auch diese beiden Fregattenleutnants möglichst lange in ihrem Königsschloss behalten; aber wir wollen noch vor Einbruch der Nacht hinauf nach Cetinje. Endlos geht's bergan auf einer guten Strasse der einen Talseite entlang.



An der Küste von Dalmatien

Tiefblau, fast schwarz erscheinen die Berge im Dämmerlicht des Abends, wie wir die oberen Kehren des langgezogenen Tales erreichen. Zwanzig Offiziere des achten jugoslawischen Infanterieregiments führen die Saumkolonne in die Kasernen. Mich erwartet ein fürstliches Quartier: das kleine Palais des Königs Nikita von Montenegro.

*Wie die Saumkolonne im Schneesturm über den Lowcenpass marschiert
und nach Dalmatien und der Herzegowina zieht.*

Aus der Steinwüste von Cetinje musst du niedersteigen an die blaue Bucht von Cattaro und von den Schneefeldern des Lowcen zu den Palmen an der Riviera Dalmatiens — dann wirst du seltsam beglückt sein von so viel herber und so viel weicher Schönheit Jugoslawiens.

Das kleine Palais des Königs Nikita diente dem König Peter von Serbien zum Aufenthalt, als er noch Prinz und Emigrant war. Heute ist es Offizierskasino der Garnison von Cetinje. „Chüeri“ und ich bewohnen ein illustres Appartement. Hier wurde der in Marseille ermordete König Alexander geboren. Vor meinen Fenstern ein weiter Platz und gegenüber ein einfaches, graues, langgezogenes Gebäude. Ein französisches Landedelhaus scheint es zu sein: das Königsschloss von Montenegro — heute Museum, genau so belassen, wie es der letzte Fürst der schwarzen Berge auf seiner Flucht vor den Oesterreichern im Jahre 1916 verliess; das Haus eines Landedelmannes auch innen, alles echt und gediegen und von jener feinen Kultur, die nicht prunkt und überladet und doch überaus reich diese massig grossen Säle und Zimmer ziert. Ein eigener Charme geht von diesen zierlichen Stilmöbeln aus; man fühlt sich glücklich und geborgen und doch wehmütig zugleich. Vor knappen zwanzig Jahren war dies noch ein Königsschloss, hatte Sinn und Leben und Bedeutung, und was davon blieb, ist nur noch Erinnerung. Die Herrscher der Vorkriegszeit waren oft hier zu Gast, und ihre Bilder blicken aus reichen Goldrahmen auf uns nieder. Sie sprechen von der Vergänglichkeit aller irdischen Grösse: Zar Alexander — ermordet, Fürst Danilo — ermordet, Kaiser Maximilian von Mexiko — standrechtlich erschossen, Kaiserin Charlotte — sechzig lange Jahre in geistiger Umnachtung und von der Welt vergessen gestorben, Zar Nikolaus und seine ganze Familie — ermordet, König Alexander — ermordet; vier mächtige Kaiserreiche und viele Königreiche herabgestürzt und im Chaos einer beispiellosen Zeitwende versunken.

Der Erzbischof von Montenegro, ein feinsinniger Greis mit silberweissem Haar, lädt mich zur Besichtigung des Monastirs von Cetinje ein: ein kleines Kloster, umgeben von mächtigen Mauern mit Schiessscharten, aus welchen die Mönche auf die Janitscharen schossen, als sie ein einziges Mal nach dem Felsennest der schwarzen Berge vorstiessen; eine reichhaltige Bibliothek und eine Schatzkammer voll Gold, Silber und Edelsteine, Kronen, Orden, vergilbten Schenkungsurkunden. Derweil der Erzbischof, der fünf Sprachen geläufig spricht und die Geschichte Montenegros kennt, als lese er aus einem Buche, mit mir plaudert, kramt ein Pope mit riesigem, kohlschwarzem Bart aus einer Ecke eine einfache, uralte Holzschachtel hervor: eine Schachtel, wie sie unsere Bäuerinnen im Emmental haben, ihr Nähzeug zu versorgen. Und wie er sie öffnet im Halbdunkel, grinst mich der Totenschädel Mahmud Paschas an, jenes türkischen Feldherrn, der einzig im Verlaufe der Jahrhunderte während kurzer drei Tage im festen Cetinje sich festsetzen konnte, wofür ihm später in der Schlacht bei Podgorica die Montenegriner den Kopf von den Schultern hieben. Unweit des Klosters ist eine kleine Kapelle, im weiten Umkreis ein eiserner Zaun, der nicht seinesgleichen hat in dieser Welt: die Zaunstäbe sind lauter türkische Gewehrläufe — vier-tausendzweihundert sollen es sein.

Cetinje liegt als richtiges Felsennest wie ein Adlerhorst in einem steinigen Hochtal zwischen hohen, schneebedeckten Bergen. Nur die Talsohle hat etwas Vegetation: hier und dort zerstreut ein Wäldchen von Bergkiefern und Zypressen; sonst nichts als Felsblöcke und ewiges Geröll. Vor dem Weltkrieg lebte es vom Hof und den fremden Diplomaten, deren Häuser heute als Wohnungen kleiner Bürger dienen. Die alten Cetnjener erzählen noch von jenen glanzvollen Zeiten, wenn fremde Fürstlichkeiten drunten in der Bucht von Cattaro vor Anker gingen und dann ein langer Zug vier- und sechsspänniger Kutschen die Serpentina emporschlängelte, um über den Lowcenpass an den gastfreundlichen Hof des Königs der schwarzen Berge zu ziehen. König Nikita, der ein Held war in vielen Schlachten gegen die Türken, der einer der besten Diplomaten der Zeit war und die Interessen der Grossen zum Nutzen seines Liliputstaates gegeneinander geschickt ausspielte, war ein wahrer Vater seines Bergvolkes. Immer trug er die malerische Landestracht, sogar wenn er auf Reisen ging. Sechsfünfzig Jahre regierte er das Volk der Czernagorzen, war sein Fürst, Feldherr, oberster Richter. Wir sehen nicht ohne stille Rührung die Briefe der mächtigsten Herrscher der Erde in vertraulichem Stil an ihren „lieben Vetter Nicola“, wir sehen seine Kriegstrophäen, seine Ordensammlung, die Prunksättel seiner Leibpferde; sogar der Sultan liess seinem tapfern Gegner ein prächtig mit Silber und Gold beschlagenes Reitzug schicken.

Nach einem Ruhetag wollen wir den Lowcenpass in Angriff nehmen. Die Nacht über hat's geschneit, und wie wir aufbrechen, geht's bereits durch fusstiefen, fletschenden Schnee, und immer dichter wirbeln die Flocken unaufhörlich herab. Der Hauptmann der Traineskadron hat Befehl, uns mit vier Dragonern das Geleite zu geben. Der Major des dritten Bataillons rät uns dringend ab, wir kämen nicht hinüber, und auch der Trainhauptmann und die vier Dragoner, die nach fünf Minuten aussehen wie Zuckermannli, machen bedenkliche Gesichter. Das Postauto muss schon in der untersten Kehre aufgeben und schlittert nach Cetinje zurück. Wir marschieren — immer mühsamer. Wenn wir anhalten, um die Pferde verschnaufen zu lassen, umgibt uns eine beispiellose Stille. Der Trainhauptmann ist der Typus des Weltkriegsoffiziers. Vor dem Kriege österreichischer Kadett, hatte er einen Ehrenhandel mit unglücklich auslaufendem Duell, flüchtete nach Serbien, wurde Offizier und machte den ganzen Krieg und vor allem den Rückzug durch Albanien mit, wohl seit Hannibals Zug über die Alpen die heldenhafteste Leistung einer Armee. Alle Teilnehmer dieses serbischen Rückzuges durch das unwegsame Albanien in jenem strengen Winter 1916 tragen den Heldenorden. Hunderttausend Mann sind damals dem Hunger, der Kälte, den Wölfen und den Ueberfällen der Albaner erlegen, und nur die Trümmer seiner Armee konnte König Peter nach Durazzo und Valona bringen. Wie viele jugoslawische Offiziere ist auch dieser Trainhauptmann Mohammedaner, ein flotter und verlässlicher Kamerad.

Unser schwerer Karren wird zum Pflug. Man sieht die Radsprossen nicht mehr: runde, weisse Scheiben sind's. Wir spannen das dritte Pferd vor. Die Stricke sind nass und reissen. Reservestricke heraus! Wir spannen auch noch „Arbalète“ vor. Vier Pferden sind auch die neuen Stricke nicht gewachsen: sie zerfahren beim Anziehen wie Zunder. Wohl zwanzigmal flicken wir, knüpfen wir, kombinieren mit Geschirrtteilen. Alle Stricke, alle Leder reissen. Und immer geht es höchstens zwanzig Schritte. Nur „Chüeri“ gefällt dieser Feldzug über den Lowcen. Er schnappt bellend nach den dichten Flocken und schlägt Purzelbäume im hohen Schnee. Immer wieder rät der Trainhauptmann, umzukehren, besseres Wetter abzuwarten. Es ist schon Abend, wie wir ein einsames Haus erreichen. Bis hierher hat die

Traineeskorte Befehl, uns zu geleiten. Aber der Trainhauptmann will uns nicht allein ziehen lassen. Endlich, auf dringende Vorstellungen, dass er sonst nicht mehr nach Cetinje hinunterkomme und für seine Pferde keine Zelte mitführe, verabschiedet er sich unter nochmaligen Warnungen. Im Schneegestöber sind die fünf Reiter bald verschwunden. Immer noch fünf Kilometer bergan. Die schweizerische Saumkolonne ist in ihrem Element: „Zsäme, Buebe! Hü, Buebe!“ Aber bald geht's einfach nicht mehr. Wir sind wieder einmal nass bis auf den letzten Faden. Mit steifgefrorenen Fingern im eisigen Bergwind nasse Stricke zu knüpfen, erforderte letzte Energie. Wir laden die Hälfte der Last ab in den tiefen Schnee, markieren die Stelle mit einer Zeltstange, die der Sturm vielleicht bald in den Abgrund entführt. Nun geht's, Schritt für Schritt. Neun Uhr nachts sind wir oben. Das Schneegestöber verflüchtigt sich, hört auf. Dafür weht eisigkalt aus dem tiefen Tal herauf der Wind. In vielen Serpentinaen geht's bergab, neun Kilometer weit ins kleine Bergdorf Niegusa. Wir reiben die Pferde trocken und hafern. Max stellt Tee über, derweil ich mit dem freundlichen, rundlichen Bürgermeister einen Bauern mit Schlitten auftreiben möchte, unsere Lasten nachzuholen. Aber um kein Geld ist einer zu finden, so sehr der schnauzbärtige Bürgermeister sich ereifert. So brechen wir allein auf. „Arbalète“ und „Franc-Montagnard“ dürfen im warmen Stalle bleiben. „Tell“ und „Winkelried“ als Saumtiere, sie werden's schon schaffen. Auch den „Chüeri“ möchten wir zurücklassen; aber er reklamiert mit Bellen und Winseln. So darf er mit. Es ist Mitternacht. Wieder hinauf die Serpentinaen. Auch der Sturmwind hat nachgelassen. Desto empfindlicher ist die Kälte. Wir haben ordentlich Mühe, die Bergstrasse nicht zu verfehlen und als Schneeballen, zur Lawine werdend, ins tiefe Tal hinabzurollen. Unsere vorherigen Spuren sind restlos verweht. Hinüber und jenseits hinab. Die Zeltstange steht noch. Wir basten mit klammen Fingern. Nun geht's tapfer nochmals bergan, und mit dem dämmernden Morgen sind wir in Niegusa. Der dicke Bürgermeister ist schon auf; er klopft uns immer wieder auf die Schultern. Die Frau Bürgermeisterin hat heissen Kaffee bereit. Wir füttern und legen uns dann nieder zu bleiernem Schlaf. Nach drei kurzen Stunden ist Tagwache. Ein strahlender Morgen lässt die schneebedeckten Flächen des Lowcen niederleuchten.

Die Niegusaner haben ihren besondern Stolz. Aus ihrem kleinen Bergdorf stammt die Königsfamilie von Montenegro. Das alte Fürstenhaus steht ausserhalb des Dorfes an der Strasse, inmitten eines kleinen, struppigen Parks.

Kühn sind die achtundzwanzig Serpentinaen in den Fels gesprengt, die hinunterführen nach dem schönen Gestade von Cattaro. Von den obersten Kehren sieht man fast senkrecht zwölfhundert Meter hinab aufs glitzernde Meer. Und welch ein Kontrast: hier oben nichts als Fels und Stein, nicht einmal ein Grashalm ist zu finden — und drunten grüne Ufer mit Palmen und Zedern und dunklen Zypressen! Wir geniessen, immer wieder kurz verweilend, bezaubernde Ausblicke auf den „Vierwaldstättersee von Jugoslawien“, der sich mit seinen Buchten zu unsern Füssen breitet. Siebzehn Monate lang lag die österreichische Flotte auf diesen stillen Gewässern, mit ihren weittragenden Schiffsgeschützen den steilen Lowcen zu bezwingen. Die Montenegriner mit ihren alten Bergkanonen konnten von ihren Felsnestern aus eine vielfache Uebermacht im Schach halten. Uns Schweizern ein lehrhaftes Beispiel, wie wenige, entschlossene Truppen in den Bergen einem viel stärkern Gegner auch im modernen Krieg Trotz bieten können.

Der Abend sinkt herab, wie wir um die letzten Schleifen der Bergstrasse ziehen. Offiziere des Küsteninfanterieregiments „Bucht von Kotor“ fahren uns im Automobil entgegen und begrüßen uns herzlich.



Quartier in Kroatien

Ein herrliches, romantisches Städtchen, dieses Cattaro, keilartig zwischen wuchtige, uralte Ringmauern mit Bastionen, Galerien, Flankiertürmchen, breiten Wassergräben gepresst. Prächtige, alte Tore, ein massig grosser Stadtplatz vor dem Barockbau des Rathauses, schluchtartige, enge Gässchen, beidseitig mit bunten, kleinen Läden, ein Labyrinth alter Häuser. Cattaro ist das Städtchen der Fussgänger. Ein altes Gesetz verbietet den Wagenverkehr innerhalb der Stadtmauern. So müssen mit den Pferdefuhrwerken auch die Automobile draussen am Quai bleiben. Mittels Handwagen werden die Waren von den Schiffen geholt, die direkt vor dem Stadttor vor Anker gehen. Malerisch die Promenaden mit Palmen und die bunten Segelschiffe am Strand. Vom hohen Fels herab droht eine gigantische Burg; innerhalb der Stadtmauer steigt man wohl viertausend Stufen hoch mühsam hinauf zu diesen verfallenen Ringmauern der Venezianer und wird durch einen herrlichen Ausblick reichlich belohnt. Dieses Seenest und diese Burg widerstanden sogar einer Belagerung durch die Türken. Wenn man dann mit dem sinkenden Abend niedersteigt ins trauliche Städtchen, gerät man mitten in den malerischen Korso auf dem Hauptplatz und am Strand.

Das Gericht von Kotor lädt mich ein, hoch in den montenegrinischen Bergen einer Verhandlung beizuwohnen: irgendeinem Zivilprozess um einige Hufe Weide unter einem azurblauen Himmel in den schwarzen Bergen. Ruhig und sachlich bringen zwei alte Montenegriner in der Tracht ihre wider-

streitenden Anliegen vor. Desto wilder stehen die beiden Advokaten aneinander auf, und der greise Gerichtspräsident muss oft besänftigend eingreifen. Ich setze mich etwas abseits und blicke von hoher Warte hinaus aufs Meer. Wie kleinlich sind oft die Interessen der Menschen und wie gewaltig ist diese immer gleiche Bergwelt und das blaue, unendliche Meer! Und wie wir später vor der Abfahrt bei einem Glase Wein sitzen, halten sich die zwei Advokaten brüderlich beieinander und singen und trinken!

Zwei reizende, kleine Inselchen, die wohl an Böcklins Toteninsel gemahnen, spiegeln sich in den tiefblauen Fluten der Bocche. Sie sollen nicht natürlichen Ursprungs sein, sondern im Verlaufe der Jahrhunderte durch Pilger, die auf kleinen Booten Steine und Felsblöcke hinausfuhren, allmählich aufgeführt worden sein: das Eiland der Muttergottes von Skrpjeo mit seinem massiven, romanischen Kirchenbau und die Insel des heiligen Georg.

Nach einem Ruhetag in schlankem Trab der Bucht entlang über das stolze Perast mit seinen verlassenem Palästen hinüber nach Risani. Kahl sind die Berge ringsum und nur an den untersten Hängen eine südliche Vegetation mit Fruchtbäumen und an der Küste Palmen und Zedern. Drüben liegt mit Kirchen und prächtigen Villen am See die tote Stadt Pricany. Keine Menschenseele wohnt mehr in ihren Mauern. Ob dies wirklich mit einem Aberglauben zusammenhängt, der dieses malerische Seestädtchen als von bösen Geistern besessen verruft, möchten wir bezweifeln. Wahrscheinlicher ist der wirtschaftliche Niedergang dieser Orte, die früher ein Volk weltbekannter Seefahrer beherbergten und die heute meist nur noch Bruchteile ihrer einstigen Bevölkerungszahl aufweisen. In Risani ist ein Sägewerk, einem ehemaligen österreichischen Offizier gehörend. Herr Meixner machte den Weltkrieg beim bosnischen Feldjägerbataillon mit. Wir sind gleich so gute Freunde, dass er uns zwei Tage lang mit dem Fahrrad begleitet. Die Automobilkompanie von Risani lässt uns nicht durch: wir müssen mit den Offizieren zu Tisch, und dicht am Seegestade speisen wir unter Blumen und Blüten zu einer Jahreszeit, da bei uns gewöhnlich der Winter noch einmal richtig einsetzt. Dann geht's in endlos langem Trab um die Bucht von Kotor, und solange man trabt, man kommt nur wieder nach der engen Stelle zurück, die den Weg freigibt ins offene Meer. Die Küsteninfanterie von Herzegnovi empfängt uns besonders gastfreundlich. Wieder haben „Chüeri“ und ich ein stolzes Appartement — im Hotel Bokka: die Zimmer der Königin Maria von Jugoslawien, drei Balkone nach dem Meer. Wir fahren mit einem Motorboot hinaus. Die Einfahrt zur Bucht ist von gewaltigen, alten Forts geschützt, die heute noch als Infanteriekasernen dienen. Als einst der alte Kaiser Franz Joseph eine dieser Seefesten besuchte, soll er die Mauern berührt und zum Gouverneur sarkastisch geäußert haben, er sei höchst verwundert, diese Mauern aus Stein zu sehen; nach den Kosten hätte er geglaubt, seine dalmatinischen Forts seien sämtlich aus Gold erstellt.

Hinauf nach Gruda in das Tal der schönen Frauen. Viele Offiziere aus Herzegnovi geben mir das Geleite und versichern mir, dass man in Gruda nur schöne Frauen zu sehen bekomme. Hier hätten die reichen Patrizier von Ragusa in vergangenen Zeiten ihre Landgüter gehabt: daher dieses aristokratische Bauerngeschlecht. Eindrucksvoll ist es, einem Kirchgang in Gruda beizuwohnen. Wie wir vor der malerischen, kleinen Kirche anlangen, wird eben zum Abschluss des Gottesdienstes, wie alle Sonntage, eine Viertelstunde für den ermordeten König Alexander gebetet. Die Kirche ist so überfüllt, dass viele Bauern in ihrer dalmatinischen, schwarzen Tracht ausserhalb des Gotteshauses auf den Knien liegen. Die Trauer um den beliebten König wird noch lange nachklingen im Volk der Jugoslawen. Nach dem

Schlussgebet entleert sich die Kirche, und ein malerisches Bild bietet sich unserm Auge: hochgewachsene Männer in schwarzer Tracht mit den weiten Pumphosen und schwarzen Strümpfen und Schnallenschuhen und wirklich fast ausschliesslich schöne, schlanke Frauen in malerischen, farbenfrohen Landestrachten.

Dubrovnik, das alte Ragusa, die Perle Dalmatiens: herrliche, mittelalterliche Patrizierstadt mit Ringmauern und Türmen, mit ihrem abendlichen Korso schönster Frauen. Hier finden wir uns unter den Kameraden der Marineinfanterie; mich logieren sie im alten Kapuzinerkloster ein. Einen Tag müssen wir bleiben: so will es der General der Kavallerie Vonkovic. Empfang in seinem Patrizierhaus, Empfang in der Kommandeurkabine des Kommandanten der Torpedobootflottille und beim Kommandanten der Unterseeboote. In kleinen, niedlichen Kajüten, die uns bei Matrosenmusik leise schaukeln, bis zum ersten Hahnenschrei. Die Stunden rasseln herunter wie die Gurte am Maschinengewehr. Fortbesatzungen aus 1500 Meter funken herab und möchten die Saumkolonne zu Gast, würden Automobile herabsenden. Aber wir müssen weiter, trotz dem stolzen Motorboot, das mir zur Verfügung steht, trotz dem Stabsautomobil, trotz den flott aufgezümmten Schimmelhengsten, von denen ich nur einen zu einem kurzen Ritt in die Umgebung benutze.

Als Napoleon I., wie so manches Königreich, auch die alte Republik Ragusa durch einen Feder-Strich aus der Reihe der unabhängigen Staaten strich und dem Königreich Illyrien einverleibte, beschlossen die adelsstolzen Patrizier von Ragusa, ein Leben ohne Macht und Ruhm nicht auf spätere Geschlechter zu vererben. Sie leisteten ein Gelübde, nicht zu heiraten, und sollen es mit einer einzigen Ausnahme gehalten haben. Wohl durften sich die patrizischen Töchter verehelichen, aber nur mit Bürgerlichen und Bauern, so dass die regimentsfähigen ragusischen Geschlechter in einer Generation erloschen. Sie nahmen eine stolze Tradition und eine illustre Geschichte mit ins Grab. Mehr als dreizehn Jahrhunderte hat Ragusa unter ihrem weisen, handelstüchtigen und diplomatisch geschulten Regiment geblüht, und war auch die kleine Republik, die nur zwanzigtausend Staatsbürger zählte, während zweier Jahrhunderte den Türken tributpflichtig, so war es doch für die reiche Handelsstadt ein geringer Tribut, mit vielen Vorrechten für die Pflichtigen verbunden. Ihre Segel streiften über das Adriatische und das Mittelmeer bis nach Spanien und Aegypten und zum fernen Stambul, und vom Reichtum, der aus aller Herren Ländern zusammengetragen wurde, zeugen stolze Paläste und habliche, hochfrontige Häuser.

Drei gewaltige Märsche mit einem ordentlichen Manko an Schlaf durch die Grenzgebiete der Herzegowina, meist durch die öden Felslandschaften des Karst und wieder hinunter an die Riviera von Split.

*Wie die Saumkolonne durch den Karst marschiert
und in die Berge von Kroatien klettert.*

Wenn du nach Dalmatien gehst, dann musst du Spalato sehen und die Ruinen von Salona — suchst du aber ein verborgenes Idyll, dann wandere durch den öden, felsigen Karst und steige nieder in das Tal der Blüten von Obrovac. Der mächtige Kaiserpalast Diokletians an der Riva von Spalato hat noch Sinn und Lebenszweck. Zwischen seine altersgrauen Mauern und die achtunddreissig noch erhaltenen dorischen

Halbsäulen hat eine neuere Zeit Wohnungen für dreitausend Menschen eingebaut. Früher brandete das Meer am Fundament einer freien, luftigen Galerie; nun breitet sich eine breite, mit schönsten Palmen bestandene Promenade zwischen die lange Front und den Quai. Aber auch ausser dem alten Kaiserpalast bietet Spalato des Sehenswerten und Denkwürdigen unendlich viel: enge, winklige Gassen, kreuz und quer zwischen altersgrauen Hausfronten, und unerwartet ein einziger palmenbestandener Garten vor einem Patrizierhaus — dies sind wir schon von allen andern dalmatinischen Städten her gewöhnt. Auch der Hauptplatz und der allabendliche Korso sind Selbstverständlichkeiten. Selbst im kleinsten Dorf ist es Sitte, dass abends vor der Dämmerung bis in die sinkende Nacht alles promeniert, immer auf und ab, zwanzigmal, dreissigmal, hundertmal über den gleichen, menschengefüllten Platz, der gleichen Strasse entlang. Uns erinnert das an das „Läubele“ unserer Berner Jugend, und haben wir in Bern eine ledige „Röhre“, so haben die Splitter und andere Dalmatiner ihren Korso.

Das Riesenstandbild des Slawenapostels Gregorius scheint uns allerdings in der Enge des kleinen Domplatzes und des Gässchengewirrs schlecht am Platze: es wirkt erdrückend und fast erschreckend, und man kann gar nicht Distanz genug gewinnen, es geruhsam zu bewundern. Wie anders würde es wirken draussen am Meer oder gar auf einem Felsenriff, erhaben und gebietend vor der Abendröte der niedergehenden Sonne!



Bivak in Slovenien

Auch die Museen Splits sind sehenswert: Inschriftensammlungen der antiken und römischen Zeit, Statuen, Torsi, Büsten und Köpfe, Basreliefs und Fragmente, Terrakotten, Gemmen, Werkzeuge aus Bein und Metall, reich die Sammlungen alter Gewebe und Trachten, die Erzeugnisse der Goldschmiedekunst und die Galerie der bildenden Künste.

Mit Hauptmann Spajic reite ich hinüber nach Salona. Das dreizehnte Infanterieregiment hat mir das beste Pferd zur Verfügung gestellt, eine Angloaraberstute mit ungemein viel Temperament. „Ljuba-Liebling“ versucht mehrmals, mit mir durchzugehen; aber sie bringt es nicht fertig. So tänzelt sie aufgeregt an der Kandare, und merkwürdig schnell sind wir im zehn Kilometer entfernten Salona.

So interessant und so ausgedehnt wie Pompeji ist Salona nicht; aber es könnte es sein. Doch fehlt es an Geld, die ganze alte Stadt auszugraben. Auch scheinen mir die Jugoslawen zuwenig routinierte Geschäftsleute: nicht einmal ein bescheidenes Eintrittsgeld fordern sie den Fremden ab. Sie könnten diesbezüglich von den Italienern mancherlei lernen. Hier kann jeder ungefragt in den alten Ruinen herumstochern und für wenige Dinar von den Umwohnern alte Münzen und Zierstücke von Sarkophagen erwerben. Salona ist die Gräberstadt der Sarkophage. Ueber fünfhundert hat man ausgegraben, und mit Ausnahme eines einzigen waren alle durch Grabräuber alter Zeiten erbrochen und ihrer Schätze beraubt: wurde doch diese einst 60'000 Einwohner zählende Stadt des oströmischen Kaiserreiches im Jahre 639 von den wilden Avaren vollständig niedergebrannt und zerstört. Ein Grossteil der Bewohner wurde niedergemacht oder in die Sklaverei verschleppt; Tausende retteten sich auf die nächsten Inseln. Und wenn ihre Blicke sehnsüchtig nach dem Festland hinüberschweiften, sahen sie den gewaltigen Marmopalast Diokletians an der Bucht von Split einsam und verlassen am Strand sich spiegeln. Und wie einige Kühne sich hinübereudern und häuslich niederlassen in den öden Prunksälen des römischen Kaisers, folgen bald Hunderte, Tausende. Ein eigenartiges Schauspiel muss es gewesen sein, wie diese Emigranten von Salona den Kaiserpalast zu einer kleinen Stadt umwandelten, Fenster brachen in die dicken Mauern, Säle unterteilten, Treppenhäuser einbauten und für dreitausend Menschen Raum schufen zu gesicherter Wohnlichkeit. So ist denn der Diokletianspalast fast eines der sieben Weltwunder zu nennen: alle Zeiten vom grauen Altertum bis zur neuesten Epoche scheinen sich zwischen seine Quader und Säulen genistet zu haben, seltsam verflochten fernste Vergangenheit und Gegenwart.

Zierlich tänzelt „Ljuba“ zwischen den einzelnen Sitzreihen hinab in die Arena des Amphitheaters zu Salona. Sechzehnhundert und einige Jahre sind es her, dass hier wie im alten Rom vor dem mächtigen Kaiser Diokletian die Sklaven unterjochter Völker aller Himmelsstriche ihre Kampfspiele aufführten. Diokletian war der letzte Christenverfolger, und in seinen letzten Lebenstagen musste er das verhasste Christentum siegen sehen, während er als kaiserlicher Eremit seine glanzvolle Lebenslaufbahn, die ihn vom Sohne eines Freigelassenen und unbekannten römischen Soldaten zum Herrscher über das römische Weltreich führte, inmitten düsterer Pracht beschloss. Was ist heute noch geblieben von seinem Märchenpalast, den er mit vielen Säulengängen und lukullischen Gärten am sonnigen Hang von Salona erbauen liess, als er, einer gefährlichen Regierung müde, seinen Augusti die Zügel der Regierung überliess? Einige zermürbte Mauerreste, einige Marmorsäulen, die geborsten und herabgestürzt in Trümmern liegen! Doch zwischen den Blöcken und Splittern spriesst ewig jung und kraftvoll mit Blumen und Blüten der sonnige Frühling Dalmatiens!

Oede und hart sind die Felswüsten des Karst hinüber nach Sebenico, und endlos lang scheinen uns die zweiundsiebzig Kilometer. Selten eine Schafherde, über die wir uns wundern, denn was mögen die wolligen Vierbeiner in diesen Steinen zu naschen finden! Nur um die spärlich gesäten Dörfer herum ist einiges Kulturland, oft in kleinsten Stücken zwischen Trockenmauern wie ein Kleinod gehütet. Einst sollen alle diese felsigen Gebirgszüge reich bewaldet gewesen sein. Frühere Jahrhunderte kannten die staatliche Fürsorge für die Wälder nicht; ein kurzsichtiger Raubbau der Bewohner, Kriegszüge, Brände dezimierten immer mehr den Baumbestand und liessen diese sonndurchglühten Steinwüsten zurück, über welche die Bora hinwegfegt und vollends jedes Leben ertötet. In den Talsenken, wo der tödliche Wind nicht hinfegt, ist oft ein kleiner Flecken üppigste Vegetation. Heute werden auch in Jugoslawien gewaltige Anstrengungen gemacht, die weiten Karstgebiete dem Waldbau zurückzuerobern. Jedes Schulkind muss alljährlich einen Baum pflanzen und sorgfältig hegen, dies bedeutet zugleich ein Stück gute Erziehungsarbeit. Im übrigen ist Jugoslawien nicht etwa waldarm: hinter den Karstgebirgen dehnen sich riesige Waldungen, an der altserbisch-montenegrinischen Grenze gibt es ein Urwaldgebiet, das grösser ist als Bayern und durch welches kein Schienenstrang, nicht einmal eine Strasse führt. Dort haust noch der wilde Bär, und selten verliert sich ein Jäger in das Innere dieser von keinem Holzfäller gelichteten Wälder. Zur Zeit unserer Reise stockt der Holzabsatz zufolge der Völkerbundssanktionen gegenüber Italien. In den Häfen liegen riesige Mengen Bau- und Brennholz aufgestapelt, die, früher schlankweg von italienischen Frachtdampfern abgeschleppt, heute keine Käufer finden. Doch, wie mir ein alter Handelsschiffskapitän versichert, „darf uns dies nicht verleiten, ein gegebenes Wort zu brechen: Jugoslawien hat seine Unterschrift unter einen Vertrag gesetzt und hält ihn, so sehr ihm dies zum Schaden gereichen mag“.

Sebenico oder Sibenik — die Jugoslawen lieben es nicht, wenn man die dalmatinischen Städte nach italienischen Namen nennt — hat als Infanterie- und Marinegarnison besondern Ruf. Wird ein Offizier hierher abkommandiert, dann lächeln seine Kameraden und laden sich zur Hochzeit ein; denn selten soll einer von der Sibeniker Garnison frei und ledig und ohne Ring am Finger davongekommen sein. Wir wundern uns nicht darüber, wie wir auch hier den Korso schöner Dalmatinerinnen sehen, und besonders am Abend nicht, wie bei einer Soiree im Offizierskasino klassisch schöne Frauen am Arm junger Fregatten- und Korvettenleutnants über das Parkett schweben. Wiederum sechzig Kilometer Karst bis Benkovac und zwei Kilometer ausserhalb des Dorfes in die Kasernen des elften jugoslawischen Infanterieregiments: eine verlorene Garnison. „Wir können Ihnen nichts bieten, Herr Kamerad, als einen guten Tropfen Wein“, begrüsst mich der Regimentskommandant. Und gut ist dieser dalmatinische Wein und dabei so billig, dass er nach unserm Gelde kaum etwas kostet. Für einen Dinar bekommt man beim Weinbauern einen Liter guten Landwein und für zwei Dinar schon eine vorzügliche Sorte, also für sieben und vierzehn Rappen. In den Gasthäusern übersteigt der Preis selten das Doppelte.

Wie eine Bremse am Ross klebt die italienische Stadt Zara an der jugoslawischen Küste. Die Italiener haben die Stadt und die paar Felsenhügel ringsum mächtig befestigt und unterhalten eine Garnison von mehr als dreitausend Mann, von der eigentlich Zara, das kein Hinterland hat, lebt. Darum herum lagern im felsigen Karst die jugoslawischen Garnisonen, und die Infanteriegarnison von Benkovac ist die Riegelstellung. Wenn der Wind landeinwärts bläst, wie an diesem milden Märzabend, so hört man in Zara unten die Italiener die Giovinezza blasen, und wie der Vorpostenleutnant nach Benkovac melden kommt,

haben wahrscheinlich die modernen Bomber Mussolinis wieder einen glorreichen Sieg über speerbewaffnete abessinische Schafhirten errungen; denn Zara habe wieder einmal geflaggt. In den Offiziersmessen der jugoslawischen Armee verfolgt man mit viel Interesse den abessinischen Feldzug, und in jeder hängt eine Karte mit Absteckfähnchen. Es darf auch offen gesagt werden, dass nicht nur in Jugoslawien, sondern in allen Balkanländern seit dem afrikanischen Feldzug das Prestige des Völkerbundes abgrundtief gefallen ist. Man spricht nicht nur mit verächtlichem Spott, sondern mit eigentlichem Hass von einer Institution, die wie selten etwas in der Geschichte der Menschen alle friedliebenden, vertrauenden Nationen enttäuschte.

Die Rheinlandbesetzung, das neue österreichische Wehrgesetz werden daneben mit Gleichmut, ja meist mit einer gewissen Schadenfreude gegenüber dem Rat der Ratlosen in Genf beurteilt. Die Stimmung ist ungefähr so: „Es ist schon alles eins. Jeder sehe sich selbst vor. Nur Narren und Ignoranten verlassen sich heute noch auf Pakte und Verträge. Wir Jugoslawen verlassen uns einzig auf unsere Armee. Und der Zuverlässigkeit und harten Entschlossenheit dieser Armee bis zum letzten Trompeter sind wir sicher.“ Auch wir Eidgenossen dürfen uns dies merken.

Die so kleine Stadt Zara, mit ihren malerischen alten Toren, ihren prächtigen Kirchen und alten Stadtmauern auf einer schmalen Landzunge am Meer, war in alter Zeit der Zankapfel zwischen den Dogen von Venedig und den ungarischen Königen. Sie sah die siegreichen Kroaten in ihren Mauern, die Ungarn, die Kreuzritter und die Türken, die Venezianer und die Oesterreicher und Franzosen. Als die Ritterschaft des vierten Kreuzzuges unter dem Grafen Balduin von Flandern und dem Marquis de Montferrat tatendurstig im Felde bei Venedig sich lagerte, forderten die geschäftstüchtigen venezianischen Seefahrer einen gar hohen Preis für die Ueberfahrt nach der Levante. Die fünfundachtzigtausend Mark Silber Fahrgeld waren nicht zusammenzubringen, und auf Versprechungen für nachträgliche Bezahlung aus der byzantinischen Beute waren die Venezianer nicht zu haben. Da schlug ihnen der blinde Doge Dandolo vor, ihm gleichsam beim Vorüberfahren die ihm durch den ungarischen König entrissene dalmatinische Stadt Zara zurückzuerobern, wofür er ihnen die fehlende Summe zum Ueberfahrtspreis nicht etwa schenken, sondern vorschiesse wolle. Die frommen Kreuzritter sahen keine andere Möglichkeit, den Byzantinern und den ungläubigen Türken an den Hals zu kommen: so gingen sie darauf ein, landeten bei Zara und nahmen die Stadt nach kurzer Belagerung im Sturm.

Dreissig Kilometer hügelanlauf, hügelab durchtraben wir in einem kurzen Vormittag. Aus einer felsigen Landschaft senkt sich die Strasse nieder in ein tiefes, friedliches, grünes Tal. Ein stiller Fluss, die Hänge besät mit Blumen und Blütenpracht der Bäume. Eine alte Türkenfestung über der winzigen Stadt mit der einzigen Gasse. Wir machen Rast in Obrovac an der Grenze Kroatiens. Eigentlich wollen wir gleich weiter; aber der Bürgermeister erscheint und weiss uns umzustimmen. Die Stadt Obrovac mit ihren vierhundert Einwohnern wolle es nicht anders, als dass die schweizerische Saumkolonne über Nacht in ihren Mauern Gast bleibe. Im Gasthaus seien bereits die Zimmer gerüstet, Stallung und Futter bereit. Auch Obrovac hat einen Quai; denn der Fluss ist schiffbar, und alle zwei Tage erscheinen zwei mittelgrosse Küstendampfer um die vielen Kehlen des Flusses zwischen hohen Felsen, und dann wimmelt es am kurzen Quai von Obrovac, denn jung und alt strömt herbei, ist doch die Ankunft der

Dampfer die einzige Sensation. Arm in Arm mit dem Bürgermeister muss ich mir die Sehenswürdigkeiten der kleinen Stadt betrachten: das Elektrizitätswerk. „Wir haben es bar ausbezahlt; denn wir sind eine reiche Gemeinde, nicht wie die Otocacer, die eine Anleihe aufnehmen mussten. Hunderttausend Stück Vieh hat unsere Gemeinde — das Kleingetier und die Hühner allerdings mitgezählt —, viel eigenen Wein und sogar eigene Frachtschiffe.“ Glückliches kleines Obrovac!

Der Bürgermeister war schon zur Zeit der Doppelmonarchie im Amt. Er weiss viel zu erzählen von den schweren Kriegszeiten und Nöten. Beim Abschied muss ich versprechen, irgendeinmal wieder zu kommen. Dann nehmen wir die Bergstrasse in Angriff hinauf nach Kroatien, derweil die guten Bürger von Obrovac uns noch lange zuwinken.



In den Bergen von Krain

Auch Kroatien bietet dem Wanderer unendlich viel: unverfälschtes Volksleben in den kleinen Dörfern, die oft wie Oasen in den Steinwüsten des Karst liegen. Wo die Bora über die kahlen Felsen fegt, erstirbt jedes Leben.

Die herzliche Kameradschaft der jugoslawischen Garnisonen gegenüber unserer kleinen schweizerischen Saumkolonne erlahmt nicht. So werden wir auch vom zweiten jugoslawischen Alpenjägerregiment in Susak bestens aufgenommen. Nur ein tiefer Graben trennt Susak vom italienischen Fiume, und drunten in der Stadt stehen die jugoslawischen Alpenjäger und die italienischen Karabinieri in ihrer altmodischen Uniform gar auf der gleichen Brücke, die durch zwei Ketten gesperrt ist.

Während Fiume, seitdem es in italienischen Besitz übergang, als Handelshafen jede Bedeutung verloren hat, wächst Susak gewaltig empor. Früher nur ein kleines Vorortsquartier von Fiume, zählt die kleine Bergstadt am steilen Hang jetzt bereits zwanzigtausend Bewohner, und überall wird gebaut. Der Hafenverkehr ist sehr rege, während auf der Reede von Fiume meistens nur italienische Kriegsschiffe anlegen: hat doch Italien diesen durch d'Annunzio ertrotzten Hafen als Marine- und Flugbasis mächtig ausgebaut. Auch hier starren von den wenigen italienischen Karsthügeln mächtige Forts; aber sie werden durch die jugoslawischen Stellungen überhöht.

*Wie die Saumkolonne über viele Berge nach Slowenien
und über die Julischen Alpen und die Karawanken nach Krain und Kärnten marschiert.*

Zum letztenmal sehen wir dich flimmern im strahlenden Licht eines jungen Morgens, du unendliches Meer! In deinen tiefen Tannenwäldern aber, du herrliches Slowenien, umrauscht uns ein seltsam glückliches Erinnern, und du, steiler Wurzenpass, scheinst uns den ersten Gruss der Heimat anzubieten. Nach einem kurzen Rasttag ziehen wir die steile Bergstrasse hinan, die hinüberführt nach Slowenien. Erst haben wir noch herrliches Frühjahrswetter. Ueberall blüht es, und farbige Falter flattern um die Köpfe unserer vier tapfern Rosse. „Chüeri“ macht es ordentlich warm beim Anstieg. Oft eilt er weit voraus und erwartet uns, im Schatten eines Baumes oder Mauerrestes liegend, mit tief heraushängender Zunge. Auf der Passhöhe setzt Regen ein, und bald hört auch die gute Strasse auf. Wieder geht's meist schuhtief durch den Kot, besonders in den Wäldern. Die Karstlandschaft liegt nun endlich hinter uns; bergauf, bergab ziehen wir meist durch Wald — Tannenwald, der uns zum Bewusstsein bringt, wie nahe wir nach Monaten anstrengenden Marsches der Heimat gerückt sind. Ueber Delnice hügelab, hügelab nach Ribnica und am zweiten Marschtag den Rest der hunderteinundfünfzig Kilometer hinauf bis nach Ljubljana.

Ljubljana, das alte Laibach, erreichen wir bei wolkenbruchartigem Regen. Divisionsgeneral der Kavallerie Nedeljkovic und Brigadegeneral Jovanovich heissen die Saumkolonne herzlich willkommen. Unsere vier Rosse kommen in die Stallungen des sechzehnten jugoslawischen Artillerieregiments, die Mannschaft zum zweiten Radfahrerbataillon. Laibach ist eine sehr schöne, saubere mittelalterliche Stadt, von einer Ritterburg auf steilem Hügel beherrscht — eine durchaus deutsche Stadt, obschon die Deutsch sprechende Bevölkerung nur ein starkes Drittel ausmacht. Nur in einem hat Laibach keinen guten Ruf: es gilt als die teuerste Stadt von ganz Jugoslawien. Durchgangsstation nach Dalmatien und Bosnien, hat es einen grossen Fremdenverkehr. Beahlt man im Süden für ein gutes Hotelzimmer höchstens dreissig Dinar, so in Ljubljana vierzig und fünfzig. Auch das Essen ist teurer als im Süden, und gar mit dem billigen Wein ist es endgültig vorbei, denn der Preis beträgt das Vier- und Fünffache der Preise von Dalmatien.

Von Laibach weg führt die Strasse hinauf nach Krain. Woran liegt es wohl, dass die Saumkolonne das Gefühl hat, sie trabe bereits durch heimatliche Gefilde? Nicht an den hohen Bergen beidseitig der Täler, nicht an den Tannenwäldern allein, vielmehr wohl an den schmucken Bauernhäusern mit den weitausladenden Dächern. Oft sehen wir inmitten einer blühenden Hofstatt ein Heimet, das wohl bei uns

im Emmental liegen könnte. Nur das dunkelbraunscheckige Vieh ist kleiner als unsere Simmentaler und meist langhornig.

Malerisch liegt an den grünen Ufern der Save mit Kirchen und Schloss die kleine Stadt Krainburg. Eine Stunde aufwärts, am Fusse der Karawanken, schlagen wir zum letztenmal unser Zelt auf. Die Pferde lassen wir frei weiden, derweil wir abkochen und lagern. Plötzlich wirft „Franc-Montagnard“ den Kopf hoch: irgend etwas muss unsern Goldfuchs erschreckt haben. Er nimmt Reissaus und galoppiert über die Talsohle dahin, gefolgt von unsern drei übrigen Pferden. Wir lassen sie erst ruhig ziehen; schon öfters machten sie vom Lager aus einen kleinen Ausflug und kehrten stets allein zurück. Doch diesmal scheint's Ernst zu gelten mit dem Desertieren. Pfeuti schwingt sich aufs Militärrad; aber er vermag nicht zu folgen, und bald sind die Rosse unsern Blicken entschwunden, von Pfeuti eifrig strampelnd verfolgt. Zwei Stunden gehen vorüber, bis er mit den Sündern anrückt, schön im Gänsemarsch, wie Indianer auf dem Kriegspfad. Erst in Krainburg habe er sie eingeholt, wo sie ruhig in einer Wiese geweidet hätten, erklärt Pfeuti und ist froh, dass wir ihm sein Nachtessen warmgestellt haben.

Unten am Wurzenpass steht ein uralter Gasthof. Hier beim Wirt Raisinger — wie gut österreichisch der Name schon klingt! — verbringen wir im gastfreundlichen Jugoslawien den letzten Abend. Auch der Gasthof Raisinger hat seine Geschichte. Bevor die Bahn gebaut wurde, die hinunter nach Laibach führt, gingen alltäglich viele Post- und Reisekutschen über den Wurzenpass, und da dieser meist Steigungen von dreissig Prozent aufweist, mussten die schweren Postkutschen sechsspännig fahren, etappenweise gar achtpännig. Der Gasthof Raisinger war Pferdewechselstation. So finden wir grosse Stallungen für unsere vier Rosse und geräumige Gastzimmer, die wohl heute selten ein Fremder betreten mag. Eine Tafel am Hause verkündet, dass hier von 1818 bis 1829 der berühmte englische Physiker und Philosoph Sir Humphry Davy wohnte und hier auch die explosionssichere Grubenlampe erfand. Viel weiss der alte Raisinger zu erzählen von frühern, guten Zeiten, und wenn ihm damals einer gesagt hätte, dass einst das mächtige Oesterreich bis hinter den Wurzenpass zurückweichen müsse, würde er wohl solchen Propheten als Narren bezeichnet haben.

„Franc-Montagnard“ und „Winkelried“ ziehen tapfer den schweren Karren bergan, während „Chüeri“ seine Freude hat, sich schattenhalb im tiefen Schnee zu wälzen. Oben geht es flach hin durch herrlichen Bergwald, wie in unsern Jurafreibergen. Ich trabe mit „Arbalète“ voraus zum Posten. Bei den Jugoslawen sind die Formalitäten sofort erledigt; der österreichische Postenchef weiss von nichts. So muss ich hinunter aufs Hauptzollamt Riesendorf. Der Zollinspektor ist der Typus des pffiffig-schlauen und doch gemüthlichen Oesterreichers. Sein Posten scheint nicht allzu beschwerlich zu sein: er bringt den Kragen und den untersten Knopf der Uniform wohl seit Jahren nicht mehr zu. Für mein Anliegen hat er ein süffisantes Schmunzeln:

„I woass von nix! Aus Jugoslawien kommen S' mit Pferdl? Joa, dös geiht net so leicht, mai Liaba! An Oaswais hoaben S' von dera Schwaizer Gesandtschaft in Wien? Zaigen S' her amoal! — Joa, oaber doa is joa koa Stampiglie drauf! Woas soll i mit so oam Oaswais oanfang'n, woann's koa Stampiglie drauf is? So a Briaf koann a jeda druck'n loass'n. Bei uans in Estreich gloabt mer net amoal mear dia Hälften, woas druckt wiard! A Stampiglie muass auf oallem sain, sonst ist's eh nix.“

Und wie ich ihm sage, er müsse bei seinen Akten einen Erlass des Bundeskanzleramtes haben, er solle ihn suchen, er werde ihn verlegt haben: „Bei uans wiard amtlich nichts valegt, mai Liaba! Dös möcht ia miar vabet'n hoab'n. Bei uans is oa Ordnung! Deam Landesstatthalter soll ia oan-ruaf'n? Joa, dafiar hoab i koan Pauschale fiar so Gsprächel! Sia wollen's zoahl'n, dös Gsprächel? No oalso guat. Doa wer'n wa glaich amoal oanruf'n."

Und nun das Ferngespräch, an dem ich die hellste Freude habe:

„Is dear Herr Landesstatthalter doa? Persehnlich? In oagnener Person? Halten zu Gnad'n, Herr Landesstatthalter, dass i Eahna derranschier! Des is nämlich so oan Gschicht hiar. — Wer doa is? — Halt'n zu Gnad'n, Herr Landesstatthalter, hiar is Bundesgrenzkontrollstelle Riesendorf. Dös is Eahna nämlich oan dringende Oangelegenhait, weshoalb i Eahna derranschieren muass. Do is nämlich oan Herr, was will a Oberlaitnant vom Schwaizer Militär sain mit oaner Samkolonie .."

„Saumkolonne", korrigiere ich vorwitzig.

„Sia reden S' mer net oallweil drein, Sia bringen mia joa draus. — Joa, dös woar net fiar Sie, Eu'r Gnad'n. — Oalso doa is oa Samkolonie mit aim Oberlaitnant; oaber im Passerl drin steht eh nix voan Oberlaitnant mit viar Pf erdl aus Jugoslawien. — Joa, Sia wissen's schoa, Herr Landesstatthalter? Es is oalles in Ordnung? Joa? I muass des oa hab'n, joa? Oaber i hoab doch nix! I wer glei nomoal noachschau'n. Oalso frei passier'n loass'n? Zu Befehl, Eu'r Gnad'n; Respekt, Eu'r Gnad'n; joawohl, Eu'r Gnad'n — scho aufgehängt hoat er! Oalso, Herr Oberlaitnant, wollen S' entschuldig'n, bitt scheen, doass i Eahna net glei gloabt hoab! Wissen S', bai uans doahiar kommen's oalle Tage solche Lackl, woa's sag'n, sia sain wer, uand san eh nix. Oalso, oalles in scheenster Oardnung, Herr Oberlaitnant! Oaber jeatz wer i glai noamal noachschau'n. Jessas, doa liagt's joa oben drauff. Teifi noamal, wo hoab i denn eh mei Aug'n ghoabt! Dös i s mer a dumme Gschicht. Da weard i mer oan Schnauza vadiant hoab'n! Oalso, Herr Oberlaitnant, is oalles in scheenster Oardnung. Raiten S' iuar zua, hinein noach Estreich. Hoab die Ehre, Herr Oberlaitnant — Servus!"

Oesterreich

*Wie „Chüeri“ durch ein finsternes Loch fährt
und die Saumkolonne viele alte Bekannte wiederfindet.*

Wieder hinauf den steilen Wurzenpass. Nun möchten wir nach Villach dem fünften österreichischen Alpenjägerbataillon unsere Ankunft melden. Doch welch idyllische Zustände auf diesen beiden doch sicher wichtigen Grenzposten! Weder die Jugoslawen noch die Oesterreicher haben einen Fernsprecher; die Meldungen werden noch durch Meldegänger übertragen. Und von hier weg ist man in einer knappen halben Stunde auf dem italienischen Grenzposten, dessen Ausrüstung wohl nichts zu wünschen übriglässt.

Die Saumkolonne hält am Schlagbaum. Wir verabschieden uns herzlich von den Jugoslawen, prüfen nochmals die Bremsvorrichtung unseres Mitrailleurkarrens — dann geht's bergab. Zu mir gesellt sich ein Wegknecht, und ich muss ihm Auskunft geben über Woher und Wohin und Weshalb. Er lächelt ungläubig, wie ich ihm erzähle, wir kämen jetzt eben aus der Türkei herauf: „Des miassen S' oan oandern aufbind'n, mai Liaba! Des gloabt Eahna net amal oaner, was mit'm Konsumbiachl in d'Schual goangen is!“ Rüstig schreitet er mit geschulterter Hacke neben mir her zu Tal, und unsere Unterhaltung springt bald auf die Tagesereignisse über; schon nach hundert Schritt habe ich heraus, dass er überzeugter Nationalsozialist ist. Seine Meinung über unser Land ist die übliche und dürfte so ziemlich die allgemeine Auffassung des Volkes hierzulande widerspiegeln, und ich habe einige Mühe, ihn zu belehren. „Iahr Schwaizer said's oalle reiche Leut. Bai Eahna giabt's koane so oarme Teifel wia bai uans.“ Ganz sachte tastet er auch meine politische Meinung ab: „Bai Eahna regierend eh noch dia Sozialdemokrat'n. Des giabt's bai uans net meahr! Wiar hoab'n in Estreich nuar noach zwa Richtungen: dia, woa's fiar oan Oanschluss san, und dia, woa's wiada an Kaisa hab'n woll'n.“ Und plötzlich bleibt er stehen und stampft mit der Hacke auf den Boden: „Und woann ma uans schoa net oanschlieass'n derf'n, dann woll'n wa wenistens wiada oan Kaisa hoab'n, und des woll'n wia! Doa lass'n wia uans net allweil dreinred'n.“ Und wie ich ihm versichere, dass ich dagegen nichts einzuwenden habe, dass von mir aus jeder nach des alten Fritz vernünftiger Staatsmaxime auf seine Fassung selig werden könne: „Joa, des gloab i Eahna schoa. Eahr Schwaizer said's imma noblichte Leit gwes'n, woa's dia oandern a leb'n loassen. Oaber dia oandern woall'n net. Oaber des wiard sech eahna net auszah!n, mai Liaba!“

Durch eine herrliche Frühlingslandschaft hinüber nach Villach. In einer Kurve rast in aberwitzigem Tempo ein Auto an uns vorbei. Ich sehe schon den Moment, da es in unsere Rosse schleudert. Wir haben gerade noch Zeit, zwar nicht die Nummer, aber das eidgenössische und das Berner Wappen zu erkennen. Und da redet man immer von den langsamen Bernern!

Beim fünften österreichischen Alpenjägerbataillon in Villach. Im Kasernenhof, vor dessen Toren sich bald eine riesige Menschenmenge staut, begrüsst uns mit echt österreichischer Herzlichkeit Oberstleutnant Regensdorf er. Wie gemütlich ist dieses Villach, und welch ungemütliche Ostern bereitet es uns! Es schneit, wie selten im Januar, mitten in die Blust und das zarte Grün des jungen Laubes! Desto herrlicher strahlt die warme Frühjahrssonne, wie wir am Montag hügelab, hügelab durch das Drautal nach Spittal traben. Hier nimmt uns das zweite österreichische Alpenjägerbataillon gastfreundlich auf, die ehemaligen

Kaiserjäger, die ihre Fahne im Weltkrieg mit unsterblichem Ruhm bedeckten. Sie haben die Berechtigung, die stolze Hahnenfeder zu tragen, und zu ihrer feldgrünen Uniform bildet diese Hahnenfeder ein Stück aufgesteckter Romantik längstvergangerer Zeiten. Was die Spittaler von sich behaupten: „Wia Estreicha san dia gemiatlichsten Leit uoand wia Kärtna dia gemiatlichsten Estreicha, oaba dia gemiatlichsten Kärtna san wia Drautala, uoand nergends is es em Drautal soa gemiatlech wia in Spittal!“, können wir mit unterschreiben, nachdem wir mit ihnen bei Handorgelspiel beim Weine sassen. Wir lauschen im Hofe des Schlosses der Fürsten von Porzia den Erzählungen über die sagenumwobene böse Gräfin Salamanca, die das biedere Kärntner Volk auspresste und die Bettler mit riesigen Doggen hetzte, bis ihr einziger Sohn und Erbe von eben diesen wilden Doggen vor ihren Augen zerrissen wurde.

Die Saumkolonne sitzt in der Sackgasse: alle Pässe sind tief verschneit, die über die Hohen Tauern führen. Es gäbe noch eine Möglichkeit: durch das obere Drautal ins italienische Südtirol und über den Brenner. Aber wir haben keine Bewilligung eingeholt. Doch die Sackgasse hat ein Loch: den Tunnel hinüber nach Badgastein. So ziehen wir hinauf nach Mallnitz und waggonieren uns ein. Auto, Dampfer, Motorrad, Fiaker — dies alles hat „Chüeri“ schon kennengelernt; nun muss er auch das Eisenbahnfahren ausprobieren. Vorläufig schaut er verwundert zu, in welch sonderbaren Stall unsere vier Rosse unter Führung „Arbalèts“ einziehen. Und wie der Güterzug etwas unsanft anfährt, ist er höchst entrüstet und bekundet dies mit zornigem Bellen. Dass es urplötzlich stockfinster wird und von den Tunnelwänden ein Heidenlärm in die halboffene Wagentür schlägt, bringt seinen nicht geringen Mut ins Wanken, und zaghaft verkriecht er sich in die Falten meines Mantels. In Badgastein ist er der erste, der freudig wieder sichern Boden unter seine vier Pfoten bringt.

Im spätem Nachmittag sind wir in Badgastein und nehmen gleich noch eine riesige Etappe vor, denn wir wollen die Klamm hinunter und durch den Pinzgau bis zum vierundsiebzig Kilometer entfernten Mittersill. Wir durchziehen die weltbekannten Kurorte Badgastein und Hofgastein. Alle diese riesigen Hotelpaläste stehen noch leer, und trübsinnig lungern arbeitslos die Portiers und Kutscher und Chauffeure herum. Ein besonders zwirbliger Vorposten des Hotels „Savoy“ möchte uns absolut den Nachtmarsch ausreden, rühmt die weichen Betten seines Gasthofes und wüsste auch einen guten Stall. Aber wir lassen uns nicht verführen — sein ganzer Redeschwall geht an uns nieder wie an einem regendichten Wachstuch. Die Pferde am Zügel steigen wir zu Tal. Wenn es eben hingeht durch heimelige Dörfer, sitzen wir auf und traben. Ein Bahnarbeiter und seine Frau stellen uns abends ihre Küche zur Verfügung, um abzukochen. Sechs muntere, pausbackige Kinder sitzen mit uns um den Tisch, und wir opfern die allerletzte Schachtel Gerber-Käse, die sie mit Behagen aus ihrem glänzenden Stanniolpapier wickeln und verspeisen, derweil ein alter Grossvater auf dem Ofentritt sein Pfeifchen schmaucht und erzählt, wie das früher ein Leben gewesen sei droben in Hofgastein, wenn der Wiener Hofzug das Tal heraufgekrochen sei und der alte Kaiser mit seinem Gefolge zur Kur abgestiegen und mit ihm ein ganzer Schweif fremder Diplomaten, wie das ganze Tal davon gelebt habe, und wie man von diesen goldenen Zeiten gar nicht mehr reden könne, ohne in eine ordentliche Wut zu kommen über den unsinnigen Krieg: „Und allweil san s' eh net gscheiter wor'n und rist'n und rist'n, bis's eh wiada an Unglick giabt, dia Depp'n, die gscherten!“

Die Nacht sinkt herab. Wir brechen eilig auf — hinunter in die düstern Felsklüfte der Klamm. Ein schmaler Streifen Nachthimmel hoch oben zwischen den überhängenden, gigantischen Felswänden, schmal die Strasse hart der Wand entlang und tief unten das Tosen des Bergbaches. Uns scheint, wir marschierten durch die Unterwelt; selbst das Klappern der sechzehn Hufe unserer Rosse wird durch das Donnern der Wasser überbrüllt. Immer steiler geht's bergab. Mitternacht — zu unsern Füßen viele Lichter: das Städtchen Lend im Pinzgau. Damit haben wir die Schleife, die durch acht Länder und über Stambul und Athen führt, geschlossen und betreten unsere Auszugsstrasse vom vergangenen Oktober. Der Wirt am Wegkreuz hat noch Licht. Er hat eine Riesenfreude, wie er uns erkennt. Dass wir diesmal nicht über Nacht bleiben wollen, freut ihn schon weniger. Ob wir nicht zufrieden gewesen seien? Im Gegenteil, versichern wir; doch wir hätten's jetzt in den Beinen, nach Hause zu kommen. Ein kurzer Imbiss, dann weiter — die ganze Nacht, durch Wald und Feld und viele Dörfer, in deren nächtliche Stille der Hufschlag unserer eiligen Rosse klappert. Wenn ein Hofhund anschlägt, dann mault „Chüeri“ zurück, und alle Hunde auf drei Meilen machen mit. Es wird ordentlich kalt. Der Mond hat's nicht eilig, uns zu leuchten: eine finstere, sternfunkelnde Nacht. Erst gegen drei Uhr meldet sich mit fahlem, dann glänzendem Goldlicht unser treuer Begleiter vieler Nachtmärsche, doch nur mit halber Scheibe.



Marschhalt in den Kärntner Alpen

Bald folgt schon die Dämmerung, und wie nun die Sonne über schneebedeckten Gipfeln aufsteigt, zeigt sich der herrliche Pinzgau in seinem schönsten Gewand. Auch die Pinzgauer sind Frühaufsteher. Zurufe aus allen Stalltüren und über die Weidenzäune hallen uns nach, wie wir vorübertraben: „Griass God,

Schwaizer! Said S' wiada-komma? Guate Heimreis'n!" Und wenn wir einen kurzen Marschhalt machen, kommen die braven Pinzgauer über die Felder gelaufen, und jeder möchte uns schnell auf ein „Stoanzerl Schnoaps" einladen. Wir müssen dankend ablehnen. Mit der zunehmenden Wärme der Sonne meldet sich das Bedürfnis nach Schlaf. Unser Rekrut schläft dreimal während des Radfahrens ein und landet jedesmal in einer Mauer oder einer Dornenhecke; beide Hände hat er sich zerschunden und das rechte Knie. So stecken wir hier und dort den Kopf mitten in einen Brunnen; denn immer sind's noch zwanzig, noch fünfzehn, noch zehn Kilometer. Neun Uhr früh haben wir's geschafft. Sobald wir die Pferde versorgt haben, legen wir uns nieder und schlafen achtzehn Stunden an einem Stück.

Wie wir am frühen Morgen aufbrechen, hat das Wetter umgeschlagen. Hinauf die Bergstrasse zum Pass Thurn. Eisig fegt über die Passhöhe der Wind. Hinüber in die „gefürstete Grafschaft Tyrol", wie ein alter Wegweiser kündigt. Jedes Dorf im Brixer Tal begrüsst uns freundlich, wie gute alte Bekannte: „Kommen S' eina auf a Bier! Miassen S' azähl'n!" Allen Einladungen können wir nicht folgen. In Wörgl beim ersten Alpenjägerregiment. Zum erstenmal auf dieser langen Reise ein krankes Pferd: „Arbalète" muss sich auf der Passhöhe verkühlt haben. Ich lasse den Tierarzt rufen. Er macht ein bedenkliches Gesicht: Krampfkolik. Wir reiben „Arbalètes" Rücken mit Kampfer. Der Arzt gibt ihr eine Einspritzung — es nützt nichts; eine zweite — umsonst. Nachts elf Uhr. Wir sitzen immer noch mit dem Tierarzt im Stall. Noch eine Einspritzung; wenn sie nichts nützt, ist „Arbalète" verloren. Wir sind in grosser Sorge. Pfeuti führt den Rappen im Hof immer auf und ab. Die Blähung wird immer stärker. Endlich früh zwei Uhr tritt die Besserung ein. Abwechslungsweise halten wir Stallwache bis zum Morgen. Zu „Arbalètes" Erholung schalte ich einen Rasttag ein. Sie ist wieder ganz munter und hat einen riesigen Appetit.

*Wie die Saumkolonne durch das schöne Land Tirol
und im Schneesturm über den Arlberg zieht.*

Trutzig steigen deine harten Felsen in die blauen Himmel, du stolzes Land Tirol; lieblich sind deine stillen Dörfer inmitten der Blütenpracht eines späten Frühlings. Du aber, steiler Arlberg, hüllst deine tiefen Wälder und wilden Flühe noch in Eis und Schnee, und über deine blanken Kuppen fegt ein eisiger Wind. Von Wörgl weg haben wir wieder schweren Stand wegen der Spiegelglätte der Asphaltstrasse. Wenn es irgend geht, traben wir auf vielen Umwegen über die Dörfer. Wiederum wandelt sich ein strahlender Morgen in einen regenschweren Nachmittag. Bei der Brücke von Terfens hält eine stolze Reiterin. Schon von ferne erkenne ich den Falben der Fräulein Marthel, die uns nun im Galopp entgegenkommt. Welch freudige Begrüssung nach sechs Monaten, und gleich setzt sie sich zu meiner Rechten an die Spitze. Hauptmann Ott, der Reitinstruktor der Artilleriegarnison, hat unsere Quartiere wohl vorbereitet.

Sonntags ist Ruhetag, und vormittags dürfen wir auf reservierten Plätzen der Feldmesse vor der königlichen Burg beiwohnen. Die Innsbrucker Garnison: Infanterie, Artillerie und Pioniertruppen, unter Assistenz einer unabsehbaren Menschenmenge, hört die Verlesung eines Regierungserlasses, der die alte Tradition der k. k. Armee aufleben lässt. Zum zweihundertsten Todestag des Prinzen Eugen von Savoyen erhalten alle österreichischen Regimenter illustre Namen. Die frühern Kaiser von Maximilian bis zu Franz Joseph, die Kaiserin Maria Theresia, berühmte Feldherren der Habsburgermonarchie, Admiral Tegethoff und der Nationalheld Andreas Hofer erhalten ihre Regimenter und Abteilungen. Sie erinnern an

die glanzvollsten Zeiten der Donaumonarchie, und diese Namensverleihung soll wohl ein Schachzug gegen den sich gewaltig ausbreitenden Nationalsozialismus sein. Denn mit diesem Nationalsozialismus werden sich die heutigen Führer der Republik, wird sich allfällig der Thronprätendent noch auseinanderzusetzen haben. Vorläufig haben die derzeitigen Staatslenker, hat auch die vor den Toren stehende Monarchie noch eine Pferdelänge Vorsprung, weil sie alle Machtmittel des Staates, Heer und Polizei, ein absolutes Zeitungs- und Propagandaverbot, für sich haben. Aber wir wundern uns über die Stimmung weitester Volkskreise, die allein im Nationalsozialismus ihr Heil erblicken. Der italienfreundlichen Politik der Regierung verweigert die überwiegende Volksmehrheit die Gefolgschaft. „Woass hab'n sia alleweil bei dia Welsch'n zu tuan?" Immer wieder hören wir diese vorwurfsvolle Frage. Dass für die Bündnispolitik der Regierung die Südtiroler Frage der Pfahl im Fleische ist, bestätigen uns auch die Offiziere, die sonst jeder Politik fernstehen. — Die Parade der Regimenter macht einen vorzüglichen Eindruck.

Fräulein Marthel stellt mir ihren Falben zur Verfügung, sie besteigt den Rapphengst: so streifen wir mit „Chüeri" durch Feld und Wald hinauf nach Heiligkreuz bei Hall, durch sonntäglich geschmückte, niedliche Tiroler Dörfer und dann im Galopp über die Allmenden am Ufer des Inn zurück nach Innsbruck. Abends ist Kegelpartie mit den Offizieren und ihren Damen, und so schlecht ich erst werfe, werde ich — Zufall natürlich — beim Meisterschaftskegeln mit gleich zwei „Babeli" oder, wie die Oesterreicher sagen, „runde neune" Kegelkönig von Innsbruck, was mit Hallo begossen wird.

Wie oft haben uns auf unserer Reise die Offiziere von acht Armeen zum Städtchen hinaus das Geleite gegeben! Diesmal habe ich zur Rechten eine Amazone, die Marthel auf dem Falben, zu meiner Linken eine Amazone, die Lea auf dem Rappen. Drei Dörfer weit — ein letzter Abschiedstrunk. Im Galopp stieben die schlanken Reiterinnen innabwärts, derweil die Saumkolonne auf kleinen Nebenstrassen innaufwärts trabt.

Durch das schmucke Städtchen Telfs, wieder über die Dörfer und hinauf nach Haiming. Der alte Leitner steht, wie erwartet, oben an der Treppe und stopft sein Pfeifchen. Beinahe lässt er dieses köstliche Pfeifchen fallen, wie er uns erkennt. Er wendet sich zum Hauseingang: „Jessas! Mariandl, kimm aussa! Dia tirkischen Schwaizer san doa, dia Herr'n mit dia Pferd!! — Griass Gott, is des a Freid!" Und das Mariandl muss kommen und staunen helfen, und ganz unvermittelt kommt es gleich wieder zu einem Schnauzer: „Steah net allweil herum! Geah in d'Kuch'n und moach an Knedelsupp'n und oa Schnitzel fiar dia Herr'n. Wenn ma aus dera Tirkei kimmt, hoat ma oan Riasahunger. Doa giabt's joa eh nichts Rechts z'fressa, da herunta!" Und viel hat dann der alte Leitner drin in der Gaststube zu fragen: „Wia is dös jeatz mit dia Tirk'n? Soan s' allweil noch so damische Lackl, was dia Weibersleit einsperr'n wia a Vogerl ins Kratzerl? Noa, net meah? Jessas, werd'n dia a froh sain, dia Weibersleit!"

Gerne möchte uns der alte Leitner auch diesmal über Nacht behalten; aber wir wollen noch hinüber nach Landeck. Herrliche Tannenwälder säumen die Bergstrasse, auf der wir aufwärtsstreben. Oesterreich hat noch grossen Waldreichtum. Viel Holz geht jetzt nach Italien. Oft sehen wir sogar kleinere Kahlschläge. Eine herrliche Frühlingssonne gibt uns das Geleite; doch scheint der Osterschneefall den Blüten starken Schaden zugefügt zu haben. Ueberall hören wir Klagen über den schlechten Fremdenverkehr. Die Tausendmarksperrre hat jeden Zustrom der deutschen Reisenden, die früher die Tiroler Gaststätten in Scharen besuchten, unterbunden.

Richtiges Aprilwetter. Wie wir von Landeck wegreiten, regnet es, und je höher wir kommen, je mehr wandelt sich der Regen in Schneegestöber. Eisigkalt fegt der Wind und jagt uns den Schnee waagrecht ins Gesicht. Immer schlimmer wird's. Unsere Rosse dehnen die Nüstern weit, genug Luft zu bekommen, und alle, Ross und Mann, zwinkern wir schmerzhaft mit den Augen, in die uns der Sturm harte, vereiste Schneeflocken peitscht. Zwischen hohen Schneewänden durch geht's zum Hospiz, wo wir die Pferde einen Moment in die warme Garage stellen und uns mit einem Tee die Lebensgeister aufwecken lassen. Das österreichische Skilehrerexamen wird eben abgehalten. Bei diesem Schneesturm ist Theorie am Trocknen. Flotte, gebräunte Sportgestalten. „Dia meist'n fall'n eh durch“, versichert uns die Köchin, die eben bei der Wäsche mithilft. „Des is a Kreiz in dear Welt: wo an Posten ist, da mechten s' Eahne zehne hearsitz'n.“ Nun, ein Skilehrerposten bietet doch wohl weniger Sitzgelegenheit als irgendeiner.

Wieder hinaus in den Sturm. Die am Morgen neu gepflügte Strasse ist schon bald wieder halb zugeschneit, und knietief geht's durch. Oft auch sind seitwärts die drei Meter hohen Schneewände eingebrochen, und dann haben wir ordentlich Mühe, durchzustapfen. Wieder ist es einzig „Chüeri“, der der ungemütlichen Situation die beste Seite abzugewinnen weiss: er tollt in die höchsten Haufen, sich zu wälzen, ist bald weit voraus, nie zurück. In vielen Kehren talwärts und dann durch Dörfer, in denen sich kein Leben regt. Unser einsames Bauernhaus am Arlberg. Der Bauer trägt eben Dünger aus dem Stall. Wir erkennen ihn nicht, er uns wohl. Dass wir ihn nicht erkennen, macht das Fehlen seines schwarzen Vollbartes. „I hoab ihn weggeba loass'n. Man is eh jinger ohne Bart.“ Und da wollen wir Männer stets behaupten, wir seien nicht eitel! Die Pferde mustert er im Stall mit Kennerblicken: „Dia hoab'n sia guat ghoalt'n. Nuar dear Rapp is magrer wor'n.“

Und nun sitzen wir wieder in dieser weiten, niedern Bauernstube um die Petrollampe, und wie letztes Mal schaut vom braunen Holzgetäfel das Bild des „guat'n Franzl“ nieder, und fast unwahrscheinlich kommt es uns vor, dass wir inzwischen acht Länder zu Pferd durchzogen und es wohl bald so halten können wie jener Lokomotivführer der Schwarzenburgbahn: „Ja, ja, we eine siner drissg Jahr au Tag drümau uf Schwarzeburg uehegfahre isch u wieder zrugg, so het er a schöne Teu vo d'r Wäut gseh!“

Schweiz

*Wie ein Schimmel eifrig mittrabt
und die Saumkolonne unter Blumen und Blüten nach Hause zieht.*

Vom Arlberg weg geht's auf bekannten Pfaden hinunter nach dem heimeligen Bludenz und über die Dörfer nach Feldkirch. In dem kleinen, schmucken Grenzstädtchen erkennt uns jedes Kind, und während unseres letzten Pferderasttages im gastfreundlichen Oesterreich umlagert stetsfort eine riesige Menschenmenge den Stall der Saumkolonne.

Spiegelglatt ist die Strasse von Feldkirch bis Buchs und wohl das für unsere vier Rosse schlimmste Stück Weg. So führen wir sie am Zügel und schreiten vorsichtig über den glasartigen Asphalt. Freundlich, wie sie uns im Oktober begrüßten, verabschieden sich die österreichischen Zollbeamten von der kleinen Saumkolonne. Wir können, wie immer, gleich durch die Schranken; denn vom Bundeskanzleramt liegt Weisung vor, uns „erlagsfrei passieren“ zu lassen.

Auf heimatlichem Boden gesellt sich zu uns ein Schimmel, alt, struppig, steifbeinig, mit allen Fehlern und Mängeln — der Amtsschimmel. Wir wollen gleich vorausschicken, dass wir durch die Zollbeamten prompt, liebenswürdig und mit aller Zuvorkommenheit abgefertigt wurden und dass die Begrüssung durch die Beamten und Feldgrauen des Zollamtes Schaanwald eine herzliche war. Aber irgendwie meldet sich an den rot-weissen Grenzpfählen immer auch besagter Amtsschimmel, und der Eidgenossenschaft vier gesunde Armeepferdezurückzubringen, ist keine so selbstverständliche Angelegenheit. Die Sechs-Monat-Frist zur Wiedereinreise sei um eine Woche überschritten, wir hätten erst eine Einfuhrbewilligung zu beschaffen für Ross und Hund, ich möchte mich telephonisch an das Eidgenössische Veterinäramt in Bern wenden. Ferngespräch mit Bern. Das Eidgenössische Veterinäramt kann nur auf Antrag des Kantonstierarztes von Bern entscheiden. Ferngespräch mit Bern. Der Kantonstierarzt könnte uns zwar acht Tage Quarantäne aufbrummen, wie er mir meldet; aber er will diesmal ein Auge zudrücken und uns nicht Schwierigkeiten bereiten. Also können wir zumarschieren — nicht allzuweit auf dieser glasigen Strasse. Halbwegs Buchs hält ein Automobil. Ein Herr in Zivil entsteigt ihm mit hoch erhobener Hand. Er vertritt unsern lieben, vertrauten, alten Amtsschimmel, und zwischen diesem Amtsschimmel und der Saumkolonne entspinnt sich ein erquickender Meinungs-austausch, den wir als gute Demokraten unsern lieben Miteidgenossen nicht vorenthalten möchten:

Amtsschimmel: Sofort zurück nach Schaanwald zur Untersuchung der Pferde auf Rotz und eventueller Impfung.

Saumkolonne: Wir haben Erlaubnis aus Bern und marschieren auf dieser beinbruchgefährlichen Strasse nicht zurück.

Amtsschimmel: Das geht uns hier an der Grenze nichts an, was die in Bern befehlen. Hier an der Grenze befehle ich. Sofort zurück!

Saumkolonne: Und hier bei der Saumkolonne befehle ich. Wir gehen keinen Schritt zurück.

Amtsschimmel: Ich erkläre Ihnen ein letztes Mal —

Saumkolonne: Und wir weigern uns ein für allemal. Keinen Schritt gehen wir zurück!

Saumkolonne und Amtsschimmel einigen sich auf eine Untersuchung an Ort und Stelle. Die Papiere werden ausgefertigt.

Amtsschimmel: Die Sache macht nach Tarif hundertfünfzehn Franken.

Welch unerwarteten Stoss erhält die schmale Haushaltungskasse der Saumkolonne! Sogar der alte Schimmel empfindet so etwas wie menschliches Rühren: „Ausnahmsweise für Sie reduziert auf hundertzwei Franken.“

Auf dem weitem Zug durch die heimatlichen Gefilde trabt noch mehrmals der alte Schimmel zwischen die vier tapfern Rosse der Saumkolonne. In Zürich werden unsere Pferde in die Augen geimpft, in Luzern werden unsere Pferde in die Augen geimpft — weitere Impfungen lehnt die Saumkolonne ganz energisch ab. Aber der alte Schimmel gibt im Aerger darüber auch unserm kleinen „Chüeri“ noch einen Tritt: „... hat verfügt, dass der die Saumkolonne des Herrn Hans Schwarz begleitende Hund nach seiner Ankunft am Bestimmungsort auf Tollwut zu untersuchen ist und während hundert Tagen einen Maulkorb zu tragen hat...“ Doch unser „Chüeri“ flüchtet sich entrüstet in die Öffentlichkeit, und die hat in der ältesten Demokratie gottlob noch etwas zu sagen vermag gar einen wild gewordenen Amtsschimmel an die Kandare zu nehmen.

In Buchs hat der Unteroffiziersverein eine mächtige Schweizer Fahne über die Strasse gehängt, und eine riesige Menschenmenge gibt uns das Geleite zum Stall, wo unsere vier Rosse mit lang anhaltendem Händeklatschen begrüsst werden. Die Damen insbesondere haben es auf unsern „Chüeri“ abgesehen: jede möchte ihn streicheln. Würde die Saumkolonne alle die freundlichen Einladungen von Städten und Dörfern des lieben Heimatlandes annehmen, müsste sie noch einen guten Monat Asphalt treten. Frauenfeld möchte uns und Schaffhausen, Basel, Aarau und Olten. Wir müssen mit vielem Dank ablehnen, marschieren aber doch auf weiten Umwegen und Zickzackzügen nach Bern. Es kann nicht in unserer Aufgabe liegen, einzeln zu schildern, wie begeistert überall im Schweizerland die kleine Bosphoruskolonne begrüsst wird, wie immer wieder Kavalleriereitvereine und Offiziersdelegationen ein gut Stück mittraben, wie die Saumkolonne, oft von schmucken Amazonen eingerahmt, durch die Städte und Dörfer zieht und stets einen langen Schweif von Radfahrern und Automobilen nach sich zieht — wie es Blumen und Telegramme regnet. Es ist auch nicht unsere Schuld, dass die Einzüge in St. Gallen, Winterthur und Zürich, Luzern, Langenthal, Solothurn, dann aber vor allem in Biel und Bern zu verkehrshindernden Triumphzügen werden. Wir wollen alle diese Ehrungen auf das Verdienstkonto unserer vier braven Rosse und unseres tapfern „Chüeri“ schreiben — wir drei Soldaten waren nur Statisten, die Hauptrollenträger marschierten alle auf vier Füßen.

Es braucht zu solchem Unternehmen ja nur ein bisschen Abenteuerlust, einen Tropfen Zigeunerblut, ein wenig Romantik und wohl auch etwas Mut zu Aussergewöhnlichem. Nur die Antwort von Korporal Pfeuti auf die verwunderte Frage eines guten Berners, wie wir eigentlich den Weg gefunden hätten, gehört noch hergesetzt: „Das isch ganz eifach: bim Bäregrave hesch rächts ufe gägem Muristaude u de bim Egghöuzli gäge Gümlige u de immer aus gredi u um d'Ränk um — de chasch nid fahle u chunnsch grad bouzgedi uf Stambul.“

Die schweizerische Saumkolonne Alpen—Bosporus wurde von nachverzeichneten Donatoren unterstützt, die auf die numerierte Sonderausgabe dieses Buches subskribierten.
Es zeichneten:

Die Damen:

Fräulein M. Aepli, Bern	1
Frau Konsul Pima Andreae, Rapallo	2
Frau L. Bändel, Bern	3
Frau L. Bändel, Bern	4
Fräulein May Bindschedler, Zürich	5
Frau B. Bourquin-Wyss, Biel	6
Frau M. Branger, Chur	7
Frau Dr. Dietzi, Ciarens	8
Fräulein Marie Ehret, Lausanne	9
Fräulein L. Eymann, Langenthal	10
Fräulein L. Eymann, Langenthal	11
Frau Nina Gattiker-Tanner, Rapperswil	12
Frau Nina Gattiker-Tanner, Rapperswil	13
Frau Dora Heinz, Grosshöchstetten	14
Frau Prof. C. Henschen-Naef, Basel	15
Frau Dr. Lüscher, Gümligen	16
Frau Dr. O. Lutz, Winterthur	17
Frau Paul Märki-Dick, Bern	18
Frau Agnes Pelissier-Pezolt Marseille	19
Fräulein Ida Ratz, Bern	20
Frau Minister Rüfenacht, Bern	21
Frau Salzmann, Luzern	22
Frau M. Schmid, Gattikon	23
Frau Elvira Schwarz-Pezolt, Köniz	24
Fräulein Ruth Schwarz, Köniz	25
Frau Hildy Stucki, Wiedlisbach	26
Frau Oberst J. Thomann, Bern	27
Frau Dina Vollmar-Violetti, Lenzburg	28
Fräulein Dr. Julia Wernly, Bern	29
Fräulein Dr. Julia Wernly, Bern	30

Die Herren Heereseinheitskommandanten und Offiziere des Generalstabes:

Oberstkorpskommandant Guisan, Kdt. i.A.K., Chamblandes-Lausanne	31
Oberst *	32
Oberstdivisionär von Muralt, Kdt. 5. Div., Zürich	33
Oberstdivisionär Lardelli, Kdt. 6. Div., Chur	34
Major i. Gst. Dr. Franz R. Fischer, Luzern	35

Die Herren Offiziere der Infanterie:

Oberstbrigadier Baeschlin, Kdt. J.-Br. 24, Zollikon	36
Oberstlt. Barben, Kdt. Geb.-J.-R. 17, Steffisburg	37
Oberstlt. Bieri, Interlaken	38
Oberst J. Blankart, Zürich	39
Oberst J. Blankart, Zürich	40
Oberst Buser, Kreisinstruktor 6. Div., St. Gallen	41
Oberlt. Buser, J.-Mitr.-Kp. IV/32, Biel	42
Major Erwin Christen, Kdt. Lst.-Füs.-Bat. 36, Liestal	43
Oberst Comtesse, Kreisinstruktor 5. Div., Zürich	44
Oberstlt. Fischbacher, Kdt. J.-R. 34, Rüschlikon	45
Oberstbrigadier H. Flückiger, Kdt. J.-Br. 7, Biel	46
Oberstlt. W. Frey, Kdt. J.-R. 25, Zürich	47
Major A. W. Gattiker, Kdt. Frd. Mitr.-Abt. 6, Rapperswil (St. G.)	48
Major A. W. Gattiker, Kdt. Frd. Mitr.-Abt. 6, Rapperswil (St. G.)	49
Oberstbrigadier von Graffenried, Kdt. Geb.-J.-Br. 5, Bern	50
Oberst Gutzwiller, Wallisellen	51
Oberst Gutzwiller, Wallisellen	52
Major Hänni, Zeughausverwalter, Lyss	53
Oberst Hediger, Aarau	54

Oberst Hochuli, Lyss	55
Oberstlt. Huber, Kdt. Geb.-J.-R. 35, St. Gallen	56
Hptm. Jacobi-Howald, Kdt. Lst.-J.-Kp. I/2i, Biel	57
Hptm. J. Kalt, Kdt. J.-Mitr.-Kp. IV/I2O, Zug	58
Major H. Kunz, Kdt. Geb.-J.-Bat. 91, Chur	59
Oberstlt. Laesser, Wabern	60
Hptm. Hermann Moser, Kdt. Geb.-J.-Kp. II/4O, Frutigen	61
Major Alfred Pezolt, Kdt. Füs.-Bat. 37, Bern	62
Major Alfred Pezolt, Kdt. Füs.-Bat. 37, Bern	63
Oberstlt. Rubin, Bern	64
Oberstbrigadier Scherz, Kdt. Geb.-J.-Br. 9, Bern	65
Oberstbrigadier Scherz, Kdt. Geb.-J.-Br. 9, Bern	66
Oberstbrigadier Scherz, Kdt. Geb.-J.-Br. 9, Bern	67
Oberstbrigadier Scherz, Kdt. Geb.-J.-Br. 9, Bern	68
Oberstbrigadier Scherz, Kdt. Geb.-J.-Br. 9, Bern	69
Hptm. Schmid, Burgdorf	70
Hptm. Schmid, Burgdorf	71
Oberstlt. Stocker, Kdt. Geb.-J.-R. 20, Zürich	72
Oberstlt. Paul Wacker, Kdt. J.-R. 24, Bern	73
Oberst von Wattenwyl, Kreisinstruktor 3. Div., Bern	74
Oblt. Hans Weber, Adj. Füs.-Bat. 37, Thun	75
Oberst Werder, Bern	76

Die Herren Offiziere der Kavallerie:

Major P. Aerni, Olten	77
Oblt. Hans Baumgarten, deutscher Ulanen-Of. a. D., Rapallo	78
Oblt. Ernst Baumgartner, Mitr.-Schw. 12, Balsthal	79
Hptm. Robert Bigler, Kdt. Drag.-Schw. 48, Reitanstalt Seefeld-Zürich	80
Oberstlt. Hans Bon, Suvrcttahaus, St. Moritz	81
Major Primus Bon, Zürich	82
Major Primus Bon, Zürich	83
Major Primus Bon, Zürich	84
Oberstlt. Hans Bracher, Grafenscheuren	85
Hptm. Brüscheiler, Kdt. Mitr.-Schw. 6, Amriswil	86
Hptm. Brüscheiler, Kdt. Mitr.-Schw. 6, Amriswil	87
Oberst Peter Bürki, Platz-Kdt. von Luzern	88
Hptm. Disch, Kdt. Drag.-Schw. 15, Othmarsingen	89
Oberst Endemann, Luzern	90
Oberst Endemann, Luzern	91
Oberst Endemann, Luzern	92
Oberst Endemann, Luzern	93
Major Enderlin, Bühler (Appenzell)	94
Oberst Füglistaller, Schaffhausen	95
Oberst Füglistaller, Schaffhausen	96
Rittmeister von Glutz, deutscher Of. a. D., Saignelegier	97
Oblt. Grieder, Drag.-Schw. 14, Balsthal	98
Oblt. Grundbacher, Drag.-Schw. 12, Thun	99
Oblt. Grundbacher, Drag.-Schw. 12, Thun	100
Oblt. Grundbacher, Drag.-Schw. 12, Thun	101
Oblt. Grundbacher, Drag.-Schw. 12, Thun	102
Oblt. Grundbacher, Drag.-Schw. 12, Thun	103
Oberst Haccius, Kdt. eidg. Kav.-Remontendepot, Bern	104
Hptm. Hammer-von Orelli, Solothurn	105
Oberst Hirt, Solothurn	106
Col. Hauert, Lausanne	107
Major Charles Heuer, Bienne	108
Major Hew, Klosters	109
Oblt. Iktt, Mitr.-Schw. 6, St. Gallen	110
Oberst J. U. Keller, Pfungen	111
Major G. Kiener, Bern	112
Hptm. Lauper, Seedorf	113
Hptm. Hans Lendi, Stab Kav.-Br. 3, St. Gallen	114
Major Adolf Lüthi, Kdt. Drag.-Abt. 3, Burgdorf	115
Oblt. Lüthi, Burgdorf	116
Oberst A. Marbach, Bern	117
Oberst Mylius, Basel	118

Oberst Mylius, Basel	119
Oberst Mylius, Basel	120
Oberst Mylius, Basel	121
Major Nabholz-von Grabow, Schloss Hilfikon	122
Hptm. Peter von Planta, Adj. Kav.-Br. 3, Zuoz	123
Oberstlt. Max Reber, Interlaken	124
Major E. Ruef, Bern	125
Hptm. Willy Rüfenacht, Bern	126
Oberstlt. Rutishauser, Kdt. Drag.-R. 5, Scherzingen	127
Hptm. von S.	128
Hptm. Schellenberg, Steckborn	129
Oblt. E. Steiner, Drag.-Schw. 9, Aarberg	130
Major Stoffel, Schloss Hahnberg	131
Major Vischer-Simonius, Basel	132
Oberst Ziegler, Direktor der eidg. Pferderegianstalt, Thun	133

Die Herren Offiziere der Artillerie:

Oberst Alexis, Samaden	134
Major Brändli, Sektion für Schiessversuche, Thun	135
Oberstlt. Bühler, Winterthur	136
Oblt. Burren, Bindenhaus, Köniz	137
Oberstlt. Eisenmann, Stab Art.-Br. 2, Biberist	138
Oberst Fierz, Chef Eidg. Kriegstechn. Abt., Bern	139
Oberstlt. Grunauer, Basel	140
Oblt. Hess, Geb.-Pk.-Kp. 6, Basel	141
Oberst Max von Hoegger, Altstetten	142
Oberstlt. Karrer, Zürich	143
Hptm. Lang, Kdt. Geb.-Scheiw.-Kp. 4, Reiden	144
Oberstlt. Neuhaus, Kdt. Sch. Art.-R. 3, Thun	145
Oblt. Urs Schwarz, F.-Bttr. 39, Zürich	146
Oblt. Urs Schwarz, F.-Bttr. 39, Zürich	147
Oberstlt. Sebes, Pk.-Of. 6. Div., Küsnacht	148
Oberstlt. Stooss, Kdt. F.-Art.-R. I, Basel	149
Oberstlt. Syfrig, Oberwinterthur	150
Oberstlt. Tobler, Kdt. F.-Art.-R. II, Bern	151
Oberstlt. Tobler, Kdt. F.-Art.-R. II, Bern	152
Major Zanolari, Chur	153

Die Herren Offiziere der Sanität und Veterinärtruppen:

Oberst Baerlocher, Tierarzt, Luzern	154
Major Barth, Arzt J.-R. 43, Moutier	155
Oberstlt. Coray, Arzt Div.-Stab 6, Chur	156
Hptm. Dreyfus, Arzt J.-Bat. 39, Bern	157
Major Frey, Arzt Geb.-J.-R. 47, Luzern	158
Major Gräub, Tierarzt, Bern	159
Hptm. Gut, Arzt Geb.-J.-Bat. 91, St. Moritz	160
Oberstlt. Hagen, Arzt, Ins	161
Oberstlt. Höhener, Kantonstierarzt, St. Gallen	162
Oberst J. Keller, Tierarzt, Wald (Zürich)	163
Major Kobelt, Arzt J.-R. 33, Rebstein (St. Gallen)	164
Major Küng, Vet.-Of. Geb.-J.-R. 18, Vorimholz b. Grossaffoltern	165
Oberst Langner, Kantonstierarzt, Solothurn	166
Major Lehmann, Arzt J.-Br. 21, Lyss	167
Hptm. Leutenegger, Arzt F.-Art.-Pk.-Kp. 20, Bad Ragaz	168
Major Meuli, Arzt J.-R. 21, Altnau	169
Oberstlt. Hugo Remund, Arzt, Zürich	170
Oberstlt. Ritter, Kdt. F.-Laz. 6, Münsterlingen	171
Oberstlt. Ritter, Kdt. F.-Laz. 6, Münsterlingen	172
Oberstlt. Ryhiner, Arzt, Basel	173
Hptm. Schwarz, Kdt. San.-Kol. IV/5, Thayngen	174
Oberst Schwyter, Armeepferdearzt, Bern	175
Oberstlt. Siegrist, Arzt 4. Div., Brugg	176
Oblt. Stiffler, San.-Kp. IV/8, Chur	177
Oberst J. Thomann, Instr.-Of. der Sanitätstruppen, eidg. Armeepotheker, Bern	178
Hptm. Venner, Adj. Geb.-San.-Abt. 15, Samaden	179

Oblt. Simon Widmer, Tierarzt, Rothenburg	180
Oberstlt. Wiedmer, Kdt. San.-Abt. 3, Burgdorf	181
Oberst Wirz, Arzt, Meiringen	182

Die Herren Offiziere der Verpflegungstruppen:

Oberst Theodor Fehlmann, Armeestab, Schöftland	183
Hptm. Steiner, Kdt. Vpf.-Kp. II/6, Goldau	184
Major Robert Weingartner, Luzern	185

Die Herren Offiziere der Traintruppen:

Major Graf, Klostersgutsverwaltung „Paradies“, Schaffhausen	186
Oberstlt. Guldemann, Kdt. Geb.-Tr.-Abt. 4, Zürich	187
Oberstlt. Walter Köng, Hinwil (Zürich)	188

Die Herren:

Iwan Bally, Industrieller, Schönenwerd	189
Balz-Kindler, „Militärgarten“, Bern	190
Baumeier, Sägereibesitzer, Steghof, Luzern	191
Baur, zum „Strohhoof“, Zürich	192
Emil Beck, Mühlenbesitzer, Landshut	193
Bernhard, zum „Löwen“, Worb	194
Prof. Dr. Bernhard, Zürich	195
W. Bernhard, Bern	196
Dr. med. Berry, Villa „Arona“, St. Moritz	197
Dr. G. Bindschedler, Bankier, Zürich	198
Dr. G. Bindschedler, Bankier, Zürich	199
Dr. G. Bindschedler, Bankier, Zürich	200
Rudolf L. Bindschedler, Zürich	201
Paul Bloch, Zollikon	202
Ernst Bogner, Hotel „Enge“, Murten	203
Arnold Borrini, Luzern	204
Direktor Buchmüller, Direktor des Eidg. Amtes für Mass und Gewicht, Bern	205
Walter Bürki-Rueff, Bern	206
Emil Bürki, Bern	207
Dr. Carrel, Biel	208
F. Clerc, Verwalter, Steffisburg	209
von Dach, zum „Schwanen“, Lyss	210
von Dach, „Cardinal“-Depot, Lyss	211
Derron-Schmid, Zunftthaus „Zur Webern“, Solothurn	212
Ingenieur Dick, Gümligen	213
Dietiker-Lüthi, Bern	214
Dörr-Zemp, zum „Bären“, Reinach	215
Otto Dürr, Zürich-Höngg	216
Nationalrat Duttweiler, Rüschlikon	217
Eggenschweiler, zum „Rössli“, Zofingen	218
Dr. J. C. Engi, Schloss Marschlins bei Landquart	219
Dr. G. Engi, Riehen-Basel	220
Fentzling, Agentur, Bern	221
Hans Fierz-Pezolt, Zürich	222
Dr. med. vet. Findeisen, Langenthal	223
Karl Fischer, Fabrikant, Menziken	224
Willy Fischer, Fabrikant, Menziken	225
Fritz Flückiger, Oberaach (Thurgau)	226
Dr. A. Frey, Chemiker, Riehen	227
Dr. A. Frey, Chemiker, Riehen	228
Hans Frey, Bern	229
J. C. Fridlin, Gut „Löbern“, Zug	230
Arthur Fröhlich, Wiesenthal, Dietikon	231
Nationalrat Dr. R. Gallati, Glarus	232
Dr. med. dent. Peppo Galli, Bern	233
Joseph Galliker, zum „Kasernenplatz“, Luzern	234
Rudolf Gartenmann, „Genevoise“, St. Moritz	235
Dr. med. dent. Robert Gasser, Belp	236
Fredy Gattiker, Fabrikdirektor, Rapperswil (St. Gallen)	237

Alt-Kantonsrat Gattiker-Eschmann, Richterswil	238
Alt-Kantonsrat Gattiker-Eschmann, Richterswil	239
Dr. F. Gehrig, Arzt, Wabern	240
Dr. A. Gentinetta, Zahnarzt, Brig	241
Dr. H. de Giacomi, Advokat, St. Moritz	242
Prof. Dr. Glanzmann, Bern	243
J. Gloggner, „Zitag“, Luzern	244
Glutz-Binder, Bahnhofbuffet, St. Moritz	245
Charles Glutz, Solothurn	246
G. Graber, zur „Sonne“, Aarberg	247
Hans Graber, zum „Kreuz“, Kirchberg	248
Zahnarzt Dr. Gsell, Bern	249
Hans von Gunten, Längenschachen bei Oberhofen (Bern)	250
Walter von Gunten, Bern	251
Haecky, Hotel „Balance“, Luzern	252
F. Hanselmanns Erben, St. Moritz	253
Nicol. Hartmann, Architekt, St. Moritz	254
J. Hausammann, Ingenieur, Meiringen	255
Dr. Georg Heberlein, Wanne, Wattwil	256
Andreas Hefti, Schwanden (Glarus)	257
Prof. Dr. Henschen-Naef, Basel	258
Notar Karl Hochuli, Lyss	259
Rudolf Hofer, Diessbach bei Buren	260
Hoff mann-Villiger, Aarau	261
Emil Hofmann, zum „Hirschen“, Langnau	262
Rudolf Hof mann, Installateur, Bern	263
Dr. med. Hans Hopf, Bern	264
Rudolf Hostettler, Pferdelieferant, Holligen	265
Rudolf Hostettler, Pferdelieferant, Holligen	266
Heinrich Hürlimann-Hofmann, Zürich	267
F. Jegerlehner, Sierre	268
F. Imhof, Basel	269
Ingold, Brunnadern (Bern)	270
Fürsprecher Joss-Kehrli, Bern	271
Dr. Arthur Jost, Rechtsanwalt, Luzern	272
Käch, zur „Krone“, Aarberg	273
Paul Kehrli-Hirter, Bern	274
Paul Kehrli-Hirter, Bern	275
Dr. J. Kelly, St. Gallen	276
O. Kipfer, Bern	277
Prof. Dr. Klaesi, Direktor der „Waldau“, Bern	278
Dr. U. Knabenhans, Zuoz	279
Ernst Knecht, Lyss	280
Hans Kocher, Sektionschef, Aarberg	281
Rudolf König, zum „Bären“, Zollikofen	282
Kohler, zum „Kreuz“, Lyss	283
Dr. med. C. Körber, Meiringen	284
Dr. jur. Kubli, Advokat, Glarus	285
Willy Kündig, Zürich	286
Dr. A. Landolt, Zofingen	287
Dr. A. Landolt, Zofingen	288
Lanz-Kuhn, Architekt, Spiez	289
Prof. Dr. Laur, schweizerischer Bauernsekretär, Brugg	290
Hermann Ledermann, Fabrikant, Bern	291
A. Libardoni, Bern	292
Liechti, Bern	293
Rudolf Löffel, zum „Ochsen“, Münsingen	294
Ständerat Löpfe-Benz, Rorschach	295
Ständerat Löpfe-Benz, Rorschach	296
Dr. Lüdi, Direktor der Schweizerischen Depeschenagentur, Bern	297
Karl J. Lüthi, Bibliothekar des Gutenbergmuseums, Bern	298
Lüthy & Cie. S. A., Steinwerke, Pieterlen	299
Familie Luginbühl, Huttwil	300
Familie Mathys, Schlegwegbad, Oberdiessbach	301
Prof. Dr. Hermann Matti, Bern	302
P. Meister, Hotel „Bahnhof“, Langenthal	303
Ständerat Dr. Ph. Mercier, Spielhof, Glarus	304

Dr. Meyer-Wild, Rechtsanwalt, Zürich	305
Dr. O. Meyer, Ebnat-Kappel	306
Paul Mohr, Chur	307
Fritz Moser, zur „Sonne“, Rüegsauschachen	308
Fritz Moser, Bern	309
Werner Moser, Schlieren-Zürich	310
Moser, Posthalter, Diessbach bei Büren	311
Müller-Wacker, Zofingen	312
Paul Muster, zum „Rössli“, Wasen i. E.	313
Rudolf Naegeli, Zürich	314
Gottlieb Notz, Hotel „Post“, Kerzers	315
Dr. E. Nüscher, Basel	316
Dr. A. Nyffenegger, Langenthal	317
Werner Obrecht, Wiedlisbach	318
Albert Oeler, Spediteur, Bern	319
Emil Oswald, Amriswil	320
Direktor Albert Petermann, Steffisburg	321
G. Pfister, Kemptthal	322
Direktor H. Pfister, Bern	323
Dr. Albert Portmann, Luzern	324
Hans Reichen, zum „Bären“, Ostermundigen	325
W. F. Rheinboldt-Looser, Rüschlikon	326
Dr. A. Riedweg, Luzern	327
Ernst Rindlisbacher, „Sommerleist“, Bern	328
Direktor A. Roniger, Rheinfelden	329
Otto Roth, Biel	330
E. Roth-Saxer, Lenzburg	331
Dr. H. Roth-Scheurer, Muri bei Bern	332
Dr. med. Ruchti, Herzogenbuchsee	333
E. Ruf, Solothurn	334
Otto Ruff, Zürich	335
Dr. med. Ernst Ruppaner, Samaden	336
Rutsch-Kuchen, Lyss	337
Jakob Schenk, Sädel, Thun	338
Adrian Schild, Tuchfabrikant, Bern	339
Adrian Schild, Tuchfabrikant, Bern	340
Adrian Schild, Tuchfabrikant, Bern	341
Pfarrer Schild, Dürrenroth	342
Dr. Schindler, Dozent, Bern	343
Georg Schmalz, Grundbuchgeometer, Konolfingen	344
Gottlieb Schneider, Gutsbesitzer, Wabern	345
Dr. Hans Schnyder, Biel	346
Schulthess, zum „Hecht“, St. Gallen	347
Dr. E. Schüpbach, „Astra“, Steffisburg	348
Rudolf Schürch, Buchhandlung, Zürich	349
Rudolf Schürch, Buchhandlung, Zürich	350
Regierungsrat Schwegler, Baudirektor, Luzern	351
Direktor H. Seiler, Zermatt	352
Robert Siegenthaler-Gasche, Bern	353
H. Siegenthaler-Glauser, Domänenverwalter, Muri bei Bern	354
A. Sollberger, Konservenfabrikant, Bern	355
Dr. med. Speckert, Zürich	356
Hugo Sprecher, Quader, Chur	357
Gustav Stähli, Guidenfeldweibel, im Ghei bei Rüschlikon	358
J. Stähli-Rebmann, Zürich	359
Dr. C. Staub, Tierarzt, Menzingen (Zürich)	360
Stehler, Biel	361
Gemeinderat Steiger, Bern	362
E. Steiner, jun., Zürich	363
E. Steiner, jun., Zürich	364
Dr. Karl Stettier, Redaktor, Bern	365
Rud. Stettler, zur „Sonne“, Silvaplana	366
Hans Stucker, Bern	367
Minister Stucki, Bern	368
Walter Stucki-Roth, Liebefeld-Bern	369
Dr. Ernst Studer, Emmenbrücke (Luzern)	370
E. Styger, Pferdehändler, Luzern	371

Erwin Tanner, Inspektor, Bern	372
Ernst Thönen, Lehrer, „Neuegg“, Sumiswald	373
A. Treier, Bern	374
C. Tschan, zur „Börse“, Zürich	375
Finanzdirektor Türlér, Biel	376
Adolf Vallaster, Architekt, Luzern	377
Gebrüder Vogel, Zürich	378
Hans Wägli, Taxihalter, Bern	379
Hans Wagner, Luzern	380
Dr. Hans Wagner-Balsiger, Arzt, Koppigen	381
Roland Weibel, Lyss	382
Adolf Welti-Furrer, Zürich	383
J. Wenge-Iseli, Fabrikant, Gümligen	384
Charles Wirz, Genève	385
Ad. Wüthrich-Dürr, Zürich	386
E. Wyss, Gemeindepräsident, Herzogenbuchsee	387
Gebrüder Wyss, Spediteure, Solothurn	388
Gottfried Wyss, Sohn, Bern	389
Hans Wyss, Fabrikant, Biel	390
Hans Wyss, Fabrikant, Biel	391
Hans Wyss, Fabrikant, Biel	392
Hans Wyss, Fabrikant, Biel	393
Hans Wyss, Fabrikant, Biel	394
Jakob Wyss, Bern	395
Siegfried Ziegler, Papierfabrikant, Grellingen	396
Zimmermann, Huthaus „Sedeco“, Bern	397
Dr. Zuber, Zürich	398
Alfred Zürcher, St. Gallen	399

Behörden, Gesellschaften usw.:

Militärdepartement des Kantons Solothurn	400
Schweizerische Landesbibliothek, Bern	401
Eidgenössische Pferderegieanstalt, Thun	402
Gemeindebetriebe von L. in L.	403
Vorort des Schweizerischen Verbandes für Pferdesport, Bern	404
Schweizerisches Bauernsekretariat, Brugg	405
Schweizerwocheverband, Solothurn	406
Schweizerische Zentrale für Handelsförderung, Solothurn	407
Zentralstelle für das schweizerische Ursprungszeichen, Bern	408
Kur- und Verkehrsverein St. Moritz	409
Rennverein St. Moritz	410
Akademische Reitsektion Zürich	411
Reitklub des Offiziersverein Herisau, Herisau	412
Reitklub St. Moritz	413
Reitverein Solothurn	414
Reitverein Solothurn	415
Appenzellische Offiziersgesellschaft, Herisau	416
Bündner Offiziersgesellschaft, Chur	417
Offiziersverein des Kantons Schwyz, Schwyz	418
Société des officiers La Chaux-de-Fonds	419
Circolo ufficiali del Mendrisiotto, Chiasso	420
Pferdezuchtgenossenschaft Schwarzenburg	421
Wohnbaugenossenschaft berufstätiger Frauen Berns, Bern	422
Redaktion des „Sport“, Zürich	423
Alpina Käse AG., Burgdorf	424
Fahrradfabrik „Cosmos“, Biel	425
Fahrradfabrik „Cosmos“, Biel	426
Anstalt Kühlewil, Kühlewil	427
Wisa-Gloria-Werke, Lenzburg	428

Beiträge à fonds perdu leisteten:

die Schweizerische Eidgenossenschaft	Fr. 1000.—
die Thurgauische Pferdeuchtgenossenschaft, Weinfelden	Fr. 25.—
le Syndicat chevalin de la Gruyère, Vuippens	Fr. 15.—
die Pferdeuchtgenossenschaft des Sensebezirks, Dürdingen	Fr. 25.—
Herr Rudolf Hostettler, Pferdelieferant, Holligen	Fr. 50.—

Mannschafts-Proviant stellten in drei Sendungen zur Verfügung:

„Astra“, Fett- und Oelwerke, Steffisburg
Gerber & Cie. AG., Erste schweizerische Schachtelkäsefabrik, Thun
Knorr-Aktiengesellschaft, Suppenkonservenfabriken, Thayngen
Konservenfabriken Lenzburg AG., Lenzburg
Nobs-Werke, Kraftnährmittelfabrik, Münchenbuchsee

Die Pferde wurden der Saumkolonne zur Verfügung gestellt:

Pferd „Tell“ von Pferdelieferant Rudolf Hostettler, Holligen (Bern)
Pferd „Winkelried“ von Pferdelieferant Ernst Liechti, Zollikofen
Pferd „Franc-Montagnard“ von Hans Schwarz, Köniz
Pferd „Arbalète“ von Hans Schwarz, Köniz

*

Von der Schreibmaschinenfabrik Hermes wurde eine „Hermes Baby“, von der Fabrik Glycine, Biel, wurden der Mannschaft drei Armbandchronometer gestiftet.

*

Pferdeausüstung, Fahrrad und Munition liess das Eidgenössische Militärdepartement durch die eidgenössischen Zeughäuser in Bern und Thun zur Verfügung stellen. Das Militärrad war ein „Cosmos“-Rad der Bieler Fabrik.

*

Das Zelt wurde von der Firma Geiser & Cie. AG., Buntweberei, Emmenau bei Hasle-Rüegsau, kostenlos zur Verfügung gestellt.